Karl Friedrich Beckers

Weltgeschichte.

Sechste Ausgabe,

neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Zehnter Theil.

Mit Königl. Würtembergischem, Großherzogl. Mecklenburgischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegien.

Berlin,

verlegt bei Duncker und Humblot.

1830.

Inhalt des zehnten Bandes.

Neuere Geschichte. Dritter Zeitraum.

Von 1700 — 1789.

I. Der Spanische Erbfolgekrieg.

II. Frankreich, Spanien, England und Deutschland nach dem Erbfolgekriege.

III. Der Nordische Krieg.

IV. Die Nordischen Staaten nach dem Kriege.

Seite

V. Der Oesterreichische Erbfolgekrieg (1740—1745).

VI. Friedrich der Große bis zum Hubertsburger Frieden.

Neuere Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Von 1700 — 1789.

I.

Der Spanische Erbfolgekrieg.

1. Einleitung.

Wenn der dreißigjährige Krieg und die Ländersucht Ludwigs XIV. der Europäischen Menschheit während des siebzehnten Jahrhunderts nur wenige Zwischenräume friedlicher Ruhe gönnten, so ist das achtzehnte, dessen Geschichte wir jetzt überschauen wollen, noch reicher an Gährungen in dem politischen Systeme unseres Welttheils, welche sich in langen, blutigen Kämpfen entwikkeln. Gleich beim Aufrollen des Vorhangs erscheint das ganze Europa wie ein großes Kriegstheater. Zwei gewaltige Kämpfe, gleich ausgezeichnet durch die Preise, um welche gerungen wird, durch die in Bewegung gesetzten Kräfte und durch bewundernswürdige Kriegsthaten, eröffnen sich mit dem beginnenden Jahrhundert, und reißen alle Staaten in ihren Strudel. Wir wollen mit der Darstellung desjenigen den Anfang machen, der um die Erbfolge in Spanien geführt ward.

Mit den Ansprüchen der durch Verwandschaft mit dem Spanischen Regentenhause verbundenen Fürsten an diese große Monarchie war es also beschaffen. Der Dauphin, Ludwigs XIV. Sohn, war Sohn der ältern Toch=

ter Philipps IV., und Enkel der ältern Tochter Philipps III.; Kaiser Leopolds Mutter war die jüngere Tochter Philipps III., seine Gemahlin die jüngere Tochter Philipps IV. Dagegen machte Oesterreich die gemeinschaftliche Abstammung beider Häuser von zwei Brüdern (Karl V. und Ferdinand I.) geltend, und die Entsagung Ludwigs XIV. bei seiner Heirath mit der Spanischen Infantin (Siehe Th. IX.), worauf Französischer Seits erwiedert ward, diese Entsagung gelte nicht für die männliche Nachkommenschaft der Königin. Um der Furcht der anderen Staaten zu begegnen, daß in beiden Fällen ungeheure Ländermassen unter Ein Haupt kommen würden, wollte Kaiser Leopold seinen zweiten Sohn Karl (aus einer dritten Ehe) zum Könige von Spanien bestimmen, und Ludwig XIV. den zweiten Sohn des Dauphin, Philipp von Anjou. Ein dritter Bewerber war Joseph Ferdinand, Kurprinz von Baiern, dessen Mutter Maria Antonia eine Tochter Leopolds von dessen Spanischer Gemahlin war.

Wilhelm III., der große Vorfechter für Europens Freiheit gegen die drückende Uebermacht Eines Staates, hatte, als Haupt der Seemächte (Englands und Hollands), bei diesem wichtigen Handel vor Allem die Erhaltung des politischen Gleichgewichts und der Ruhe von Europa vor Augen, und auch Ludwig XIV. war bei Frankreichs großer Erschöpfung einem gütlichen Vergleiche nicht abgeneigt. In der That kam es zu einem Theilungsvertrage, der am 11. Oktober 1698 zwischen Frankreich und den Seemächten abgeschlossen ward, vermöge dessen der Dauphin bloß Neapel und Sicilien und Guipuzcoa, Oesterreich, das Herzogthum Mailand, und der Kurprinz von Baiern die ganze übrige Spanische Monarchie

bekommen sollte. Aber Karl II. selbst wollte von einer Theilung seiner schönen Macht nichts wissen, und ließ sich deshalb zu einem Testamente bewegen, in welchem er dem Baierschen Kurprinzen allein das Ganze vermachte.

Aber dieser Prinz starb noch früher als er (6. Febr. 1699), und die alten Schwierigkeiten traten wieder hervor. Zwischen den Seemächten und Ludwig kam bald ein zweiter Theilungsplan zu Stande (3. März 1700), nach welchem der Dauphin, außer dem Königreich Neapel und Sicilien und Guipuzcoa noch Lothringen erhalten, der Herzog von Lothringen durch Mailand entschädigt, und Spanien nebst Indien und den Niederlanden dem Oesterreichischen Prinzen anheimfallen sollte. Der Kaiser Leopold I. sollte selber eingeladen werden, diesem Vertrage beizutreten.

Indeß blieb Karl II. jeder Theilung abgeneigt, und wenn der Oesterreichische Hof seine Sache mit mehr Thätigkeit und Eifer geführt hätte, so wäre es ihm leicht gewesen, den schwachen König zu bewegen, daß er den Erzherzog Karl zum alleinigen Erben der ganzen Monarchie einsetzte. Aber der kaiserliche Gesandte zu Madrid verstand sich schlecht darauf, den Künsten des Französischen, des Marquis von Harcourt, entgegen zu arbeiten, der durch Freigebigkeit, durch gefälliges und einschmeichelndes Betragen die Spanier entzückte. Von Tage zu Tage wuchs das Ansehn und die Partei des feinen Franzosen, und bald hatte er auch den vorzüglichsten Rathgeber des Königs, den Cardinal Portocarrero, Erzbischof von Toledo, auf seine Seite gebracht. Selbst ein Gutachten des gleichfalls für Frankreich gewonnenen Pabstes, Innocenz XII., mußte helfen, den unschlüssigen Karl zu bestimmen. Als daher dieser am 1. November 1700 im

neunundbreißigsten Lebensjahre gestorben war, fand man in seinem Testamente den Herzog Philipp von Anjou zum alleinigen Erben der gesammten Spanischen Monarchie erklärt.

Auf diese Weise war Ludwig XIV. zu einem Ziele gelangt, hinter welchem alle Vortheile, die der Theilungsvertrag verheißen hatte, weit zurück standen. Nur blieb der vorauszusehende Unwille Oesterreichs und der Seemächte so bedenklich, und der erschöpfte Zustand Frankreichs schien dem drohenden Kriege so wenig gewachsen, daß Ludwig dennoch ernstlich in Ueberlegung zog, ob er das Testament annehmen solle oder nicht. Im Staatsrathe waren die Meinungen getheilt; endlich entschied sich Ludwig für die Annahme, und erklärte am 16. November 1700 seinen Enkel Philipp von Anjou mit vieler Feierlichkeit zum Könige von Spanien. Der siebzehnjährige Philipp, der Fünfte genannt, verließ bald darauf Versailles, um sich in sein neues Königreich zu begeben, und hielt am 14. April 1701 zu Madrid seinen Einzug. Die Spanier selbst waren so erfreut, ihren bisherigen alten Erzfeind Ludwig, nun ohne allen Streit in ihren Schutzherrn verwandelt zu sehen, daß die Minister noch vor Philipps Ankunft dem Könige von Frankreich die ganze Regierung überließen, und ihn, wie er selbst im Scherze sagte, zu ihrem Premierminister machten.

Damals war Maximilian Emanuel, Kurfürst von Baiern, ein beherzter, ehrgeiziger Mann, Statthalter der Spanischen Niederlande. Seine Ansprüche auf einen Theil der großen Erbschaft durfte Ludwig nicht verachten, wenn er nicht dem Kaiser einen Bundesgenossen mehr zuführen wollte. Er erkannte ihm daher in einem schon am 7. November in Madrid geschlossenen geheimen Vertrage, den Besitz dieser Niederlande für sich und seine Nach-

kommen zu, und dafür war denn der Kurfürst der erste von allen auswärtigen Fürsten, der seinem Vetter Philipp Glück wünschte, und in allen erforderlichen Fällen seine Dienste anbot. Sein Bruder Joseph Clemens, Kurfürst von Köln, den man gleichfalls mit glänzenden Verheißungen körnte, ermangelte nicht, der neuen Freundschaft beizutreten.

Beide Verbündete konnten Frankreich sehr nützlich werden. Da Wilhelm III. zauderte, Philipp V. als König anzuerkennen, so ließ Ludwig in aller Stille Französische Truppen in die Spanischen Niederlande einrücken, und diesen wußte der Kurfürst von Baiern so geschickt und so heimlich in einer Nacht eine Anzahl von Festungen zu eröffnen, in welchen die Generalstaaten seit einigen Jahren acht bis zehntausend Mann ihrer besten Truppen zu ihrer Sicherheit liegen hatten, daß die Holländischen Besatzungen froh seyn mußten, als man sie nach einiger Zeit nur nach Hause ziehen ließ. Auch der Kurfürst von Köln nahm gegen gewisse Hülfsgelder Französische Regimenter in sein Land auf, „zum Besten und zur Erhaltung der Ruhe des Deutschen Reichs," wie in den Manifesten zu lesen war.

Die Holländer waren zu wenig gerüstet, als daß sie nicht Philipp V. durch ein Glückwünschungsschreiben hätten anerkennen müssen, und das Englische Parlament war so sehr zum Frieden geneigt, daß Wilhelm III. sich zu demselben Schritte entschließen mußte. Doch geschah es nur, um Zeit zu gewinnen, und des Kaisers Entschluß abzuwarten. Denn ruhig konnten beide Seemächte, deren größter Wohlstand auf dem Handel mit Spanien und dessen Kolonien beruhte, es unmöglich ansehen, daß alle diese Handelsvortheile nun durch die Vereinigung Spa-

niens mit Frankreich dem letzteren Lande zufließen sollten. Sie rüsteten sich daher im Stillen, um dem Kaiser, sobald er den Krieg beginnen würde, mit voller Macht beistehen zu können, nicht ohne die Absicht, dadurch eben so sehr ihre Macht in Amerika auf Kosten Spaniens auszubreiten, als das Gleichgewicht in Europa zu erhalten.

---

2. Oesterreich eröffnet den Krieg.

(1701.)

Der Kaiser Leopold I. war in der That entschlossen, das, was er für sein Haus auf dem Wege der Unterhandlungen nicht hatte erreichen können, mit Waffengewalt in Anspruch zu nehmen, und bot, trotz der Erschöpfung seiner Staaten, Alles auf, um ein Heer von siebenzigtausend Mann in's Feld zu stellen. Zwanzigtausend sollten zur Bedeckung der Erbstaaten zurückbleiben; mit eben so vielen sollte der Prinz Ludwig von Baden, ein alter, im Türkenkriege versuchter Feldherr, die Rheinpässe vertheidigen, und dreißigtausend sollten unter seinem größern Schüler, dem berühmten Prinzen Franz Eugen von Savoyen, über die Alpen gehen, und sich der Spanischen Besitzungen in Italien (Mailands, Neapels und der Toscanischen Seehäfen) so schnell als möglich versichern.

Hier kam es nun darauf an, sich recht viele Freunde und Bundesgenossen zu verschaffen; und da sah man denn einen eifrigen Wettstreit zwischen den beiden Gegnern, einander zuvorzukommen. Auch hier kamen die Oesterreicher, wie gewöhnlich, zu spät. In Italien waren schon die Herzoge von Savoyen und Mantua und der

Mailändische Statthalter, Prinz von Baudemont, durch Französisches Geld gewonnen, und alle hatten schon Französische Truppen in ihre Länder und Festungen eingenommen (Apr. 1701.), ehe noch ein Oesterreichisches Heer beisammen war. Umsonst forderte sie der Kaiser bei Strafe der Reichsacht auf, ihrer Verbindung mit dem Reichsfeinde zu entsagen, und den Mailändischen Statthalter insbesondere, sein dem Reiche anheimgefallenes Lehen zurückzugeben. Der letztere antwortete sehr höflich, er glaube Sr. Kais. Maj. keinen größeren Beweis davon geben zu können, wie sehr er deren Achtung zu verdienen wünsche, als wenn er seiner Pflicht getreu bleibe, und seinem neuen Könige mit demselben Eifer diene, den er dem alten bewiesen habe. Dieser letztere aber habe ihm, laut seines Testaments, den Auftrag hinterlassen, Philipp V. als seinen Nachfolger anzuerkennen; für diesen also sey er auch bereit Gut und Leben aufzuopfern.

Im nördlichen Deutschlande fand Leopold dagegen zwei treue Freunde, den neuen Kurfürsten von Hannover, und den noch neueren König Friedrich I. von Preußen. Beide waren durch das Band der Dankbarkeit und gegenseitigen Verbindlichkeit an das Kaiserhaus gefesselt. Beiden nämlich hatte Leopold I. ihre neuen Würden nur aus Rücksicht auf die wesentlichen Dienstleistungen bestätigt, die sie ihm dafür versprochen hatten. Wie sehr der Erstere mit der Eifersucht seiner Mitstände zu kämpfen gehabt, ist schon früher (Siehe Th. IX.) erzählt worden. Und noch jetzt waren die deshalb im Fürstenrathe entstandenen Streitigkeiten nicht alle beigelegt. Der zweite, vorher Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen, ein Sohn des großen Kurfürsten

Friedrich Wilhelm, hatte mit großer politischer Klugheit einen Zusammenfluß günstiger Umstände benutzt, um seiner nur erst im Werden begriffenen Macht durch die Erhöhung des Titels größere Ansprüche auf die Achtung der Nachbarn zu verschaffen; und fast möchte man glauben, er habe eine Ahnung davon gehabt, welch ein herrliches Gebäude einst ein Größerer nach ihm auf diesem Grunde errichten werde. Ihn selbst befeuerte zu diesem Schritte das allgemeine Streben seiner Zeitgenossen nach Erweiterung ihrer Macht: des Sächsischen August, den die Polen, Wilhelms von Oranien, den die Engländer zu ihrem Könige angenommen hatten, und vor allen jenes kühnen Peter I., der schon damals mit den großen Planen umging, die späterhin seine Beharrlichkeit und Karls XII. Unstern ihn so glücklich vollenden ließen. Auch Friedrich III. wollte nicht zurückbleiben; und wenn es auch nicht in seiner Macht stand, die Größe andrer Könige zu erreichen, so wollte er sich wenigstens überall von dem Glanze der Majestät umringt sehen; eine Eitelkeit (wenn man es so nennen will), die allerdings seinen Hof zu einem der prächtigsten in Europa machte. In jenen bedenklichen Zeitläuften mußte dieser Fürst manchem größeren als Bundesgenosse wichtig seyn; und da ihn als solchen jeder für sich zu gewinnen suchte, so zögerten die meisten nicht, ihm in der gewünschten Anerkennung eines Titels zu willfahren. Kaiser Leopold gab seine Zustimmung zuerst. Karl XII. dankte ihm billig für seine Neutralität im Nordischen Kriege, und damit Ludwig XIV. ihn nicht für sich gewönne, so unterhandelten England und Holland früher mit ihm, und schmeichelten ihm deshalb vor allen Dingen mit Glückwünschungsschreiben (31. Jan. und 5. Febr. 1701.).

August II. von Polen, Friedrich IV. von Dänemark und der Zar Peter folgten bald nach. Frankreich und Spanien erkannten ihn erst im Utrechter Frieden an. Der für jeden Preußen festliche Tag, an welchem sich Friedrich III. (als König, der Erste) zu Königsberg unter großen Feierlichkeiten die Krone selber aufsetzte, war der 18. Januar 1701.

Dafür nun — um wieder einzulenken — gingen im Sommer desselben Jahres zehntausend Preußen und Brandenburger nach Italien, um unter den Fahnen des siegreichen Eugen die Sache des Kaisers gegen Ludwig XIV. ausfechten zu helfen. Auch der neue Kurfürst von Hannover sandte eine beträchtliche Anzahl Truppen. August von Sachsen war um diese Zeit von Karl XII. zu sehr bedrängt, um noch Anderen beistehen zu können. Die übrigen Reichsfürsten fanden keinen Beruf, an einem Kriege Theil zu nehmen, dessen Lasten und Schmerzen doch am meisten auf sie selbst fallen mußten, sobald die Französischen Heere, wie zu erwarten stand, über den Rhein her in das stets uneinige, und eben dadurch fast wehrlose Deutschland einbrachen. Die vier Oberländischen Kreise traten zwar für sich in ein Bündniß zusammen, kraft dessen sie den Feind von ihren Gränzen abhalten und ihre Neutralität im Nothfall mit Gewalt behaupten wollten; aber eine Verbindung mit dem Kaiser wiesen sie durchaus von der Hand, um so mehr, da er ihnen unlängst durch die Begünstigung des Herzogs von Hannover, und durch die Vorladung der Italienischen Lehnsträger ohne ihre Zuziehung, neuen Stoff zum Mißvergnügen gegeben hatte. Der Kurfürst von Baiern versprach Neutralität, aber auch das nur zum Schein, denn, wie wir wissen, war er längst in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten.

Aber was den Kaiser mehr als viele tausend Krieger einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens hoffen ließ, war der glückliche Umstand, daß er einen Feldherrn an die Spitze seiner Truppen stellen konnte, der zu den ersten kriegerischen Talenten seiner und aller Zeiten gehört, den schon erwähnten Prinzen Eugen von Savoyen. Dieser Held ist es werth, daß wir um seinetwillen auf einige Augenblicke noch den Lauf der Geschichte unterbrechen.

Er war der jüngste von fünf Söhnen Eugen Moritzens (Titulargrafen von Soissons, aus einer Seitenlinie des Savoyischen Hauses, der als General der Schweizer und Statthalter der Champagne in Französischen Diensten stand) und einer weiland schönen Nichte Mazarins, Olimpia Mancini. Wegen seines schwächlichen Körpers ward der kleine Eugen (geb. zu Paris den 18. Oct. 1663) zum geistlichen Stande bestimmt, lernte auch früh und mit großem Eifer Griechisch und Latein, und ward schon im Scherz von Ludwig XIV., der ihn zuweilen sah, das Aebtchen genannt. Aber mit jedem Jahre fand er sich zur Theologie weniger aufgelegt, und von allen Büchern, die ihm vorgelegt wurden, las er keine lieber als die alten Geschichtschreiber, besonders solche, welche die Kriegsthaten großer Helden beschrieben. Noch unerwachsen verlor er seinen Vater, und dies nöthigte seine Mutter, den Hof zu verlassen, und in den Niederlanden ihren Wittwensitz aufzuschlagen. Ihre älteren Söhne hatten bereits Regimenter. Auch Eugen erbat sich eins, aber der König, der ihn wegen seiner Kleinheit verachtete, fand den Einfall wunderlich, und empfahl ihm, im geistlichen Stande zu bleiben.

Er war im zwanzigsten Jahre, als die Nachricht von dem neu ausgebrochenen Türkenkriege erscholl (1683).

Mehrere mißvergnügte Officiere glaubten mit Recht, daß man selbst dem Feinde gegen die Ungläubigen beistehen dürfe, und baten um Erlaubniß, nach Wien zu gehen. Unter diesen war auch Eugen und einer seiner Brüder. Je kälter Ludwig XIV. die Ritter entließ, desto freudiger empfing sie der Kaiser Leopold. Sie wurden nach Raab in Ungarn geschickt. Eugen, glücklicher als sein Bruder, den sein Pferd erschlug, lernte den Dienst mit Ernst und Eifer, und gab schon bei dem berühmten Entsatz von Wien durch Sobiesky Proben von großer persönlicher Tapferkeit, die auch der Kaiser mit einem Dragonerregimente belohnte. Dennoch veranlaßte seine schwächliche Figur und sein grauer Obermantel, in dem er öfters auszureiten pflegte, die kaiserlichen Soldaten noch lange zu dem Scherze: der kleine Capuziner werde auch nicht vielen Türken den Bart ausraufen.

Aber er wußte sich bald mehr Ansehen zu verschaffen. In den folgenden Türkenkriegen, die er mitmachte, ging er dem kriegserfahrnen Prinzen Ludwig von Baden, und dem noch berühmtern Herzog von Lothringen (Karl V.) nicht von der Seite, beobachtete alle ihre Plane, und richtete ihre schwierigsten Aufträge aus, so daß der letztere ihn bei seiner Rückkehr nach Wien dem Kaiser mit der Versicherung vorstellte, in diesem jungen Helden blühe der erste Feldherr seines Jahrhunderts auf.

Leopold, dieser Empfehlung eingedenk, bediente sich des Prinzen nach dem Ausbruche des dritten Raubkrieges Ludwigs XIV. 1688 in Italien gegen Catinat, ernannte ihn 1691 zum Commandanten von Turin, und 1693 zum Generalfeldmarschall, und hatte so sehr Ursach, sich zu dieser Wahl Glück zu wünschen, daß selbst der stolze Ludwig sich alle ersinnliche Mühe gab, diesen

gefährlichen Feind wieder auszusöhnen. Er ließ ihm die Statthalterschaft der Champagne, die Würde eines Marschalls von Frankreich, und ein jährliches Gehalt von 2000 Louisd'or anbieten, wenn er zu ihm zurückkehren wollte. Aber Eugen betrachtete mit Recht das Land, das ihn liebreich aufgenommen, als sein wahres Vaterland, und antwortete dem Abgesandten mit der Würde eines Fabricius: „Sagen Sie Ihrem König, daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, welches eben so viel werth ist, als der Französische Marschallsstab. Geld brauche ich nicht. So lange ich meinem Herrn pflichtmäßig diene, werde ich dessen genug haben." Und höchst musterhaft ist die Dankbarkeit, mit der er dem Hause Oesterreich ergeben blieb. Alle drei Kaiser, denen er diente, kamen ihm am Geiste nicht gleich, und mußten seiner Einsicht unbedingt huldigen; dennoch fiel ihm nie ein, etwas mehr als ihr Diener seyn zu wollen, und in seinen späteren Jahren hörte man ihn oft sagen: „Leopold war mein Vater, Joseph mein Bruder, und Karl ist mein Herr." Er erkannte sich selbst so richtig, und war so vollendet in sich, daß man nie eine Bemühung bei ihm wahrnahm, sich über Andere erheben zu wollen; eine Gemüthsbeschaffenheit, die ihn mit dem Epaminondas, du Guesclin und Bayard in einer Reihe stellt. Seine amtlichen Berichte stellen selbst die glücklichsten Anordnungen, die seine Klugheit entworfen und seine Thätigkeit ausgeführt hatte, als nothwendige und natürliche Maßregeln vor, die sich von selbst verständen, und alle Zufälle, feindlichen Fehler, und was sonst ohne seine Berechnung zum glücklichen Ausgang einer Schlacht beigetragen, sind aufrichtig mitgenannt. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich auf die unbedeutendsten Dinge, und seine Officiere fürchteten

eben so sehr seinen Falkenblick, als sein ungeheures Gedächtniß. Mitten in der Verwirrung der Schlacht blieb er besonnen und ruhig, und Furcht war ihm ganz fremd. Thätigkeit war sein Element. In den Jahren der Kraft brauchte er nur drei Stunden zum Schlaf. Seine Erholung waren die Studien der Mathematik und der Geschichte, auch wol der Philosophie. Noch in seinem Alter wußte er aus den alten Geschichtschreibern ganze Seiten auswendig. Alle Anordnungen zu Angriffen und Belagerungen entwarf er mit eigner Hand. Zum Vergnügen und zur Uebung sann er auf mögliche Fälle, und überlegte, was in jedem derselben zu thun seyn würde. Der Soldat ehrte seinen Eifer und seinen Ernst, bewunderte seine Klugheit und Geistesgegenwart, und liebte ihn wegen seiner väterlichen Sorgfalt. Zum großen Verdrusse manches Verwegenen unter seinen Officieren war er so Bedacht auf Schonung seiner Leute, daß er auch nicht einen einzigen ohne Noth verloren gab. Für die Kranken und Verwundeten trug er die eifrigste Sorge. Ueberhaupt lag ihm die Verpflegung des Heeres, besonders in den Winterquartieren, über alles am Herzen, und wenn Mangel eintrat, so schoß er lieber von dem Seinigen vor, ehe er es an den bestimmten Zahlungstagen am Solde fehlen ließ. Dafür verlangte er aber auch Pünctlichkeit im Dienst und strengen Gehorsam. Ausreißer schoß er oft mit eigener Hand im Fliehen nieder.

Das Aeußere dieses großen Mannes fiel nicht sehr ins Auge. Doch gewann sein kleiner, leichter und sehr gewandter Körper durch die Beschwerden des Krieges bald eine gewisse Festigkeit, und die bleiche Farbe seines länglichen Gesichts verwandelte sich in eine männliche Bräune. Er hielt den Körper sehr gerade, und faßte Jeden, der

mit ihm redete, scharf ins Auge. Seine Stimme war beim Commandiren stark, lebhaft und vernehmlich, außerdem sprach er für einen Franzosen sehr bedächtig und langsam. Die Nase war lang, die Augen schwarz und feurig. Den Mund mußte er beständig offen halten, weil er (wie Friedrich der Große) die Nase unaufhörlich voll Spanischen Tabaks stopfte, womit auch Weste und Busenstreif reichlich bedeckt waren. Sein schwarzes Haar ergraute früh, und machte darauf einer gewaltigen Wolkenperücke, nach damaliger Sitte, Platz.

Nie hat sich ein Ausländer, und zumal ein Franzose, so glücklich in den Deutschen Charakter zu schicken gewußt, als dieser Eugen. Das sah man auch bei Roveredo (im März 1701), wo sich das Heer versammelte. Alles freuete sich, unter ihm zu dienen, und mit blindem Vertrauen folgten ihm Preußen und Oesterreicher auf die Alpengipfel. Aber hier boten sich seiner Kühnheit die ersten Schwierigkeiten dar. Alle Pässe waren schon jenseits von den Franzosen besetzt, und der Marschall von Catinat hatte gute Hoffnung, daß Eugen wohl wieder würde nach Hause kehren müssen. Allein diesem zweiten Hannibal war kein Gebirge unübersteiglich. Ein Berg, Namens Balbi, verschloß einen Ausweg, an den kein Franzose gedacht hatte. Eugen bewaffnete einige Regimenter mit Hacken, Bohrern und Pulver, und in wenigen Tagen war, durch die vereinte rastlose Arbeit so vieler Hände, ein Weg von sechs Meilen in der Länge und neun Fuß in der Breite durch den Felsen grbrochen, auf dem man mit Geschütz und Gepäck ohne Schaden hinüberkam. Wo den Pferden das Ziehen zu schwer ward, legten die willigen Soldaten mit Hand an, und mit Erstaunen sah Catinat den ganzen Zug von den

Ber-

Bergen herabkommen, und, ehe er es verhindern konnte, die Ebene von Verona bis an die Etsch besetzen (28. Mai). Bald täuschte Eugen ihn nun durch unerwartete Wendungen, bald verschanzte er sich so klug, daß er nicht anzugreifen war, und zuletzt (7. Jul.) überfiel er ihn bei Carpi und schlug ihn aufs Haupt. Da mußte Catinat sich über den Mincio und Oglio zurückziehen, und Eugen nahm eine treffliche Stellung bei Chiari, wo er sein Lager meisterhaft verschanzte.

Dieser erste ungünstige Erfolg für die Franzosen verursachte am Hofe von Versailles große Unzufriedenheit. Die Maintenon hatte das Vertrauen, daß unter dem Befehl ihres Lieblings, des Marschalls von Villeroi, die Sachen besser gehen würden. Catinat ward daher abgerufen, und Villeroi traf am 22. August bei dem Heere ein. Er hatte Befehl, zu schlagen, ging deshalb über den Oglio, griff Eugen in seinem verschanzten Lager bei Chiari an (1. Sept.) und wurde geschlagen, so völlig, daß drittehalb tausend Franzosen gegen wenige Deutsche auf dem Wahlplatze blieben, und ein allgemeiner Rückzug erfolgte. Beide Feldherren beobachteten sich noch zwei Monate, und gingen dann in die Winterquartiere, die Franzosen ins Mailändische, die Deutschen in das Gebiet von Mantua, Guastalla und Mirandola. Aber selbst im Winter machte Eugen noch einen Meisterstreich. Er ließ durch einen leise hinan geschlichenen Reiterhaufen den Französischen Oberfeldherrn in Cremona überfallen (1. Febr. 1702), und schickte ihn gefangen nach Wien, worüber die alte Frau von Maintenon untröstlich war.

3. Das große Bündniß gegen Frankreich.

Bisher hatten die Seemächte noch immer mit Frankreich unterhandelt, und eine billige Genugthuung für den Kaiser, die Räumung der Niederlande von Französischen Truppen, und Schifffahrt und Handel nach allen Spanischen Staaten mit den bisherigen Vortheilen und Rechten verlangt; aber Ludwig XIV. glaubte jetzt Meister zu bleiben, auch wenn er alle diese Forderungen abschlüge. Unter diesen Umständen war es für Wilhelm III. eine politische Nothwendigkeit, sich des Kaisers anzunehmen. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und man beschloß von Seiten der Seemächte, Oesterreichs Ansprüche mit gewaffneter Hand zu unterstützen. Eugens guter Anfang hatte Allen Muth gemacht. Am 7. September 1701 ward das große Schutz- und Trutzbündniß zwischen Oesterreich, England und den Niederlanden geschlossen. Man wollte alle Spanischen Nebenländer in Europa erobern, und dafür sorgen, daß wenigstens Frankreich und Spanien nie unter Einem Scepter vereinigt werden könnten; was die Seemächte im Laufe des Krieges von den Spanischen Besitzungen in Amerika erobern würden, das sollten sie behalten.

Noch hatte das Englische Parlament dem Könige nicht mehr als zehntausend Mann bewilligt. Ein Glücksfall wollte, daß die Stimmung des Volks sich plötzlich zu weit größerer Begünstigung des Unternehmens wendete. Der frühere König, Jacob II., der sich nach seiner Entthronung dreizehn Jahre in St. Germain aufgehalten hatte, starb daselbst am 16. September 1701 und hinterließ einen Sohn, der noch immer Anspruch machte, der einzige rechtmäßige Erbe der Englischen Krone zu

seyn. Da glaubte nun Ludwig XIV., nichts Klügeres thun zu können, als wenn er durch die Unterstützung dieses Prätendenten im Innern Englands Zwietracht säete. Allein das Verderbliche dieser Maßregel fiel ganz auf ihn selbst zurück. Die übertriebenen Gerüchte von einer bevorstehenden Landung des Prätendenten an der Spitze eines Französischen Heeres erbitterten die Engländer, die ihren König nach Verdienst schätzten, und die katholischen Stuarte haßten, so sehr, daß Wilhelm es wagen durfte, ein neues Parlament zusammenzurufen, welches ihm nun Subsidien für vierzigtausend Mann Landtruppen und eben so viel Matrosen bewilligte.

Wilhelm III. konnte oder wollte dießmal nicht selbst an die Spitze treten, aber das Kennerauge dieses ausgezeichneten Feldherrn fand einen Mann für diese Stelle, der ihr vollkommen gewachsen war, nämlich den durch seine Thaten in diesem Kriege so berühmt gewordenen Grafen, nachmaligen Herzog von Marlborough *), der zuerst in den Jahren 1672 und 73, da die Engländer Frankreichs Verbündete gegen Holland waren, unter dem großen Turenne **) seine Schule gemacht, und späterhin unter Wilhelm III. selbst seine großen Anlagen für den Krieg weiter ausgebildet hatte. Dieser schiffte sich im März 1702 als Oberbefehlshaber der Englischen und Holländischen Landmacht nach den Niederlanden ein, und

*) Vollständig John Churchill, Graf von Marlborough. Er war geboren den 20. Jun. 1650, und zuerst Kammerpage bei Jacob II., damaligem Herzog von York, gewesen.

**) Türenne zeichnete ihn sehr aus. In seinem Lager hieß er nur der schöne Engländer. In der That sollen die außerordentliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit seines Körpers, verbunden mit der Lebhaftigkeit seines Geistes, ihn unwiderstehlich gemacht haben.

um dieselbe Zeit erfolgte die Kriegserklärung der Seemächte gegen Frankreich.

Aber die Englischen Truppen waren noch nicht lange in Holland gelandet, als die unerwartete Nachricht einlief, Wilhelm III. sey am 19. März an den Folgen eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde gestorben, und seine Schwägerin Anna, Jacobs II. Tochter und Gemahlin des Dänischen Prinzen Georg, habe als nächste Erbin die Regierung angetreten. Zum Glück veränderte dieß nichts in den getroffenen Maßregeln. Wilhelm hatte seiner Nachfolgerin noch auf dem Sterbebette den Grafen von Marlborough als den vorzüglichsten Mann im ganzen Königreiche empfohlen, und dieser erhielt darauf sogleich von ihr den Auftrag, den Generalstaaten zu versichern, daß sie ganz nach den Grundsätzen ihres preiswürdigen Vorfahren regieren werde.

Preußen ließ zuerst eine ansehnliche Truppenabtheilung zu Marlboroughs Heere stoßen, und am 8. Mai trat auch der Kurfürst von Trier dem großen Bündnisse bei. Das vereinigte Heer rückte nun am Rhein hinauf, um die Franzosen aus dem Kölnischen Gebiete zu vertreiben, welches der unpatriotische Kurfürst ihnen eingeräumt hatte, und wofür er jetzt empfindlich büßen mußte.

Gleich schnell ward das undeutsche Benehmen zweier anderen Deutschen Fürsten, der beiden Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel, gestraft. Diese, noch erfüllt von heftigem Hasse gegen ihren Nachbarn, den Kurfürsten Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg (Hannover), ließen sich von Frankreich durch Geld und große Versprechungen erkaufen, dem Französischen Heere zwölftausend Mann zuzuführen, mit welchen sie vielleicht noch eine andere Absicht, eben jenen Nachbar betreffend, ausführen

wollten. Der Vertrag deshalb war schon am 1. Mai 1701 mit Frankreich geschlossen worden. Der Sommer und Winter gingen mit geheimen Rüstungen hin. Umsonst erinnerten Oesterreich, Preußen und England sie gütlich an ihre Pflicht; der Privathaß war stärker als die Liebe zum Gemeinwohl. So mußte man denn Gewalt brauchen. Mit Freuden übernahm der gleich entflammte Nachbar Georg Ludwig im Namen des Kaisers das Strafamt. Ganz plötzlich, in der Nacht vom 19. zum 20. März 1702, brachen Hannöverische Truppen ins Braunschweigische ein, besetzten alle Städte und Dörfer, entwaffneten die Einwohner und zogen einen Gränzcordon rings umher. Der Streit ward dadurch beigelegt, daß der Kaiser beide Brüder trennte, den jüngern von aller Mitregierung ausschloß, und dem ältern eine Entschädigung versprach, wenn er von dem Französischen Bündnisse abtreten und sich mit ihm vereinigen wollte. Er that, was er nicht lassen konnte, und sah sein Land wieder frei.

Mit den übrigen Reichsständen unterhandelte der Kaiser noch immerfort. Einzelne Kreise hatten sich, wie schon gesagt ist, längst zu einer bewaffneten Neutralität vereinigt, aber der angreifende Theil hatten sie nicht seyn wollen; und des Kaisers Vorstellungen, daß es Sache des gesammten Reiches sey, wenn so wichtige Lehen, wie Mayland, Mantua und Savoyen, in Gefahr seyen von demselben abgerissen zu werden, hatten nur einen schwachen Eindruck auf sie gemacht. Jetzt endlich, da sie sahen, daß fast das halbe Europa gegen Ludwig XIV. verbündet war, und wol kein braver Mann in Deutschland lebte, der nicht von gerechtem Zorn gegen diesen Landverwüster entbrannt war, schlossen sie sich auch öf=

fentlich dem großen Bündnisse an. Am 6. October 1702 erfolgte die förmliche Kriegserklärung des Deutschen Reichs, und der Französische Gesandte zu Regensburg erhielt die Weisung, sich binnen 3 Tagen aus der Stadt zu entfernen.

Nicht wenig hatten wol zu dieser Entschließung die glücklichen Erfolge Eugens mitgewirkt; aber was ganz zuletzt noch den Ausschlag gab, war das Betragen Maximilian Emanuels Kurfürsten von Baiern. Ihn hatte nichts bewegen können, die Französische Partei zu verlassen; man wußte, daß er eine ansehnliche Kriegsmacht versammelt hatte, und plötzlich lief die Nachricht ein, er habe am 8. September in der Nacht die reiche und feste Stadt Ulm durch List überrumpelt und mit seinen Dragonern besetzt. Das erregte allgemeinen Unwillen. Leider hatte der Kaiser kein Heer mehr übrig, um gegen den Kurfürsten Gewalt zu brauchen, und das Reichsheer unter dem Prinzen Ludwig von Baden war am Rheine sehr nöthig, wo es bereits die Französische Festung Landau erobert hatte (10. Sept.), und nun den Marschall von Villars aufzuhalten suchte, der kurz darauf ein starkes Französisches Heer mit großer Geschicklichkeit bei Hüningen über den Rhein setzte und die Deutschen am 14. October bei Friedlingen mit überlegener Macht angriff. Ungeachtet der Verlust in dieser Schlacht auf beiden Seiten ziemlich gleich war, so mußte sich Villars doch wieder über den Rhein zurückziehen, und konnte sich nicht, wie er gewünscht hatte, mit dem Kurfürsten von Baiern vereinigen. Eugen hatte in diesem Jahre in Italien nur vertheidigungsweise verfahren können, weil die Französische Macht der seinigen weit überlegen war, und nach Villeroi's Abgang von einem Feldherrn

angeführt wurde, der es würdig war, der Gegner eines Eugen zu seyn, von dem Herzog von Vendome. Beide beobachteten sich fast bloß, schlugen sich einmal bei Luzzara (15. Aug. 1702), aber ohne Entscheidung, und gingen darauf in die Winterrastungen. Die verbündete Flotte, unter dem Befehle des Herzogs von Ormond nahm hingegen im October im Hafen von Vigo in Galicien die Spanische Silberflotte weg, und zerstörte einen großen Theil der Spanischen Seemacht.

4. Die Baiern in Tyrol.

(1703.)

Im folgenden Jahre (1703) erhielt das große Bündniß noch zwei neue Genossen, den König Peter II. von Portugal, und den Herzog Victor Amadeus von Savoyen. Jenen bewog der Kaiser dadurch zum Beitritt, daß er ihm eine Anzahl Spanischer Städte versprach; dieser sah sich theils von Frankreich hintergangen, theils war ihm das vornehme, gebieterische Betragen der Französischen Generale, die ihn wie einen untergeordneten Fürsten behandelten, unerträglich; und da ihm nun die Seemächte Geldhülfe und der Kaiser bleibende Vortheile versprach, so trat er ihnen am 25. October förmlich bei. Aber dieser Schritt kam seinem armen Lande theuer zu stehen. Die Franzosen überschwemmten es in kurzer Zeit, und erlaubten sich darin aus Rachsucht die größten Ausschweifungen und Erpressungen. Vendome steckte die Savoyischen Hülfstruppen in seinem Heere unter seine eigenen Regimenter, und machte die Officiere zu Gefangenen. Eugen war schon zu Anfang des Jahres nach Wien ge=

reist, um den schlechten Zustand seiner Truppen vorzustellen, und sein Stellvertreter, Graf von Stahrenberg, durfte nur vertheidigungsweise verfahren.

Besser war der jetzt zum Herzog ernannte Marlborough versehen. Er brachte das Jahr mit der Belagerung fester Plätze in den Spanischen Niederlanden und im Kölnischen zu, und eroberte Bonn (15. Mai), Tongern, Huy (25. Aug.), Limburg (27. Sept.), und Geldern (22. Dec.). Zum Gegner hatte er den wieder ausgelösten Marschall von Villeroi, der als ein vielfach Gebrannter das Feuer scheute, und eine Schlacht sorgfältig vermied.

Dieß war aber auch die einzige Gegend, in der die Verbündeten in diesem Jahre Glück hatten. Mitten im Deutschen Reiche loderten jetzt die Kriegsflammen schrecklich auf, durch Schuld des unpatriotischen Kurfürsten von Baiern. Diesen zu züchtigen, hatte der Kaiser sein Land durch zwei Abtheilungen seiner Haustruppen schon im März von zwei verschiedenen Seiten überfallen lassen; allein der Kurfürst hatte die eine glücklich wieder hinausgeschlagen, schützte sich gegen die andere, und besetzte unter großem Geschrei aller Gesandten sogar Regensburg. Um sich mit ihm zu vereinigen, war Villars schon zweimal vergeblich über den Rhein gesetzt, und hatte eben so oft die Deutschen Linien bei Stollhofen vergeblich erstiegen, bis es ihm endlich zum dritten Male (im Mai) gelang, den Markgrafen von Baden durch einen höchst geschickten Marsch durch den Schwarzwald und das Kinzinger Thal zu täuschen, und über Doneschingen und Dutlingen in Schwaben vorzurücken, wohin dann der Kurfürst ihm entgegenkam, so daß die Vereinigung am 12. Mai erfolgte.

Villars war ein ausgezeichneter Feldherr, aber einer von den Menschen, die ihre Freude darin finden, Andere ihre Uebermacht recht peinlich empfinden zu lassen. Er behandelte den Kurfürsten wie einen Vasallen seines Herrn, und wollte ihm immer nur Gesetze vorschreiben. Gleich der erste Streit entstand darüber, wohin man sich nun wenden wolle. Villars meinte, nach Wien; Maximilian wollte in Tyrol einfallen, und dem Herzog von Vendome den Weg ins Oesterreichische bahnen. Ludwig XIV. mußte endlich entscheiden, und er stimmte für das letztere. Villars blieb nun zur Bedeckung Baierns zurück, und der Kurfürst trat mit etwa sechzehntausend Mann den Zug in das Tyrolische an. Am 17. Junius forderte er Kufstein auf, sich zu ergeben. Der tapfere Befehlshaber dieser Bergfestung gab eine entschlossene Antwort, und ließ, um die Stadt besser vertheidigen zu können, die Vorstädte in Brand stecken. Aber zum Unglück warf ein plötzlich entstehender Sturmwind die Flamme auf die Stadt selbst, das Pulvermagazin sammt allen Bomben und Granaten flog in die Luft, und während die Besatzung in größter Verwirrung zum Löschen und Retten Hand anlegte, erstiegen die Baiern das Schloß. Im ersten Schrecken über diese Begebenheit ergaben sich auch die nächstgelegenen Plätze, Rattenberg, Hall, Scharnitz, Zirl u. s. w. leicht, und am 25. Junius sogar das so wichtige Innspruck. Von hier aus ging der Zug weiter nach der bekannten Ehrenberger Klause. Auch dieser Paß wurde glücklich erobert, und nun zog man auf den fast unwegsamen Brenner los, den Gipfel der Tridentinischen Alpen, zwischen dem Inn, der Eysach und Etsch. Aber hier war den Eroberern ihr Ziel gesteckt. Die Tyroler, der Schweizer würdige Nachbarn, waren zwar bei dem ersten un=

vermutheten Unfall in ihre Gebirge geflohen, aber nur, um sich mit einander über die wirksamste Vertheidigung zu berathen; dann hatten sie sich in die nur ihnen bekannten und unzugänglichen Schlupfwinkel neben und über jenen gefährlichen Felsenwegen versteckt, und warfen und schossen aus denselben alle Vorübergehenden nieder. Ein Hülfshaufen Oesterreichischer Truppen, den ihnen der Kaiser unter dem General Guttenstein zuschickte, machte ihnen noch mehr Muth, und so kamen sie mit Bogen, Flinten und Knütteln bewaffnet, unter der Anführung des wackern Beamten von Landeck, Martin Sterzinger, zu Tausenden herbei, besetzten alle Höhen über jenen engen Pässen, durch welche die Baiern ziehen mußten, und gaben ein herrliches Beispiel von aufopfernder Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, wie ihre Nachkommen in unseren Tagen es auf dieselbe Weise, und gleichfalls gegen Baiern und Franzosen, gegeben haben. Von allen Felsenspitzen rollten Steine und Baumstämme, flogen Pfeile und Kugeln auf die Feinde herunter, die, dicht zusammengedrängt, unkundig der Gegend, und ohne ihr Geschütz brauchen zu können, ein sicherer Raub des Todes wurden. Kein Schritt war ohne Blut. Auch die versuchtesten Krieger weigerten sich, weiter zu gehen. In einem Hohlwege lauerte ein Tyrolischer Jäger mit seiner Büchse dem Kurfürsten selber auf, schoß aber statt seiner den Grafen von Arco nieder, irre geführt durch dessen reiche Kleidung. Abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt, konnte man überdies in diesen öden Klüften weder aus dem Vaterlande noch von Vendome die geringste Nachricht erhalten. So beschloß man denn in dieser schlimmen Lage, den Vereinigungsplan aufzugeben, und den Rückzug wieder anzutreten. Dieser war

aber noch unglücklicher als der Hinmarsch, denn die immer mehr ermuthigten Bergbewohner tödteten noch eine große Menge, wofür sich denn freilich die Baiern wieder in den durchzogenen Dörfern und Städten an den Weibern und Kindern barbarisch genug rächten. Alle die eroberten Schlösser mußten indeß, bis auf Kufstein, wieder verlassen werden, und so kam denn der Kurfürst sehr kleinmüthig, und nur etwa mit der Hälfte der Mannschaft, mit der er vor zwei Monaten ausgezogen war, im Anfange des August wieder in Baiern an. Vendome war bis Trient gekommen, und nachdem er jenen dort lange vergebens erwartet hatte, mußte er gleichfalls wieder umkehren, um nicht von Italien abgeschnitten zu werden.

Maximilian Emanuel fand seinen Verbündeten, den Marschall von Villars, zwischen Lauingen und Dillingen, und den Oesterreichischen General Styrum bei Haunsheim fest verschanzt, und eben rückte auch Ludwig von Baden mit dem Rheinheere herbei, und warf sich in Augsburg und Friedberg. Dadurch ward den Franzosen und Baiern alle Zufuhr abgeschnitten, und nur ein glückliches Treffen konnte sie retten. Dieß bedachte Styrum nicht, sondern in der Hoffnung, sie noch näher einzuschließen, verließ er sein festes Lager, um bei Donauwerth über die Donau zu gehen. Aber ehe er noch diese Stadt erreicht hatte, holten Villars und der Kurfürst ihn ein, und lieferten ihm am 20. September (1703) zwischen Oberklau und Höchstädt eine Schlacht, in der er, trotz allem Widerstande, der überlegenen Macht weichen mußte. Dadurch erhielten die Franzosen und Baiern wieder Luft, doch thaten sie vor der Hand nichts weiter, weil die Häupter in beständigem Zwiste waren. Dafür aber nahmen zwei

andere Französische Heere, unter dem Herzoge von Bourgogne und dem Marschall von Tallard, die wichtigen Festungen Breisach (6. Sept.) und Landau (16. Nov.) weg, und am 13. December mußte sich auch das reiche Augsburg an die Baiern und den Grafen von Marsin ergeben, den Ludwig XIV. an die Stelle des abgerufenen Villars nach Schwaben gesandt hatte. So schlimm endete den Verbündeten der Feldzug von 1703.

---

5. Die Schlacht bei Höchstädt.

(13. Aug. 1704.)

Ehe sich der Kurfürst in die Winterquartiere begeben, hatte er erst noch am 8. Januar 1704 Passau, den Schlüssel von Oesterreich, beschossen, und am folgenden Tage durch Vertrag eingenommen. Eugen brachte, wie gewöhnlich, den Winter in Wien zu, und hier berathschlagte man ernstlich, wie man das Mißgeschick des letzten Feldzugs wieder gut machen wolle. Was die Noth vergrößerte, war, daß im vorigen Jahr der Aufruhr in Ungern aufs Neue wieder ausgebrochen war, und daß man einen großen Theil der in Deutschland so nöthigen Truppen dort hin hatte schicken müssen. Es war wirklich nahe daran, daß die Ungern sich ganz losrissen, und nach ihrem längst gehegten Wunsche eine eigene Republik gründeten, wozu ihr Anführer, der vom Kaiser schwer beleidigte Fürst Ragoczy von Siebenbürgen, ihnen die Hand geboten hatte. Nur der schlechten Mannszucht und der Uneinigkeit der Ungern unter sich selbst war es beizumessen, daß der Kaiser dieß schöne Königreich unter den gegenwärtigen mißlichen Umständen nicht einbüßte.

In Betreff des Feldzugs in Deutschland ward beschlossen, daß Eugen dießmal gleichfalls dort hin gehen, und, mit Ludwig von Baden und Marlborough vereinigt, an der Vertreibung des innern und äußern Feindes arbeiten sollte. Von den Generalstaaten war nicht zu erwarten, daß sie in Marlboroughs so weite Entfernung willigen würden. Er selbst theilte ihnen daher nur die Hälfte des Plans mit, und bat bloß um die Erlaubniß, bis an die Mosel vorrücken zu dürfen, welches nur nach langem Widerspruche zugegeben ward. Er versammelte darauf im Frühjahr sein verbündetes Heer zu Mastricht, rückte nach Köln, und von da den Rhein hinauf nach Koblenz (im Mai). Dann ging er zum Schein nach Trier, die Mosel hinauf, um die Franzosen zu täuschen, und plötzlich hierauf wandte er sich zurück nach Mainz, und stand in Kurzem, wo ihn Niemand vermuthet hatte, am Neckar *). Hier, bei Heilbronn, kamen Ludwig von Baden und Eugen zu ihm (im Junius). Die Feldherren überhäuften sich mit Höflichkeit. Ludwig nannte Marlborough den Retter Deutschlands, und der Herzog erwiederte darauf, nur von ihm könne er lernen, wie man das Reich retten möge. Eugen rühmte die Schönheit der Marlboroughschen Truppen, und den ungemeinen

*) Dieser Marsch ist eine von Marlboroughs glänzendsten Thaten. Er hatte es nicht bloß mit einem wachsamen und vorsichtigen Feinde zu thun, den er täuschen mußte; nicht bloß vor den Holländern, deren Feldherren durch Eifersucht und Unentschlossenheit seine Thätigkeit schon früher gelähmt hatten, mußte er seine eigentliche Absicht verheimlichen, sondern sogar dem Englischen Ministerium und selbst seiner Königin scheint er nicht sein ganzes Vorhaben enthüllt zu haben, indem seine Feinde im Cabinett, die heftigen Torys, schon damals gegen alle weitaussehenden Kriegsplane ankämpften, und nur eine laue Theilnahme wünschten. S. Coxe Memoirs of John Duke of Marlborough, T. I. p. 234. Ed. in 4to.

kriegerischen Muth, der jedem Einzelnen aus den Augen blitze, und desgleichen er nie gesehen habe, worauf der Engländer entgegnete, wenn dem so sey, wie er sage, so habe einzig die Gegenwart Sr. Hoheit ihnen dieß Feuer eingeflößt.

Die drei Feldherren hielten nun Kriegsrath mit einander, und wurden darin einig, daß Eugen an den Rhein rücken solle, die Linien bei Stollhofen zu vertheidigen. Marlborough und der Prinz von Baden hingegen sollten gemeinschaftlich in Baiern eindringen; und damit nie ein Streit unter ihnen entstehe, so solle jeder von ihnen Beiden einen Tag um den andern den Befehl führen. (Ein trefflicher Gedanke des weisen Eugen.) Marlborough zog hierauf von Heilbronn nach Ulm, wo Ludwigs Reichsheer stand (22. Jun.), und Beide beschlossen nun, mit vereinigter Macht auf die Franzosen und Baiern loszugehen.

Diese standen in einem festen Lager zwischen Lauingen und Dillingen verschanzt. Um aber den Verbündeten den Uebergang über die Donau zu erschweren, sandten sie einen Theil ihrer Truppen, unter dem Grafen von Arco, auf den Schellenberg bei Donauwerth, um sich dort gleichfalls zu verschanzen. Aber dieß glaubten die Verbündeten, die es zeitig genug erfuhren, nicht zugeben zu dürfen. Sie rückten ihnen schnell nach, setzten über die Wernitz, und erschienen am 2. Julius am Schellenberge, auf welchem jene mit ihren Verschanzungen noch lange nicht fertig waren. Marlborough, der an diesem Tage den Oberbefehl führte, wollte sich die Ehre des Angriffs nicht nehmen lassen, und so begann noch spät, gegen sechs Uhr des Abends, die Schlacht. Marlborough führte seine Engländer und Holländer auf dem linken Flügel, Ludwig von Baden seine Reichstruppen auf dem rech-

ten, dem Feinde entgegen. Die Wuth der Fechtenden von beiden Seiten war fürchterlich, aber schon in der ersten Stunde mußten die Baiern weichen. Die Kaiserlichen erstiegen die Verschanzungen zuerst, dann drangen auch die Engländer und Holländer hindurch, und den Angegriffenen blieb nichts übrig, als über die Donau nach Lauingen zu fliehen, auf welchem Wege jedoch viele unter den Hieben der nachsetzenden Reuter fielen, und noch Mehrere in den Fluß gesprengt wurden. Der Verlust an Mannschaft war auf beiden Seiten zwar ungefähr gleich groß, allein den Verbündeten fiel doch das ganze Gepäck sammt allen Zelten der Feinde, einige trefflich gefüllte Magazine in Donauwerth, und sechszehn Kanonen in die Hände. Das reiche Silberzeug des Grafen von Arco ward unter die Soldaten zur Belohnung ihrer Tapferkeit vertheilt.

Der Kurfürst und der Graf von Marsin hielten sich nun auch in ihrem Lager bei Lauingen nicht mehr sicher, und zogen sich daher unter die Kanonen von Augsburg zurück, wo sie eine Verstärkung erwarten wollten, mit welcher der Marschall von Tallard *) bereits unterweges war. Marlborough forderte jetzt den Kurfürsten dringend auf, von dem Französischen Bündniß abzugehen, wozu der Kaiser noch die billigsten Versprechungen fügte; doch umsonst. Man bediente sich hierauf jener letzten Bewegungsgründe der Fürsten, die aus dem Munde der Kanonen hervorgehen. Schrecklich ward das Baierland verwüstet und ausgeplündert, und das Jammergeschrei der Unglücklichen ward so laut, daß der Kurfürst zuletzt wirklich den Anerbietungen des Kaisers Gehör gab.

*) Villars war wegen der Uneinigkeiten zwischen ihm und dem Kurfürsten von Baiern zurückberufen worden.

Aber eben da er einen Vertrag zu Gunsten des Letztern unterschreiben wollte, kam ein Eilbote mit der Nachricht an, der Marschall von Tallard stehe bereits am Rheine, und werde spätestens den 24. Julius eintreffen. Sogleich warf der Kurfürst die Feder aus der Hand, und beschloß, noch einmal den Ausschlag des Waffenglücks abzuwarten.

Tallard kam wirklich durch den Schwarzwald daher=gezogen, und vereinigte sich am 3. August mit dem Kur=fürsten bei Augsburg. Aber wie sein böser Geist, war auch zugleich der lauernde Eugen mit achtzehntausend Mann aus den Linien bei Stollhofen hinter ihm her=gezogen, und stand um eben diese Zeit in der Gegend von Donauwerth, wo sich Marlborough so schnell als möglich mit ihm vereinigte (11. Aug.). Den alten mür=rischen und bedächtigen Prinzen von Baden hatte der Letztere schon vorher listig genug fortgeschickt, indem er ihm die Nothwendigkeit vorgestellt hatte, Ingolstadt zu belagern, wozu sich derselbe aus einer besondern Vorliebe für Belagerungen willig verstanden hatte. Mit Eugen allein wurde der stolze Herzog sehr gut fertig, weil dieser vermöge seiner seltenen Bescheidenheit, um des allgemei=nen Besten willen, jede eigne Anmaßung gern unterdrückte, und dem ältern Feldherrn keinen Vorschlag aufzudringen versuchte, dessen Nothwendigkeit er ihm nicht durch die bloße Darlegung der Gründe einleuchtend machen konnte. Beide rückten nun gemeinschaftlich am Dienstag (12. Aug.) auf den Flecken Höchstädt zu, da sie Nachricht hatten, daß der Feind bereits in der vorigen Woche bei Lauin=gen über die Donau gegangen sey. Beim Recognosciren fanden sie ihn schon in der Gegend von Höchstädt auf=gestellt, und beschlossen sogleich, ihm eine entscheidende Schlacht zu liefern. Am Mittwoch, den 13. August,

rückten sie früh um halb vier Uhr aus dem Lager, und um sechs Uhr bekamen sie den Feind zu Gesicht. Die Kanonade begann gegen halb neun Uhr, aber da man noch einige Moräste umgehen, und über einige Bäche setzen mußte, so fing die eigentliche Schlacht erst um ein Uhr Nachmittags an. Die Franzosen hatten den Vortheil der bessern Stellung und der weit größern Truppenzahl für sich, und nur die höchste Nothwendigkeit konnte die verbündeten Feldherren bewegen, sie anzugreifen. Aber was nur irgend die vereinte Klugheit zweier trefflicher Männer und das Vertrauen ihrer Mannschaft auf sie bewirken konnte, das ward bewirkt. Marlborough führte den rechten Flügel, heimlich betend, gegen Tallard an (er selbst gestand nachher, er habe nie so viel gebetet, als an diesem Tage), Eugen drang mit dem linken auf die Baiern ein. Mehrmals wurden sie zurückgeworfen, aber immer setzten sie sich wieder und gingen aufs Neue in das fürchterlichste Feuer. Ein Englischer General, dessen Reiterregiment schon zweimal geschlagen war, lenkte zur Flucht um. Marlborough holte ihn ein, und rief: „Mein Herr, Sie sind im Irrthum, **dort** steht der Feind, und Sie dürfen ihm nur das Gesicht zukehren, so gehört der Tag Ihnen." Beschämt that jener seine Schuldigkeit, und erhielt so einen Antheil an dem gemeinschaftlichen Siege. Denn nach Sonnenuntergang ward die Flucht der Feinde allgemein. Zwanzigtausend Franzosen und Baiern lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde; 15,220 Mann, und unter diesen der Marschall von Tallard selbst, nebst seinem Sohne und achthundert und achtzehn Officieren, waren gefangen. Mit dem Reste setzten der Kurfürst und der Graf von Marsin über die Donau, um sich unter die Kanonen von Ulm und Memmingen

zu flüchten. Die Beute der Sieger war außerordentlich. Die reiche Kriegscasse, 5300 Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf, 3600 Zelte, zwei Schiffbrücken, hundert und siebzehn Kanonen, vier und zwanzig Mörser, hundert und neun und zwanzig Fahnen, hundert und ein und siebzig Standarten, und siebzehn Pauken fielen in ihre Hände. Das Französische Heer war so gut als vernichtet, ganz Baiern und Schwaben vom Feinde gereinigt, und der bisher so hartnäckige Kurfürst von Baiern nun durchaus zu Grunde gerichtet. Von diesem glorreichen Tage an tönte der Name Marlborough in tausend Liedern wieder, und der Kaiser voll gerechten Dankgefühls gegen den Retter seiner Ehre und den Ueberwinder seiner Feinde, ernannte ihn auf der Stelle zum Reichsfürsten. Er selbst krönte seinen Ruhm noch durch die menschenfreundliche Sorgfalt für die Verwundeten, und durch sein höfliches Benehmen gegen die Gefangenen. Dem tiefgebeugten Marschall von Tallard sagte er über seinen vortrefflichen Charakter verbindliche Dinge; und als dieser äußerte, er habe die bravsten Truppen von der Welt geschlagen, erwiederte er lächelnd: Ich hoffe, Ew. Gnaden werden diejenigen ausnehmen, welche die Ehre gehabt haben, sie zu schlagen.

Dem Kurfürsten von Baiern blieb nun nichts übrig, als mit seinen Bundesgenossen über den Rhein zu ziehen. Sein Land, wie auch die Reichsstädte Regensburg, Augsburg und Ulm, wurde sogleich von den Kaiserlichen besetzt *), die, wie man denken kann, nicht glimpf-

*) Vermöge eines am 7. November 1704 zu Ilbesheim bei Landau mit dem Römischen Könige geschlossenen Vertrages, behielt die Kurfürstin zu ihrem Unterhalte bloß die Stadt und das Rentamt München. Das ganze übrige Land erhielt einen kaiserlichen Statthalter.

lich damit verfuhren; und seinem Abgeordneten auf dem Regensburger Reichstage ward angedeutet, in drei Tagen die Stadt zu verlassen. Die Feldherren zogen hierauf an den Rhein; Ludwig von Baden, um Landau abermals zu belagern (welches am 24. Nov. überging), Eugen und Marlborough hingegen nach Kronweißenburg, um den Marschall von Villeroi abzuhalten. Trier ward von den Franzosen freiwillig verlassen, Trarbach ergab sich an den Erbprinzen von Hessen-Kassel (18. Dec.). Im Spätherbst ging Eugen nach Wien, und Marlborough über Berlin und Hannover nach London. Für Ludwig XIV. begann jetzt eine Reihe von Unglücksfällen und Demüthigungen *).

6. Ausbruch des Krieges in Spanien selbst.

(1704 – 1707.)

Spanien selbst, der Gegenstand des allgemeinen Krieges, hatte dem gewaltigen Streite drei Jahre lang in größter Ruhe zugesehen, als es endlich auch von der Flamme ergriffen ward. Der schwache Philipp V. hatte sich mit

*) Das Unglück Frankreichs in dieser Zeit ward noch durch einen merkwürdigen Aufstand im Innern vermehrt. In den Gebirgen der Cevennen lebte noch eine beträchtliche Anzahl von Menschen, die von den alten Waldensern abstammten, und eine sich den Reformirten nähernde abgesonderte Kirchengemeinschaft bildeten. Wegen ihres Glaubens gedrückt und verfolgt, ergriffen sie im Jahr 1702 die Waffen. Ihr Glaubenseifer erhitzte sich bis zur heftigsten Schwärmerei; es standen Männer und Frauen unter ihnen auf, deren Aussprüche als von Gott eingegebene Prophezeihungen verehrt wurden, und wie der Mensch durch nichts so sehr als durch den Fanatismus bis zu den äußersten Gränzen seiner Kraft getrieben wird, so sah man diese Camisards, wie sie genannt wurden, gegen re-

einer Savoyischen Prinzessin vermählt; diese brachte eine ränkevolle Oberhofmeisterin, die Prinzessin Ursini, mit; ein verhaßtes Weiberregiment verdrängte und erbitterte mehrere Großen von Spanien, die bisher alles gegolten hatten; diese wandten sich nach Portugal, und in Kurzem ward Lissabon der Sammelplatz unzähliger Mißvergnügten aus Spanien. Man fing an, mit den Verbündeten zu unterhandeln, man versprach, den Oesterreichischen Erzherzog Karl als König anzuerkennen, wenn er nur persönlich nach Spanien kommen, und sich an die Spitze der Mißvergnügten stellen wollte. Er reisete wirklich am 19. September 1703 von Wien ab, brachte aber erst

---

gelmäßige, wider sie abgesandte Französische Heere bewundernswürdige Thaten verrichten. Die Grausamkeiten, durch welche sich die Menschheit in Religionskriegen befleckt, fehlten auch hier nicht; da man die von den Camisards gemachten Gefangenen räderte und verbrannte, so vergalten sie dieß durch ähnliche Gräuel. Unter ihren Anführern zeichnete sich vor allen ein junger Mensch, Namens Cavalier, der früher ein Bäckerbursche gewesen, aus. Noch nicht zwanzig Jahre alt, entwickelte er unter den schwierigsten Umständen und Gefahren, an der Spitze seiner undisciplinirten Haufen, alle Klugheit eines erfahrenen Feldherrn. Wenn die Französischen Haufen die Camisards in den unwegsamsten Gegenden des Gebirges aufsuchten und lange umhergeirrt waren, ohne sie auffinden zu können, brachen sie plötzlich aus ihrem Versteck hervor, und vernichteten ihre Feinde. Nachdem der Marschall von Montrevel seine Kräfte vergeblich gegen sie versucht hatte, ward er abgerufen, und Villars mit der Fortsetzung des Krieges beauftragt. Und dieser stolze Feldherr ging 1704 mit dem Bäckerburschen Cavalier einen Vergleich ein, in welchem seiner Partei Gewissensfreiheit zugestanden ward. Cavalier errichtete ein Regiment Camisards für den König, verließ aber nachher Frankreich und starb als General-Major in Englischen Diensten. Aber nicht alle Camisards nahmen jenen Vergleich an; die Empörung entbrannte von Neuem, ein dritter Marschall von Frankreich, der Herzog von Berwick, mußte ausgesandt werden, und dieser erst machte 1705 dem Kampfe ein Ende, der in mehr als Einer Hinsicht eine Art von Wiedererscheinung der Albigenserkriege war.

den Winter in England und Holland zu, und landete am 1. März 1704 mit zwölftausend Engländern und Holländern an der Portugiesischen Küste.

In Portugal fand er noch ein Heer, an dessen Spitze der König Peter II. selbst nach Spanien rückte. In einem Manifest vom 9. März legte er die Gerechtigkeit seiner Ansprüche und seines Krieges gegen Philipp von Anjou dar. Aber beide Fürsten waren schlechte Helden, und ihre Truppen waren elend disciplinirt. Indeß war das Französisch-Spanische Heer, welches der Herzog von Berwick anführte, auch nicht thätiger. Man nahm von beiden Seiten wenig vor, und ging frühzeitig in die Winterquartiere. Hätte nicht die vereinigte Flotte das für England so wichtige Gibraltar weggenommen (4. Aug. 1704), so wäre in diesem ganzen Jahre fast gar nichts geschehen.

Im folgenden Jahre (1705) ward mehr ausgerichtet. Die Verbündeten hatten beschlossen, sich zuerst der Catalonier und Valencier zu versichern, unter denen die Unzufriedenheit über die neuen Französischen Abgaben am größten war. Sie setzten zu dem Ende am 8. August einen Valencier, Namens Basset, ans Land, der die Geschicklichkeit eines Volksaufwieglers im höchsten Grade besaß. Nachdem er mit seiner Schaar zuerst die Stadt Denia überfallen und erobert hatte, ließ er Karl von Oesterreich daselbst zum König von Spanien, und sich selbst zum Vicekönig und Befehlshaber aller Truppen in Valencia ausrufen, und verkündigte eine allgemeine Befreiung von den verhaßten Abgaben. Dagegen sammelte er bittweise freiwillige Kriegssteuern ein, und erhielt mehr, als die Abgaben betragen haben würden. Barcelona ward von seinem Statthalter gegen die verbündete Flotte eine Zeitlang vertheidigt, ergab sich aber endlich auch, und die

Bürger erklärten sich, wie fast in allen übrigen Städten von Catalonien, Valencia, Aragonien und Navarra, für Karl von Oesterreich. Basset benutzte die allgemeine Unentschlossenheit und Verwirrung mit bewundernswürdiger Klugheit. Mit einem kleinen Haufen setzte er sich sogar in den Besitz der Hauptstadt von Valencia, wo er einen der angesehensten Großen Spaniens, den Grafen von Cardonne, zum Vicekönig einsetzte, und seine eigene Mutter, eine bisher unbekannte Frau, zur Marquisin von Callera erhob und ihr die Güter dieses Namens schenkte. Karl konnte nicht weniger für ihn thun, als ihn loben, und alle seine Unternehmungen billigen.

Jetzt brausete der Sturm des Aufruhrs allmählig durch das ganze Land. Parteien kämpften gegen Parteien, und jeder überließ sich seinen persönlichen Leidenschaften, der Raubgier und Rachsucht, so lange die öffentliche Gerechtigkeit gehemmt war, und Niemand wußte, welcher von den beiden Königen die Oberhand behalten würde. Daß man die Engländer, Holländer und Deutschen als Ketzer verabscheute, verstärkte noch das Gift des Parteihasses. Auch die uralte Nationalfeindschaft der Castilier und Aragonier kam wieder zum Vorschein; Gräuel, wie sie Deutschland zur Zeit des dreißigjährigen Krieges erlebt hatte, wurden jetzt in dem ganz aufgelöseten Spanien begangen. Da aber unter den beiden Häuptern, welche sich jetzt um die Krone stritten, keiner von ausgezeichneter Geisteskraft war, so schien es, als sollte nur der Zufall zuletzt einen Ausschlag geben. Karl, der schon Alles gewonnen hatte, zauderte viel zu furchtsam, und anstatt rasch auf Madrid loszugehen, hielt er sich zur Unzeit lange in Barcelona und in Aragonien auf. Aber freilich, außer der Furchtsamkeit, zu der ihn die Natur der Sache

in einem fremden Lande wol berechtigen konnte, war er auch viel zu wenig Herr seiner Truppen, um sich ihnen kühn anvertrauen und etwas mit ihnen wagen zu können. Der Graf Peterborough, Anführer des Englischen Heeres und der Flotte, ließ sich durchaus nichts vorschreiben. Derselbe Fall war es mit Philipp von Anjou, der sich gern den Wünschen seiner Spanier gefügt hätte, wäre ihm nicht jeder Schritt im Cabinette zu Versailles vorgezeichnet worden, und hätte nicht der Französische Gesandte, Graf von Amelot, mit der seinem Volke eigenen Anmaßung immer statt seiner das Wort geführt und die ehrwürdigsten Spanischen Granden mit Verachtung behandelt.

Zwei Französische und zwei verbündete Heere standen in verschiedenen Gegenden Spaniens, ohne nach einem bestimmten Plane zu handeln. Da die beiden Könige nicht über die Truppen ihrer Helfer gebieten durften, so erlaubten sich diese alle Arten von Ausschweifungen, zu denen sich der Soldat in Kriegszeiten vermöge der Unsicherheit seines Lebens berechtigt glaubt. Wer nicht, selbst in Catalonien, wo man sich doch am lautesten für Karl erklärt hatte, dessen Soldaten Haus und Hof, Weiber und Töchter Preis gab, ward als ein Feind des Oesterreichischen Hauses gemartert und niedergemacht. Eben so mußte in Castilien jede Verweigerung des Eigenthums gleich ein Beweis der heimlichen Abneigung gegen Philipp seyn. Im Mai 1706 rückten 30,000 Portugiesen und 12,000 Engländer und Holländer in Estremadura ein, jene von dem Marquis las Minas, diese von dem Grafen Galloway angeführt. Sie nahmen eine Besatzung von 5000 Mann gefangen, die der Französische Marschall von Berwick in Alcantara

geworfen hatte, und nöthigten dadurch den letztern, sich mit dem Reste seiner Mannschaft in die Gegend vor Madrid zurückzuziehen. Er mußte aber bald gar den König Philipp zur Flucht nach Sopetran bereden, da die Portugiesen nach der Wegnahme von Espinar sich auf den Höhen vor Madrid zeigten. Viel zu schwach, um diesen, vermöge der Nationaleifersucht zwischen Spaniern und Portugiesen doppelt verhaßten, Feind abzuhalten, dachte man nur darauf, den Hof in Sicherheit zu bringen. Die Königin zog mit ihren Damen nach Burgos, und der Adel folgte entweder ihr, oder dem Könige in Berwicks Lager, oder begab sich auf seine Güter. Alle Gerichtshöfe wurden geschlossen. Las Minas sandte hierauf zweitausend Reiter nach Madrid, die auch den 25. Junius ohne Widerstand, wiewol mit allen Zeichen des Unwillens und Nationalabscheus eingelassen wurden. Zwei Tage darauf hielt er selbst mit dem Grafen von Galloway seinen Einzug, und Beide stiegen in dem königlichen Lustschlosse Pardo ab. Ihre Truppen lagerten sich außerhalb der Stadt, längst dem Manzanares. Alles war still, auf allen Gesichtern las man Abschen, der nur durch die Furcht zum Schweigen gebracht war. Man stellte die Gerichtshöfe wieder her, aber viele der Richter waren abwesend. Man erwartete Nachricht von Karl, und lud ihn ein, schnell mit dem Heere herbeizukommen; aber alle dahin abgesandten Eilboten wurden von den Spaniern aufgefangen, und Karl, der ganz unthätig bei Saragossa stand, erfuhr nicht das geringste davon, daß die Hauptstadt von Spanien sein sey. Dagegen verbreiteten die Spanier in Madrid das Gerücht, er sey in Aragonien gestorben, und dieß machte seine Anhänger und das Portugiesische Heer unentschlossen und muthlos. Das letztere,

anstatt auf Berwicks schwachen Heerhaufen, der noch immer bei Sopetran verschanzt stand, loszugehen, und ihn sammt dem Könige Philipp über die Pyrenäen zum Lande hinaus zu treiben, ergab sich sorglos der Trägheit und allen Ausschweifungen; und so weit ging der Haß in Madrid, daß selbst die liederlichen Weibspersonen aus der Stadt es planmäßig darauf anlegten, die Portugiesen durch Ansteckung zu Grunde zu richten. Mehr als sechstausend starben in den Hospitälern zu Madrid.

Endlich spät im Julius drang die Nachricht von der Einnahme dieser Stadt auch nach Aragonien zum Erzherzog Karl, der nun sogleich mit dem Heere des Grafen von Peterborough aufbrach. Aber, indem der Marquis las Minas, der langen Unthätigkeit müde, die Stadt verließ, um ihm entgegen zu gehen, schnitt ihn plötzlich der Marschall von Berwick von der Stadt ab, und ließ die im Pardo zurückgebliebenen zweihundert Mann durch fünfhundert Reiter gefangen nehmen. Philipp V. zog darauf am 22. September wieder ein, und ward mit fast sinnloser Freude empfangen. Um Geld zu erhalten, wurden nun alle Diejenigen geächtet, die vorher der Oesterreichischen Partei ihre Häuser geöffnet hatten. Nach vielen Umwegen und ungewissen Märschen vereinigte sich endlich las Minas mit dem Erzherzog an der Gränze von Castilien; aber beide Heere waren jetzt so geschwächt, daß sie gar nicht mehr daran dachten, auf die Hauptstadt loszugehen. Vielmehr ward nach langem Streite der verschiedenen Häupter beschlossen, nach dem getreuen Valencia zurückzukehren, welches sie auch — schon aus Haß gegen die Castilianer — so freudig aufnahm, daß selbst die Franziscaner und Capuziner aus den verschiedenen Klöstern ihnen entgegenzogen, um sie zu bewillkommen.

Der Graf Peterborough war übrigens des vielen planlosen Hin- und Herziehens so satt, daß er seinen Hof um Erlaubniß bat, nach England zurückkehren zu dürfen, da er doch, wie er schrieb, deutlich voraussehe, daß der Erzherzog Karl nimmermehr zur Herrschaft über die Castilier gelangen werde. Es ward ihm bewilligt. Karl kehrte gegen den Winter, auf Bitten der Catalonier, nach Barcelona zurück. Das Ende dieses Feldzuges war, daß die verschiedenen Heerführer der Verbündeten einander gegenseitig bei ihren Höfen verklagten, wobei natürlich jeder die Schuld von sich abwälzte, und alle fruchtlosen Erfolge dem zuschrieb, daß man ihm nicht gefolgt sey.

Kriegerische Auftritte — ihrer Natur nach schon ein trauriger Anblick für den Menschenfreund — können nur dann ein Interesse gewähren, wenn sie als die Wirkungen ungewöhnlicher Kräfte und Anstrengungen erscheinen, und die Vielseitigkeit des menschlichen Geistes bis zur Bewunderung vor Augen legen. Wer verfolgt nicht mit einem eigenen Vergnügen die Kriegsthaten großer Helden! Aber ein Krieg, wie der bisher erzählte Spanische, ist nicht bloß eine elende Plage für die Zeitgenossen, sondern noch ein Aerger für die Nachwelt. Vielerlei Wille, gebrochene Kräfte, Unentschlossenheit aus Mangel an Einsicht, verkehrte Maßregeln und schlechtes Benehmen selbst im Glücke — wer kann das schon im Leben eines Privatmannes ohne Unwillen erblicken? Und nun gar die Erringung eines Königreichs, dieß erhabene Schauspiel, in den Händen so geringer Talente!

Das Jahr 1707 verfloß den bedrängten Spaniern nicht minder unglücklich als die beiden vorigen. Die uralte Feindschaft zwischen dem ehemaligen Aragonischen und Castilischen Reiche zeigte sich immer greller, und Karl

und Philipp gaben zu dem eifersüchtigen Streite nur die Namen und den Vorwand her. Da der Letztere dießmal Verstärkung aus Frankreich erhielt, so neigte sich das Glück auf die Seite der Castilier, und was ihnen noch an Macht fehlte, das ersetzte die stete Uneinigkeit der Verbündeten. Zuerst rückte der Marschall von Berwick in die Provinz Valencia ein. Hier gab es beständig kleine Gefechte, und das Land umher ward barbarisch verwüstet. Die Aragonier verheerten ihrerseits, um jene abzuhalten, den Strich von Egea bis Bardena. Dennoch belagerten die Franzosen die erstere Stadt, und dem Marquis von Saluzzo gelang es, sie mit Sturm zu erobern. Schrecklich waren hier abermals die Wirkungen des Nationalhasses. Alle Einwohner männlichen Geschlechts wurden niedergemacht, Weiber und Kinder empörend behandelt, und die Stadt selbst, nachdem sie rein ausgeplündert war, bis auf den Grund niedergebrannt und zerstört. Auf gleiche Weise verfuhr der Graf d'Ayanz mit Luesia und einigen anderen Flecken. Der Marschall von Berwick hörte unterdessen von der Ankunft des Herzogs von Orleans in Madrid (10. April), der ihn abzulösen gekommen war, und wünschte nichts sehnlicher, als den Feinden eine Schlacht zu liefern, ehe derselbe im Lager ankäme und die Ehre des Sieges mit ihm theilte. Der Marquis las Minas und Galloway kamen seinen Wünschen entgegen, indem sie am 25. April in der Ebene bei Almanza in Schlachtordnung gegen die Castilier und Franzosen anrückten. Es erfolgte ein hartnäckiges Treffen, in welchem das Heer der Verbündeten, zum Theil durch die Ungeschicklichkeit der Anführer, fast ganz aufgerieben ward. Mit Recht ließ Philipp V. diese Begebenheit durch eine Pyramide verewigen, denn sie war es

eigentlich, welche die Krone auf seinem Haupte befestigte. Auf den hundert erbeuteten Fahnen, die der Graf Pinto nach Madrid brachte, um sie in der Kirche Unsrer lieben Frauen von Atocha aufzuhängen, sah man die Wappen der Könige von England, Portugal und Preußen, der Republik Holland, des Kurfürsten von der Pfalz, des Herzogs von Lüneburg und mehrerer Reichsfürsten, woraus man sich einen Begriff von der bunten Mischung des verbündeten Heeres machen kann. Der Marquis las Minas hatte nichts mehr anzuführen, als eine kleine Schaar Reiterei, die er nach Barcelona schickte; ganze Portugiesische Regimenter sah man reihenweise auf dem Schlachtfelde hingestreckt liegen.

Man eroberte nun die Städte in Valencia mit leichter Mühe. Die Hauptstadt übergab am 8. Mai ihre Schlüssel dem Herzoge von Orleans. Auf Leben und Tod vertheidigte sich die kleine Stadt Xativa, die der Ritter Asfeld belagerte. Die Bürger wollten lieber sterben, als sich den Castiliern ergeben, und verwarfen mit Verachtung die ihnen angebotene Verzeihung. Und als nun endlich die Sieger im Sturm hereinbrachen, und voller Wuth Alles niedermetzelten, eilten jene freiwillig dem Tode entgegen, und steckten mit den Feinden um die Wette ihre eigenen Häuser in Brand *). Nicht einmal entrinnen wollte einer, und so kamen sie Alle um. Die Stadt brannte bis auf den Grund aus, und ward dem Erdboden gleich gemacht; auch nicht ihr Name blieb übrig.

*) Es ist sehr merkwürdig, daß großartige Schauspiele dieser Art sich in der Geschichte Spaniens so häufig und zu den verschiedensten Zeiten finden, in der Römer, wie in unseren Tagen, unter den Celtischen und Germanischen Stämmen, unter dem Einflusse des Heidenthums, wie des Christenthums.

Eben so ging es den gleich hartnäckigen Städten Alcira und Alcoi. Der Ritter Asfeld war recht der Mann für solche Strafgerichte. Auf sein Verbot, daß kein Bewohner der Provinz Valencia eine Waffe behalten solle, hielt er mit einer so blutigen Strenge, daß man zuweilen wegen eines gefundenen Dolches einige hundert Menschen zum Richtplatz schleppen sah. Unter seinen Händen ward die herrliche Landschaft, deren paradiesische Anmuth berühmt ist, ein Schauplatz der unerhörtesten Grausamkeiten. Philipp V. erfuhr davon nichts, denn man ließ den Besiegten nicht einmal den Trost, sich beklagen zu können. „Wir verschweigen, sagt ein Zeitgenosse *), aus Schonung die Namen Derjenigen, die sich die Reichthümer des Landes zueigneten, und wagen es nicht, die Summen anzuzeigen, die man wegschickte, aus Furcht, man möchte unseren Worten nicht glauben."

Nachdem endlich auch Saragossa und Lerida (11. Nov. 1707) gefallen waren, ward für Valencia, Aragonien und Catalonien die Aufhebung der bisher bestandenen Vorrechte dieser Provinzen bekannt gemacht, und daß sie künftig in Betracht der Steuern mit den Castiliern auf einerlei Fuß gesetzt werden sollten. Dies schien ihnen unerträglicher als der Tod; indessen gebot die Nothwendigkeit Schweigen, denn es bedurfte nur eines Wortes, um als Rebell am nächsten Baume zu hängen.

---

*) San Felipe, Theil II. S. 106, nach der Deutschen Uebersetzung.

7. Die Schlachten bei Ramillies und Turin.

(1706.)

Das Jahr 1705 war in Deutschland mehr mit verdrüßlichen Zänkereien versplittert, als mit großen Thaten erfüllt worden. Am 5. Mai starb Kaiser Leopold I. an der Brustwassersucht, und hinterließ die Kaiserwürde seinem ältern Sohne, Joseph I. Hier zweifelten nun Manche, ob dieser für seinen Bruder einen so weitschichtigen, kostbaren und blutigen Streit ausfechten würde, als vorher der Vater für den Sohn wol gethan hatte, allein mit Unrecht. Joseph I. erklärte vielmehr, daß er den Krieg mit allem Ernste fortsetzen, und seinen Bundesgenossen bis auf den letzten Augenblick treu bleiben werde. Eugen erhielt, was sehr nothwendig und löblich war, unumschränkte Vollmacht in Kriegssachen, und ging nach Italien, wo ihn jedoch Vendome mit seiner überlegenen Macht nicht weiter als bis an die Adda vordringen ließ. Marlborough hatte sich am Rhein eingefunden, und wollte, in Vereinigung mit dem Reichsheere, den Marschall von Villars zurücktreiben; aber zu dieser Vereinigung ließ sich der alte Prinz von Baden, der nicht Willens war, einem Andern Lorbeeren zu erfechten, so viel Zeit, daß die schönste Gelegenheit, die Franzosen bei Sirk anzugreifen, für den Englischen Feldherrn vorüberging. Da nun aus den Niederlanden Nachricht kam, daß Villeroi unterdessen mit einem andern Heere die Maas hinuntergerückt sey, Huy weggenommen habe und Lüttich belagere, so konnte er nicht länger an der Saar auf das Reichsheer warten, sondern kehrte schleunig nach Mastricht zurück, und schrieb dem Kaiser seine sehr triftigen Entschuldigungsgründe.

Kaum war er fort, so kam Villars aus seinen Verschanzungen hervor, und schreckte das kleine Reichsheer dergestalt, daß der Befehlshaber von Saarbrück seine Festungswerke von selbst in die Luft sprengte, und der von Trier seine kostbaren Magazine in Brand steckte, ehe sich noch ein Franzose sehen ließ. Beide Städte ließen bald darauf die Feinde ein; Villars vereinigte sich mit Marsin, und Beide trieben nun auch das Reichsheer aus seinen Linien bei Kronweißenburg (4. Jul. 1705).

Marlborough wollte nun wenigstens in den Niederlanden seine Schuldigkeit thun, wo Villeroi und der Kurfürst von Baiern mit einer weit überlegenen Truppenzahl bei Tirlemont hinter sehr festen Linien verschanzt standen. Der Anfang versprach ihm Glück, denn bei seiner bloßen Annäherung an Lüttich verließen die Franzosen nicht nur diese Stadt, sondern auch das schon genommene Huy (11. Jul. 1705). Mit seiner gewöhnlichen Schnelle rückte er nun auch vor Tirlemont, erstieg am 18. Julius wirklich die Linien, und verursachte dem Feinde einen Verlust von sieben bis acht tausend Mann. Bestürzt zogen die übrigen sich unter die Kanonen von Löwen zurück. Von seinem Waffenglück begeistert, wollte er sie auch dahin verfolgen, als er sich auf einmal durch Mißgunst des Holländischen Generals Schlangenburg gehemmt sah. Dieser hatte an allen Planen des Herzogs etwas zu tadeln, und wollte zu einem Angriffe auf Löwen durchaus nicht seine Regimenter hergeben. Voll Verdruß schrieb Marlborough deshalb an die Generalstaaten, aber ehe ihre Antwort zurückkam, hatten sich die Feinde schon viel zu gut verschanzt, und die schöne Gelegenheit war abermals vorüber.

Während der Kurfürst von Baiern mit dem Reste seines bei Höchstädt geschlagenen Heeres Villeroi's Fah=

nen folgte, litt sein armes Land daheim unter dem Druck der Oesterreichischen Commissarien unaussprechliches Elend. Nicht genug, daß man alles baare Geld mit unerbittlicher Raubsucht herauspreßte; man hob soviel Recruten zum kaiserlichen Dienst aus, daß an manchen Orten nicht Hände genug übrig blieben, den Acker zu bestellen. Je treuer der redliche Bürger seinem rechtmäßigen Landesherrn anhing, desto sicherer war er ein Gegenstand der feindlichen Mißhandlung. Die Erbitterung war zuletzt im ganzen Lande so groß, daß sich zu Anfang des Jahres 1705 eine Verschwörung bildete, die nichts Geringeres bezweckte, als eine Sicilische Vesper. In der That war man schon bewundernswürdig weit mit der Herbeischaffung der erforderlichen Waffen- und Pulvervorräthe gekommen, als der ganze Entwurf verrathen ward, und die beklagenswerthen Baiern nur eine noch strengere Behandlung erfuhren. Bisher hatte man noch die Hauptstadt und das Rentamt München verschont; jetzt (16. Mai) rückten auch in jene zwei Regimenter ein. Die Festungswerke wurden niedergerissen, alle Bürger entwaffnet, das Zeughaus ausgeleert, die Güter des Kurfürsten und seiner Anhänger eingezogen, die junge Mannschaft gewaltsam zum Oesterreichischen Dienst gezwungen. Der Einquartierungen und Kriegssteuern war kein Ende. Aber der härtere Druck reizte nur zu stärkerem Widerstand. Zuerst rotteten sich die Bauern zusammen, um den herumziehenden Werbehaufen die ausgehobene junge Mannschaft wieder zu entreißen. Nachdem dieß mehrmals mit Glück geschehen war, bildeten sich ansehnliche Schaaren, die einzelnen Oesterreichischen Abtheilungen auflauerten, um sie niederzumachen. Ja in der kleinen Stadt Burghausen tödteten sie den Comman=

mandanten, und zwangen die Besatzung sich auf Capitulation zu ergeben. Ihr Glück vergrößerte ihren Zug. Am 27. November vertrieben sie die Oesterreicher aus Braunau, am 4. December aus Schärding. Jetzt waren ihrer zwanzigtausend beisammen. Ihr Anführer war ein Student, Namens Meinl. Der kaiserliche Administrator sah sich genöthigt, mit ihnen in dem Dorfe Anzing, drei Meilen von München, zu unterhandeln. Sie bewilligten einen Waffenstillstand von zehn Tagen, und dieß verschaffte den Oesterreichern Zeit, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreisen herbeizurufen, welches den, freilich undisciplinirten, Bauern eine Stadt nach der andern wieder abnahm, und sich durch zügellose Ausschweifungen und Plünderungen für seine Mühe bezahlt machte. An Hinrichtungen fehlte es nun nicht. Aber dennoch konnte der patriotische Geist der Baiern nie ganz erstickt werden, und immer noch kam es zwischen ihnen und den Oesterreichern zu blutigen Auftritten. Selbst in der Hauptstadt spann sich noch einmal unter den Soldaten, Bürgern und Bauern eine Verschwörung an, deren Zweck war, die Besatzung zu ermorden. Aber die Entdeckung derselben hatte nur eine neue Entwaffnung zur Folge. Dennoch währten die einzelnen blutigen Auftritte, besonders auf dem platten Lande, bis zum Ende des Krieges fort. Die letzte Verschwörung in München hatte den Kaiser Joseph I. so aufgebracht, daß er die auf dem Reichstage schon lange besprochene Reichsacht gegen den Kurfürsten Maximilian Emanuel und seinen Bruder Joseph Clemens, trotz allen Widersprüchen vieler Reichsfürsten, öffentlich bekannt machte. Ein kaiserlicher Herold verkündete den darüber ausgefertigten Beschluß am 29.

April 1706 zu Wien, und am 11. Mai zu München. In demselben hieß es: „der Kurfürst verfalle von nun an mit seinem unglückseligen Leibe dergestalten aus des Kaisers und Reiches Schutz in den Unfrieden und die Unsicherheit, daß sich Niemand weiter an ihm solle vergreifen oder verfreveln können." Um dieselbe Zeit ließ der Kaiser die vier ältesten Prinzen des Kurfürsten mit bewaffneter Bedeckung von München nach Klagenfurth abführen, wo sie bloß als Grafen von Wittelsbach behandelt wurden. Er schritt sogar zu einer Zerstückelung der kurfürstlichen Lande, indem er die Herrschaft Mindelheim, in ein Reichsfürstenthum verwandelt, dem um ihn so verdienten Herzog von Marlborough schenkte (1706), und bald darauf dem Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, auf dessen dringendes Ansuchen, die von seinen Vorfahren besessene Oberpfalz sammt dem Vorrange im Kurfürstencollegium wieder einräumte*), welches beides, wie wir wissen, das Haus Baiern im dreißigjährigen Kriege von dem unglücklichen Friedrich V. an sich gebracht hatte (S. Th. IX. S. 156.). Ja er verschenkte sogar mehrere kleinere Baierische Herrschaften an seine Günstlinge in Wien, und eignete sich selbst einen Bezirk zwischen Passau und Salzburg zu, zum großen Verdrusse sämmtlicher Reichsfürsten, die eben deswegen mit ihren Beiträgen zu dem gemeinschaftlichen Kriege immer mehr zurückhielten, und in der Stellung ihrer Mannschaften so saumselig wurden, daß zu dem Feld-

*) Die Belehnung damit geschah erst am 23. Junius 1708. Kurpfalz gab nun den Erzschatzmeistertitel an Hannover ab, und um der religiösen Stimmengleichheit willen ward Böhmen jetzt auch unter die den Reichstag beschickenden Stände aufgenommen.

zuge von 1706 im Junius noch nicht der fünfte Theil der Truppen beisammen war.

Der Anführer des Französischen Rheinheers, Marschall von Villars, hätte also dem fast unbeschützten Reiche recht viel Böses zufügen können, wenn er nicht zum Glück einen Theil seiner Truppen an das Nordheer hätte abgeben müssen, das in diesem Jahre von Marlborough sehr hart mitgenommen wurde. Dieses schöne Heer, 75,000 Mann stark, sollte sich, nach Ludwig XIV. Plane, wo möglich durch eine glückliche Schlacht den Weg nach Holland bahnen, und durch die Besitznehmung dieser reichen Goldgrube die Mittel zur Führung der folgenden Feldzüge herbeischaffen. Nur Schade, daß ein Villeroi an seiner Spitze, und ein Marlborough ihm gegenüber stand! Dieser lockte es durch eine Kriegslist aus den festen Linien bei Löwen heraus in eine Ebene bei dem Dorfe Ramillies unweit Judoigne. Hier traf er es am 22. Mai (1706), und nahm von einem höchst günstig gelegenen Terrain Besitz. Am folgenden Morgen (23. Mai) gegen sechs Uhr, breiteten sich beide Heere in der schönsten Schlachtordnung aus. Villeroi's Terrain war so unverständig gewählt, daß der beste Theil der Französischen Truppen gar nichts thun konnte. Marlboroughs Adlerauge schwebte dagegen spähend und leitend über den ganzen weiten Raum des Schlachtfeldes hin, erhielt überall Ordnung und Fassung, bemerkte jede Nothdurft, und half ihr schnell ab. So konnte ihm, obgleich sein Heer um 8000 Mann schwächer war, der Sieg nicht fehlen. Keine Tapferkeit der Französischen Soldaten konnte gutmachen, was ihr unweiser Feldherr verdorben hatte; und so erfolgte eine mörderische Schlacht, jener bei Höchstädt gleich, denn mehr als 20,000 Franzosen wurden

theils getödtet, theils verwundet, theils gefangen oder zerstreut; ihr ganzes Geschütz (acht und achtzig Kanonen), sämmtliches Gepäck, die Kriegskasse, achtzig Fahnen und selbst die Pauken und Standarten der königlichen Leibwache fielen den Verbündeten in die Hände, und mehr als zwei Monate vergingen, ehe sich das zerstreute Heer der Feinde wieder sammeln und im Felde aufstellen ließ.

Villeroi selbst hatte sich mit dem Kurfürsten von Baiern zurück nach Löwen geflüchtet, aber von hier verjagte sie Marlborough schon am folgenden Tage nach Brüssel, und von da bald darauf noch weiter zurück, hinter die Schelde. Raschen Laufes durchzog der freudige Sieger die Städte Brabants und Flanderns, und schreckte sie durch sein bloßes Wort zur Uebergabe. Löwen, Mecheln, Brüssel, Gent, Antwerpen, Brügge, Oudenarde, und viele andere Städte unterwarfen sich ohne Schwertstreich. Ostende, Ath und Dendermonde folgten nach kurzer Belagerung. Ganz Brabant, das Spanische Flandern und ein Theil von Hennegau mußten Karl III. als ihrem Landesherrn schwören, in dessen Namen zu Brüssel ein Staatsrath errichtet ward.

Begeistert von dem glänzenden Waffenglück Marlboroughs, arbeitete Eugen aus allen Kräften, auch seinerseits dieß Jahr durch eine große Kriegsthat zu verherrlichen. Er hatte den Winter in Wien zugebracht, und reiste gegen das Ende des April nach Italien ab. Hier begegnete ihm die unangenehme Nachricht, daß Vendome seinen Stellvertreter, den Grafen Reventlow am 19. April (1706) bei Calcinato mit überlegener Macht angegriffen, und mit großem Verluste über die Etsch zurückgetrieben habe. Er traf die Flüchtigen in Gavardo, sammelte sie, und verschanzte sich mit ihnen in

inem trefflich gewählten Lager bei S. Martino, unweit Verona, wo er die neuen Hülfsvölker aus dem Reiche erwarten wollte. Indem er dort still lag, erfuhr er, daß sein Gegner Vendome abgerufen worden sey, um das von Marlborough geschlagene Heer in den Niederlanden an Villeroi's Stelle zu befehligen, und daß an seiner Stelle der Herzog von Orleans und der Graf von Marsin nach Italien bestimmt seyen. Dieß machte ihn so kühn, einen Marsch zu unternehmen, der als die allerunbesonnenste Handlung würde verschrien worden seyn, wäre er nicht zum Erstaunen der ganzen Welt glücklich gelungen. Der Herzog von Savoyen, der Unglücklichste unter den Alliirten, hatte nur noch die einzige Stadt Turin, und auch diese wurde seit dem Anfang des Julius von 38,000 Franzosen unter dem jungen Herzog von La Feuillade belagert. Er überließ ihre Vertheidigung dem kaiserlichen Feldmarschall von Daun, um sein persönliches Heil an der Spitze seiner Truppen zu versuchen, mit denen er sich nach Asti zog. Mit ihm nun sich zu vereinigen, war Eugens kühner Gedanke. Es war ein Weg von beinahe funfzig Meilen, mitten durch feindliche Posten, und durch ein Land, das von drei schiffbaren Strömen und vielen kleineren Gewässern durchschnitten wird, und er hatte nicht mehr als 24,000 Mann. Die Feinde selbst erstaunten über seine Erscheinung; und ehe sie noch eins werden konnten, ob und wie sie ihn von dem Eindringen in Piemont abhalten sollten, hatte er sich schon (1. Sept.) mit dem ängstlich harrenden Herzog von Savoyen vereinigt, und rückte zum Entsatz von Turin herbei. Aber der Herzog hatte auch nicht mehr als 13,000 Mann, so daß das ganze Heer nur 37,000 Mann betrug, also nicht einmal ganz so viel, als

La Feuillade's Belagerungsmacht, geschweige denn als das sich damit vereinigende Heer des Herzogs von Orleans und Marsins.

Daß Eugen mit jenem Heere einen Angriff machen würde, glaubte Niemand, er aber wagte ihn dennoch im Vertrauen auf die Unkunde der feindlichen Heerführer. Zum Erstaunen derselben rückte er am 7. September früh um vier Uhr in voller Schlachtordnung gegen ihre Linie an. Als er beim Recognosciren von einer Anhöhe herab die unordentliche Bewegung im feindlichen Lager bemerkte, sagte er zum Herzoge von Savoyen: „Mich dünkt, diese Leute sind schon halb geschlagen." Die Franzosen empfingen ihn mit einer heftigen Kanonade, die Deutschen rückten immer schweigend weiter. Auf einmal erdonnerten alle ihre Kanonen zu gleicher Zeit, und immer hinter einander wiederholte sich dieß entsetzliche Krachen, bis man dicht vor den Linien stand. Jetzt führte Leopold von Dessau zuerst auf dem linken Flügel die Preußen auf die Verschanzungen los, dann folgten die Würtemberger und Pfälzer in der Mitte, und die Gothaer auf dem rechten Flügel. Zu gleicher Zeit that der Graf Daun mit zwölf Bataillonen einen Ausfall aus der Festung. Es kam zu einem fürchterlichen Handgemenge. Zweimal wurden die Preußen zurückgetrieben, aber zum dritten Mal erstiegen sie glücklich, die ersten von Allen, die Linien, und nach ihnen folgten die Uebrigen. Die Gothaer hatten den härtesten Stand, aber zuletzt warfen auch sie den Feind zurück, und innerhalb zweier Stunden war der blutige Kampf entschieden. Fünftausend Todte und noch mehr Verwundete lagen auf dem Platze, unter den letzteren auch der Marschall von Marsin, der gefangen nach Turin gebracht ward, wo er am

folgenden Tage starb*). Die meisten der Entronnenen nahmen die Flucht über Pignerol nach Frankreich. Von dem ganzen großen Heere von 80,000 Mann blieben nicht 1600 beisammen. Alle die außerordentlichen Vorräthe, welche der Herzog von La Feuillade zur Belagerung Turins mit sich geführt hatte, hundert acht und funfzig Kanonen, achtzigtausend Fässer Pulver, fünf und funfzig Mörser nebst einer großen Menge Bomben, Kugeln und Granaten, desgleichen die reiche Kriegscasse, zweitausend Ochsen, fünftausend Maulesel und die Pferde von dreizehn Regimentern abgestiegener Dragoner gingen verloren.

Wie dort Brabant und Flandern, so war hier fast ganz Italien durch diesen einzigen Schlag vom Feinde gereinigt, und der vorher länderlose Herzog von Savoyen in alle seine Staaten wieder eingesetzt. Eugens Name ward, wie kurz vorher noch Marlboroughs, das Gespräch der ganzen Welt. Die allgemeine Begeistrung für diese große Begebenheit äußerte sich hie und da auf seltsame Weise. Ein unverheirathetes Frauenzimmer in London vermachte dem Prinzen auf ihrem Sterbebette zwölftausend Thaler, mit der Bedingung, daß sie ihm ohne Unkosten zugeschickt würden, und ein sterbender Gärtner verschrieb ihm die Hälfte seines Vermögens, sechshundert Thaler. Die Dichter besangen seinen Ruhm Lateinisch und Deutsch. Vom Kaiser Joseph erhielt er zum Dank einen prächtigen Degen, und ward zum Oberstatthalter in Mailand ernannt. Er brachte hierauf noch einige

---

*) Man fand bei ihm einen versiegelten Befehl, nach dem er das eroberte Turin den Soldaten zur Plünderung überlassen, die Festungswerke schleifen, und ganz Piemont und Savoyen durch Auflagen erschöpfen sollte.

Monate damit zu, mehrere Mailändische Festungen von den Franzosen zu befreien, und legte dann seine Truppen in die Winterquartiere. Im Winter trieb er ansehnliche Kriegssteuern von den Italienischen Fürsten und selbst vom Papste ein, und unterhandelte mit Ludwig XIV. Dieser versprach nämlich in einer sogenannten Generalcapitulation, die jedoch erst den 13. März 1707 unterschrieben ward, während des ganzen Krieges keine Truppen mehr nach Italien zu schicken, wenn man ihm die in mehreren Italienischen Festungen noch liegenden Franzosen frei lassen wolle. So weit also war der einst so übermüthige Ludwig schon gebracht.

---

8. Züge nach Neapel und Toulon.

(1707.)

Zwei Provinzen der großen Spanischen Monarchie, die Niederlande und die Lombardei, hatte das Haus Oesterreich nunmehr den Franzosen glücklich abgerungen. Von der letztern nahm Eugen im Namen Karls III. am 16. April 1707 zu Mailand die Huldigung an. Jetzt streckte man die Hände nach der dritten, dem Königreich Neapel, aus. Diese Eroberung war so leicht, daß man dem Grafen Daun, dem man sie übertrug, nur achttausend Mann dazu gab, und diese wurden von den Neapolitanern, welche die Französische Herrschaft verabscheuten, mit Freuden aufgenommen (26. Jun.). In dem einzigen Gaeta, worein sich der Spanische Unterkönig, Herzog von Ascalona, geworfen hatte, fanden sie Widerstand, und mußten Sturm laufen. Auch hier zeigte sich der Nationalhaß zwischen den Aragoniern und

Castiliern. Welche von den Neapolitanischen Befehlshabern zu den ersteren gehörten, blieben im Lande, welche zu den letzteren, die schifften sich nach Spanien ein, oder begaben sich zum Vicekönig nach Gaeta. Am 7. Julius hielten der Graf Daun und der zum Oesterreichischen Statthalter bestimmte Graf von Martiniz mit dem Heere ihren Einzug in die Hauptstadt. Die Einwohner, feurige Südländer, bezeugten ihre Freude durch ausgelassene Freigebigkeit. Die Weiber warfen den Soldaten Blumenkränze zu, oder reichten ihnen im Vorbeigehen Früchte und große Becher Weins, und in der ganzen Stadt hörte man ein unabläßiges Jauchzen. Das ganze Volk war auf den Beinen und durchlärmte die Straßen, und in seinem tollen Muthwillen riß es die 1702 auf dem Jesuiterplatze errichtete metallne Bildsäule Philipps V. zu Pferde von ihrem Fußgestell herab, zerhackte und entstellte sie aus aller Kraft, und endigte mit der Plünderung aller Häuser Französischer Kaufleute.

Außer dieser, nur dem Kaiser frommenden Erwerbschaft, wollten die Seemächte in diesem Sommer auch zu ihrem Besten etwas unternommen wissen; und da sie doch die wirksamsten Hülfsmittel zum Kriege hergaben, so mußte ihnen gewillfahret werden. Sie bestanden namentlich auf die Eroberung der Französischen Seehäfen am Mittelländischen Meere, und verlangten, daß Eugen selbst mit dem Herzog von Savoyen nach Toulon gehen solle. Beide brachen demnach zu Anfang des Julius mit 31,000 Mann von Turin nach Nizza auf, setzten über den Varo, drangen so in die Provence ein, und umschlossen Toulon von der Landseite, während eine Englisch-Holländische Flotte unter dem Admiral Sho-

vel sie von der Seeseite her sperrte. Allein die Stadt war viel zu fest, das zum Entsatz herbeirückende Französische Heer des Marschalls von Tessé viel zu überlegen, und der Mangel an Zufuhr zu groß, als daß nicht der vorsichtige Eugen dießmal den Rückzug für das Beste gehalten haben sollte. Viele schrieben das Mißlingen dieser Unternehmung dem Herzog von Savoyen zu, der aus unedler und unkluger Rachsucht die Einwohner der Provence beim Durchzuge von seinen Soldaten sehr hart hatte mitnehmen lassen. Der einzige Vortheil dieses Zuges war der, daß Eugen auf dem Rückwege die Festung Susa, den Schlüssel zu Piemont von Frankreich aus, am 3. October eroberte.

Marlborough hatte dieß Jahr theils mit Reisen zugebracht, theils war Vendome, der an des abgerufenen Villeroi Stelle getreten war, so geschickt zu Werke gegangen, daß er nichts Bedeutendes hatte unternehmen können. Seine Reisen hatten die Absicht gehabt, die Könige von Polen und Preußen in ihren günstigen Gesinnungen gegen die Verbündeten zu erhalten, und zu verhindern, daß der damals auf der Höhe seiner Macht stehende Karl XII. nicht den Lockungen Frankreichs Gehör gebe, welches alle Mühe anwandte, ihn zur Erneuerung der alten Verbindung zwischen beiden Staaten zu bewegen. Karl hatte damals, wie in der Folge erzählt werden wird, August von Sachsen vom Polnischen Throne gestoßen, und stand im Lager bei Altranstädt. Marlborough erschien hier in den letzten Tagen des April vor dem Nordischen Eroberer, und ward gütig aufgenommen. Da sich August ganz in der Nähe, in Leipzig, befand, und er auch diesen nicht vernachlässigen durfte, so erfor=

derte es seine ganze Klugheit und Gewandtheit, bei keinem der beiden Gegner anzustoßen*).

Das Deutsche Reich litt in diesem Jahre durch den Krieg am meisten. Am 4. Januar war der Prinz Ludwig von Baden, zwei und funfzig Jahre alt, gestorben, und an seine Stelle war der alte Markgraf Christian Ernst von Baireuth gerückt, ein kränklicher, unentschlossener Mann, der wol nicht zum Feldherrn geboren war. Aber wäre er auch ein Eugen gewesen, der elende Zustand des Heeres, das er zu führen, und der Festungen, die er zu vertheidigen vorfand, hätte ihn muthlos machen müssen. Und er sollte es mit einem Villars aufnehmen! Dieser Feldherr eröffnete den dießjährigen Feldzug recht im Französischen Geiste. Er traf in der Mitte des Mai bei dem zu Straßburg versammelten Heere ein, stellte sich höchst sorglos, gab seinen Officieren und den schönen Straßburgerinnen noch am 20. Mai einen glänzenden Ball, und stand am 22. mit dem ganzen Heere auf Deutschem Grund und Boden. Der Markgraf von Baireuth zog sich in größter Eil zurück, und mit leichter Mühe bemächtigte sich nun Villars der Stollhofer Linien, deren Errichtung so viel Arbeit und Geld gekostet hatte, und des ganzen Vorraths von Kanonen und Schießbedarf, mit dem sie noch lange hätten beschützt werden können. Selbst verwundert, so wenig Widerstand zu finden, drangen nun die Franzosen unaufhaltsam in Franken und Schwaben ein, trieben barbarischen Muthwillen mit dem wehrlosen Landmann, der sich vor Angst in den Wäldern verbarg, preßten den kleinen Städten ungeheure Brandschatzungen ab, und

*) Coxe Memoirs of Marlborough, Vol. II. p. 197.

rächten die Verweigerung mit Feuer und Mord. Man berechnete die Summe dessen, was sie in den zwei Monaten auf Deutschem Boden zusammengebracht hatten, auf neun Millionen Gulden.

Der Markgraf erhielt unterdessen Verstärkung, und hätte aus seiner vortheilhaften Stellung zwischen Gemünd und Aalen dem Französischen Feldherrn den Rückzug abschneiden können, aber er war leider nicht der Mann dazu. Ueberhäuft mit Vorwürfen vom ganzen Reiche, und tief gekränkt durch die Geringschätzung und Verdrossenheit seiner Officiere, legte er endlich selbst den Oberbefehl nieder, und machte dem weit thätigern Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover Platz. Dieser nahm den Auftrag nicht eher an, als bis man ihm eine Menge nöthiger Bedingungen zugestanden hatte, und fing sein neues Amt (Ende Sept.) damit an, daß er die fast verwilderten Reichsvölker strengen Gesetzen unterwarf. Dann zog er neue Linien, von Daxlanden bis nach Ettlingen, von denen jedoch in diesem Feldzuge kein Gebrauch mehr gemacht werden konnte, denn Villars zog sich aus Mangel an Lebensmitteln schon im October über den Rhein zurück.

---

9. Die Schlacht bei Oudenarde.

(11. Jul. 1708.)

Sieben Jahre hatte nun der unselige Krieg schon gedauert, und Ludwig XIV., dieser einst so sieggewohnte stolze Monarch, hatte jetzt den Schmerz, sein großes Reich so erschöpft zu sehen, als es sein eigner, von der Last des Alters geschwächter Körper war. Kaum konnte er

noch Menschen genug aufbringen, um seine überall geschlagenen Heere wieder zu ergänzen; sein Silbergeschirr sogar war längst in die Münze gegangen. Den Seehandel seiner Nation vernichteten die stets umherkreuzenden Englischen und Holländischen Flotten; Manufactur und Fabriken lagen darnieder, weil es an Geld und an Absatz fehlte; die ungeheuren Auflagen hatten die Französische Nation fast zu einem Volke von Bettlern gemacht. Wie wäre jetzt noch an die Erringung der Spanischen Monarchie zu denken gewesen! Ludwig selbst fühlte das Unstatthafte dieser Bestrebung, und war in seiner Verzweiflung entschlossen, unter jeder Bedingung den Frieden anzunehmen, wenn er ihn irgend erlangen könnte.

Hätte er es bloß mit dem Hause Oesterreich zu thun gehabt, so würde die Sache so schwer nicht gewesen seyn; aber der Streit betraf jetzt nicht mehr die Spanische Erbschaft allein, und die Seemächte wollten nicht darum so große Anstrengungen gemacht haben, um aus großmüthiger Uneigennützigkeit nur dem Erzherzog Karl ein Königreich zu erkämpfen. Jetzt, glaubten sie, sey der glückliche Zeitpunkt gekommen, wo man dem frechen Länderräuber seine drei barbarischen Raubkriege, seine unverschämten Reunionen, seine hinterlistigen Friedensschlüsse und seine übermüthige Behandlung schwächerer Nachbarn vergelten, und seine Macht möglichst herabdrücken müsse. Eugen und Marlborough waren es, von denen, nach der Meinung Vieler, diese Ansicht besonders ausging *).

*) Coxe will seinen Helden von der gewöhnlich gegen ihn vorgebrachten Beschuldigung, daß er um Reichthümer zu sammeln und seinen Einfluß zu erhalten, den Krieg zu verlängern gesucht, gänzlich freisprechen; die Beweise dafür scheinen aber nicht völlig genügend.

Da nun Eugen im Grunde Kaiser, und Marlborough König von England war, so konnte Ludwig nur auf die Republik Holland seine Hoffnung setzen.

Hier hatte er schon seit dem unglücklichen Feldzuge von 1704 insgeheim bei einigen der vornehmsten Häupter herumforschen lassen, ob sich nicht irgendwo eine Unterhandlung anknüpfen ließe. Aber theils machten sich die Holländer selbst auf große Handelsvortheile Rechnung, theils wurden sie von Marlboroughs Kundschaftern so scharf beobachtet, daß sie nur ganz in der Stille den Französischen Unterhändlern Gehör geben konnten. Wirklich war es auch den Holländern selbst, die in einem so glücklichen Kriege nur gewinnen konnten, so wenig mit dem Frieden Ernst, daß sie den König über drei Jahre heimlich hinhielten, und unterdessen öffentlich den Krieg mit aller Lebhaftigkeit fortsetzten.

So ward eben jetzt für den Feldzug 1708 in den Niederlanden ein ganz vorzüglicher Entwurf gemacht. Eugen, der seit der Generalcapitulation über Italien in diesem Lande überflüssig war, sollte sich jetzt wieder mit Marlborough vereinigen, und an der Mosel den Befehl führen. Mit Recht veranstaltete man gerade hier den stärksten Widerstand, denn Ludwig XIV., der kein näheres Interesse haben konnte, als die Flandrischen Festungen wieder zu gewinnen, stellte in diesem Frühling ein treffliches Heer von 80,000 Mann an der Gränze von Flandern auf, das den Herzog von Marlborough, mit dem sich Eugen wegen des langen Ausbleibens der Reichsmannschaften erst spät vereinigen konnte, sehr verlegen machte. Anführer der Franzosen war der fünf und zwanzigjährige Herzog von Bourgogne, des Dauphin ältester Sohn, für welchen Ludwig eine besondere Vor=

liebe hatte. Der kluge Vendome war ihm zwar als Rathgeber zugeordnet, allein zwischen Beiden herrschte eine solche Ungleichheit der Gesinnungen, daß der Leser nun schon das Schicksal dieses Heers und den Ausgang des Feldzugs hinlänglich vorhersehen wird.

Der Anfang war indessen noch ziemlich glücklich. Die Franzosen rückten über Steenkerk nach Nivelle, und bewogen den Herzog von Marlborough durch einen verstellten Marsch, sich nach Löwen zurückzuziehen. Dadurch öffnete er ihnen den Weg nach Gent und Brügge, welche beide Städte sie nun durch zwei abgesandte Heerhaufen schnell wegnehmen ließen (5. und 6. Jul.). Zugleich eroberten sie auch die Festung Plassendaal mit Sturm. Und jetzt war es die höchste Zeit, daß Eugen ankam, sonst hätten sie sich leicht in den Stand setzen können, über ganz Flandern zu gebieten. Schon standen sie zwischen Aelst und der Schelde gelagert, und der Herzog von Vendome ließ Oudenarde berennen. Dieser Platz, meinte Eugen, müsse nothwendig durch eine Schlacht entsetzt werden. Marlborough und der Holländische General Ouverkerk stimmten bei, und so setzte das verbündete Heer bei Lessines glücklich über die Dender, und rückte gegen Oudenarde vor.

Vendome errieth ihr Vorhaben, und wollte sich in die nöthige Verfassung setzen, so lange die Wahl der Stellung und des Orts noch von ihm abhing. Aber jetzt zeigten sich recht deutlich die unseligen Wirkungen der Doppelherrschaft. Der unverständige, aber sehr eingebildete Herzog von Bourgogne bestand darauf, daß man ein Treffen vermeiden müsse, so sehr ihm Vendome auch vorstellte, daß man ungleich stärker als der Feind sey. So ließ man denn diesen auch ruhig über die Schelde

gehen und die vortheilhaftesten Posten besetzen, bis man sich zuletzt durch die geschickten Wendungen desselben durchaus zu schlagen genöthigt sah. Nun kamen alle Anstalten zum nachdrücklichen Empfange zu spät. In der schönsten Schlachtordnung rückten die Verbündeten an (11. Jul.). Das Gefecht begann auf dem rechten Flügel, den Eugen anführte. Die Franzosen thaten Wunder der Tapferkeit; aber mitten in der Schlacht durchkreuzten sich beständig Vendome's und des Prinzen Befehle. So mußte wol Verwirrung auch in das willigste Heer kommen, und das weit schwächere siegen, das nach einem schönen Plane, wie von der ruhigen Weisheit selbst, geleitet ward. Die Unordnung unter den Franzosen ward so groß, daß sich zuletzt ganze Regimenter ergeben mußten, und die Zahl der Gefangenen über achttausend Mann betrug. Der Todten und Verwundeten waren nicht weniger. Vendome sicherte indessen seinen alten Ruhm durch einen sehr geschickten Rückzug hinter den Canal zwischen Gent und Brügge.

Die Verbündeten hatten durch diesen Sieg weiter nichts gewonnen, als daß sie den Franzosen für dieß Jahr das weitere Vordringen unmöglich gemacht hatten. Einen positiven Vortheil wollte Eugen jetzt noch durch die Eroberung der Französischen Festung Ryssel (Lille) erringen, gegen die er mit 33,000 Mann und einem furchtbaren Artilleriezug, im August, anrückte. Marlborough stand ihm dabei in einer wohlgewählten Stellung treulich zur Seite. Vendome hielt den Entsatz dieses wichtigen Platzes für eben so nothwendig als ausführbar; allein dem Herzog von Bourgogne gefiel es, das Gegentheil zu behaupten. Nach langem Streiten beschloß man, den König zum Schiedsrichter zu machen;

al=

allein ehe der Bescheid von Paris anlangte, hatten sich die Feinde schon so fest verschanzt, daß Vendome jetzt, selbst da der König es wollte, den Angriff nicht mehr für ausführbar hielt. In der That war das Wagestück, diese Festung, Vaubans Meisterwerk, zu belagern, selbst für einen Eugen zu kühn gewesen, aber die Uneinigkeit der Feinde half ihm glücklich zum Zwecke. Auf vieles Bitten der ausgehungerten Einwohner übergab der Französische Befehlshaber auf ehrenvolle Bedingungen die Stadt am 23. October, und am 8. December auch die Citadelle. Die Verbindung der Alliirten mit Ostende war nun wieder frei, und auch Brügge und Gent fielen wieder in ihre Hände. Hätte man sich in jenen Tagen schon zu dem Kriegssystem erhoben, dessen bewundernswürdige Entwickelung in unseren Tagen erlebt worden ist, so wäre man nun endlich ohne Weiteres in das Herz von Frankreich eingedrungen, und hätte in der stolzen Hauptstadt oder vor deren Thoren die Friedensbedingungen vorgeschrieben. Damals hielten aber selbst die kühnsten Feldherren dieß für ein verderbliches Wagniß, so lange auch nur noch Eine auf dem Wege oder zur Seite liegende Festung von den Feinden besetzt blieb.

---

10. Friedensversuch.

(1709).

Gleich nach der Beendigung dieses Feldzuges trat ein außerordentlicher Frost ein, der jenen Winter berühmt gemacht hat *). Er trug das Seinige dazu bei, den

*) Das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erstarrten.

schon ganz niedergeschlagenen Ludwig XIV. noch muthloser zu machen. Der ungeheure Schade, den die Feldfrüchte, Weinstöcke und Obstbäume litten, brachte den schon ganz ausgepreßten Landmann vollends an den Betelstab. Es war gar nicht abzusehen, wovon man für den nächsten Feldzug die Vorrathshäuser füllen, und woher man noch das nöthige Geld auftreiben sollte. Der König sah sich genöthigt, unter jeder Bedingung Frieden zu suchen. Er fing abermals bei den Niederlanden an. Ein Holsteinischer Resident im Haag, Herr von Pettekum, und der Graf von Berghes zu Mons erhielten den geheimen Auftrag, die Hochmögenden Herren einzeln zu erforschen.

Aber mit Erstaunen vernahm der letztere von dem Großpensionair Heinsius die stolze Antwort: wenn er nicht bevollmächtigt sey, Spanien, Indien, Mailand und die Niederlande nebst dem, was noch sonst dürfte verlangt werden, abzutreten, und einen vortheilhaften Handelsvertrag einzugehen, so dürfte er sich keine Hoffnung machen, daß man sich über andere Präliminarpunkte mit ihm einlassen werde.

Solche Sprache mußte jetzt der stolze Herrscher anhören, der vormals nur Bedingungen vorzuschreiben gewohnt gewesen war, und das von den Bürgermeistern eines kleinen Völkchens, das nicht so viel Dörfer in seinem Lande zählte, als Er Städte in dem seinigen. Noch mehr, er gestand diese Forderungen zu, und mußte sich dafür noch verhöhnt sehen. Denn als sich Heinsius darüber mit Marlborough und dem kaiserlichen Gesandten besprach, verwarfen Beide den Antrag geradezu, nannten Ludwigs Anerbietungen Französische Verstellung, und äußerten, wenn es dem Könige mit dem Frieden Ernst wäre,

so würde er wol eine öffentlich bevollmächtigte Person, und nicht geheime Kundschafter senden.

Ludwig kam geschmeidig auch diesem Verlangen nach, und sandte den Parlamentspräsidenten Rouillé als öffentlichen Friedensunterhändler nach Holland. Die Republik stellte dagegen aus ihrer Mitte die zwei heftigsten Franzosenfeinde, die Pensionaire von Amsterdam und Gouda, Buys und van der Dussen, auf. Es wurden einige geheime Zusammenkünfte gehalten (März 1709). Rouillé hatte den Auftrag, der ganzen Spanischen Monarchie zu entsagen, wenn man Philippen nur Neapel und Sicilien lasse, und Frankreichs Verbündeten, den vertriebenen Kurfürsten von Baiern, in seine Staaten wiedereinsetze. Noch mehr: ihm war befohlen, wegen der Förmlichkeiten, wobei sonst die Französischen Abgeordneten den empörendsten Eigensinn bezeigt hatten, durchaus keinen Streit zu erheben. Man fragte hierauf, ob auch Philipp V. so gutwillig Spanien mit Neapel vertauschen werde. Hierüber erbot sich Ludwig, alle seine Truppen aus Spanien zu ziehen, und schlug vor, die Holländer sollten Spanien einstweilen besetzen, und Philipp selbst zu Schiffe nach Neapel führen. Mehr schien er kaum thun zu können. Aber den Holländern war das noch lange nicht genug! Sie brachten hierauf ihre eigenen und der übrigen Verbündeten Forderungen vor. Auch hier bewilligte Rouillé fast Alles, so nachtheilig es auch war; aber die Holländer sahen kaum einen Punct zugestanden, als sie, angelockt durch die leichte Gewährung, schon wieder einige neue auf die Bahn brachten.

Endlich glaubte Rouillé das Schwerste überstanden zu haben, als plötzlich Eugen und Marlborough im Haag eintrafen (8. und 9. April 1709), und mit den Unter=

handlungen ihre Unzufriedenheit bezeigten. Eugen sagte ausdrücklich, der Kaiser bestehe darauf, daß seinem Hause nicht das geringste Stück von der ganzen Spanischen Monarchie entzogen, und im Uebrigen, daß der Münstersche Friede ohne Einschränkung hergestellt werde. Auch die Holländischen Abgeordneten, die doch bisher wenigstens noch höflich gewesen waren, sagten jetzt in einem groben Tone, Philipp von Anjou solle sich doch ja keine Rechnung darauf machen, auch nur einen Fuß breit Landes von der Spanischen Monarchie zu behalten. Als der Französische Bevollmächtigte sie hierauf erinnerte, daß sie selbst ihm ja schon das Königreich Neapel zugestanden hätten, antworteten sie, daß sey nur vom Titel zu verstehen gewesen. Länger konnte der verhöhnte Gesandte seiner Ehre wegen nicht bleiben; er ging daher im gerechten Zorne nach Paris zurück.

Aber was half alles Zürnen bei dieser schreienden Nothwendigkeit des Friedens? Der Französische Finanzminister erklärte die Aufbringung der Kosten eines neuen Feldzugs für schlechthin unmöglich. So tief gebeugt war Ludwig XIV. nie gewesen. Um nur den Ausbruch des neuen Feldzugs zu vermeiden, zu dem die Verbündeten sich schon rüsteten, beschloß er, trotz allen erlittenen Demüthigungen die Friedensanträge zu erneuern. Der Rathspensionär Heinsius war sehr verwundert, als am 6. Mai ganz unerwartet ein fremder Herr bei ihm eingeführt ward, der sich unter vier Augen als den Marquis von Torcy, Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von Frankreich, zu erkennen gab. Er verwies ihn an die beiden Abgeordneten Buys und van der Dussen, und die Unterhandlungen nahmen wieder ihren Anfang Torcy glaubte die Holländer nicht besser

von dem großen Bündnisse trennen zu können, als wenn er ihnen manche besondere Vortheile verspräche; und da sie nun gern viele Barriereplätze (Festungen, worin sie das Besatzungsrecht hätten), gegen Frankreich haben wollten, so bot er ihnen, außer den verlangten Städten, noch Maubeuge und dann das noch wichtigere Dornick an; und als sie, auch damit noch nicht zufrieden waren, sogar noch Ryssel, die stärkste Festung in den ganzen Französischen Niederlanden. Nach solchen Opfern glaubte der Marquis die Bundesgenossentreue der Holländer doch endlich zu besiegen; aber die Abgeordneten erklärten standhaft, so sehr sie über seine Anerbietungen erfreut seyen, so würden sie doch ohne Zuziehung des Kaisers und der Königin von England nichts beschließen; man müsse daher nothwendig die Bevollmächtigten Beider erst wieder zu Rathe ziehen.

Wirklich kamen auch Marlborough und Eugen schnell genug wieder nach dem Haag zurück (18. Mai 1709), und jeder brachte noch einen Beistand mit. Kaum hörten sie, wie viel der Marquis schon zugestanden habe, als sie ihre Forderungen noch weit höher spannten. Marlborough sprach auch von der Abtretung Neufundlands in America, und bestand auf einer ansehnlichen Barriere für Holland, Deutschland und Savoyen, und auf der Abtretung der ganzen Spanischen Monarchie. Lange kämpfte Torcy mit sich selbst: endlich in der Hoffnung, daß die Bewilligung der letztern Forderung doch wol allem Streit ein Ende machen werde, ging er bis an die äußerste Gränze seiner Vollmacht, und entdeckte dem Herzog von Marlborough zuerst allein auf seinem Zimmer, daß sein Monarch bereit sey, wenn es nicht anders seyn könne, die ganze Spanische Monarchie fahren

zu lassen. Aber selbst nach dieser ungeheuren Aufopferung sah sich Torcy noch immer nicht am Ziele, denn jetzt fing erst Eugen an zu fordern. Für den Herzog von Savoyen verlangte er eine Barriere von mehreren Festungen, und für den Kaiser den ganzen Elsaß; ja man erfuhr durch einen Kundschafter, daß der zweite kaiserliche Bevollmächtigte, Graf von Sinzendorf, sogar noch den Auftrag habe, Bourgogne und die Franche Comté zu verlangen. Kurz, von diesen Unterhandlungen war kein Ende abzusehen, und die Französischen Gesandten gaben alle Hoffnung auf, und machten schon Abschiedsbesuche.

Hier noch hielt der Rathspensionär Heinsius sie auf. Man sann von Neuem auf einen Vereinigungspunct, und Torcy schlug noch vor, die Verbündeten möchten alle ihre Forderungen schriftlich aufsetzen, damit man sie in ihrer Gesammtheit übersehen könne. Das ward angenommen, und schon am 27. Mai stellte man ihm einen Aufsatz zu, der in vierzig Puncten alle Forderungen sämmtlicher Verbündeten enthielt. Die Französischen Abgeordneten schrieben ihre Noten daneben, und manches ward gemildert, so daß man sich beinahe vereinigte. Nur zwei Puncte scheute sich Torcy zu unterschreiben. Die Verbündeten hatten nämlich, zum Unterpfande für die wirkliche Entsagung Philipps V., und um der Französischen Politik jeden Ausweg abzuschneiden, von Ludwig das öffentliche Versprechen verlangt, daß er, im Fall sein Enkel nicht gutwillig Spanien räumen würde, ihn selbst mit Waffengewalt daraus wolle vertreiben helfen. Unstreitig, die entehrendste Zumuthung, nicht für den König allein, sondern auch für den Vater und Menschen.

Die Vernichtung der Schande vorziehend, antwortete

Ludwig, wenn er einmal Krieg führen müsse, wolle er lieber für als gegen die Seinen streiten, und befahl den Gesandten die Unterhandlungen abzubrechen, und alles schon bewilligte zurückzunehmen. Sie thaten es, und reiseten am 9. Junius nach Frankreich zurück. Damit seine Unterthanen sähen, daß er nicht Schuld an der Erneuerung des unseligen Krieges sey, ließ er selbst seine Bemühungen und der Verbündeten empörendes Betragen in Schriften bekannt machen. Dieß brachte die erwünschte Wirkung hervor, der Franzose gab seinen letzten Heller als Kriegssteuer her. Man machte die Heere wieder vollzählig, und um den Unfällen des letzten Feldzuges dießmal zu entgehen, rief man beide Anführer des Nordheeres zurück, und schickte den Marschall von Villars an ihrer Statt nach den Niederlanden.

---

11. Schlacht bei Malplaquet.

(11. Sept. 1709.)

In Deutschland brach der Graf von Harcourt mit vierzigtausend Mann ein. Die Plünderung der Deutschen Rheinländer gelang ihm völlig, da die Reichsfürsten nach ihrer Gewohnheit nicht eher Truppen schickten, als bis die Gefahr vor ihrer eigenen Thür war. Nur mit vieler Mühe konnte der wackere Kurfürst von Hannover beredet werden, noch einmal mit diesem elenden Heere zu Felde zu ziehen; und als er sich endlich doch dazu entschloß, vereitelte ihm ein ungeschickter Unterbefehlshaber, Graf von Mercy, seinen besten Plan dadurch, daß er sich ohne alle Noth mit einer Abtheilung von sechstausend Mann schlagen ließ (26. Aug.), nach welchem

Verluste im ganzen Feldzuge nichts weiter ausgerichtet werden konnte.

Villars stand um dieselbe Zeit in einem sehr festen Lager zwischen Lens und Besser verschanzt. Sein Heer betrug 110,000 Mann, die schon aus bloßem Hunger zu schlagen wünschten, denn man konnte ihnen auf die Länge nur die Hälfte, ja zuletzt nur den vierten Theil ihrer Brotportionen reichen, und Viele verkauften ihre Kleider, um sich nur Lebensmittel verschaffen zu können. Die Verbündeten, 120,000 Mann stark, und auch an Kanonen den Franzosen weit überlegen, kamen unter Eugens und Marlboroughs Anführung, täuschten jene durch einen verstellten Marsch, und warfen sich dann plötzlich auf das von Mannschaft entblößte Dornick. Marlborough leitete die Belagerung des Orts, Eugen deckte ihn mit seinem Heere durch eine trefflich gewählte Stellung zwischen Pont-Tresin und St. Amand. So ging die Festung über (3. Sept.), ohne daß Villars es hatte wagen dürfen, sie zu entsetzen. Jetzt kam es darauf an, ob er auch der Eroberung von Mons so ruhig zusehen würde. Ihn zu locken, überrumpelte der Erbprinz von Hessen-Kassel mit der Vorhut die Französischen Linien in dieser Gegend (5. Sept.), und hierauf rückten Eugen und Marlborough mit dem ganzen Heere nach. Sie fanden den Feind in einer sehr vortheilhaften Stellung zwischen den Dörfern Malplaquet und Blangies vor Mons fest verschanzt. Dieß drohte die Schlacht, die man ihm liefern mußte, sehr langwierig und blutig zu machen. Dennoch beschlossen die beiden Feldherren, die ja noch nie ein Treffen verloren hatten, den Angriff. Er geschah den 11. September, Morgens um acht, und bis gegen drei Uhr Nachmittags dauerte das entsetzliche

Gemetzel, das mörderischeste in dem ganzen Kriege, denn es kostete beiden Theilen zusammen 33,000 Menschen! Die Holländer besonders, die unter dem braven Prinzen von Nassau den Preis der Tapferkeit davontrugen, wurden schaarenweise von den Französischen Kartätschen niedergestreckt. Eugen selbst, welcher den rechten Flügel zuerst ins Feuer führte, erhielt gleich zu Anfang einen Streifschuß an den Kopf, ließ sich aber dadurch nicht irre machen, sondern steckte ruhig sein Schnupftuch unter den Hut, und führte den Befehl fort. Durch die entsetzliche Heftigkeit seines Angriffs sah Villars sich genöthigt, einige Regimenter aus dem Mittelpuncte abzurufen und seinem linken Flügel zur Verstärkung zuzusenden. Dieß bemerkte Marlborough, der auf seinem linken Flügel schon 12,000 Mann verloren hatte, und schnell in diese schwache Stellung einbrechend, trennte er die ganze feindliche Schlachtordnung, und entschied dadurch den Sieg. Gegen das Ende mußte sich der Französische Feldherr, am Knie verwundet, aus dem Treffen tragen lassen, worauf der Marschall von Boufflers den Rückzug nach Valenciennes anordnete. Die Sieger wagten nicht, ihn zu stören. Sie hatten in der That gegen 3000 Mann mehr als die Franzosen verloren. Der Weg nach Mons stand ihnen indeß nun offen, und am 20. October ergab sich diese Stadt.

---

12. Marlborough's Sturz.

(1710.)

So war denn also wieder ein Feldzug für Ludwig XIV. verloren, und mit demselben alle Hoffnung, noch

einen aushalten zu können. Fast schien es, als hätte das unerbittliche Glück ihm auf immer den Rücken gekehrt. Nichts blieb ihm übrig, als die im Frühling abgerissenen Friedensunterhandlungen im Herbste noch einmal anzuknüpfen. Aber mit seiner Hülflosigkeit war auch der Uebermuth seiner Gegner gewachsen. Die Holländer, mit rühmlicher Treue dem gemeinsamen Vortheil sämmtlicher Verbündeten anhangend, ließen sich durch keine Versprechungen verführen, einen besonderen Frieden einzugehen. Vielmehr erhoben sie so viele neue Schwierigkeiten, daß man die Berathungen nicht eher als am 9. März 1710 anfangen konnte. Diese wurden auf einer Jacht im sogenannten Moerdyk bei Gertruydenberg gehalten. Die Pensionäre Buys und van der Dussen waren noch immer nicht nachgiebiger geworden. Die Französischen Bevollmächtigten zogen die oben erwähnten vierzig Artikel hervor, und erboten sich, sie alle, bis auf den zu unterschreiben, in welchem Ludwigen die gewaltsame Vertreibung seines Enkels aus allen Spanischen Ländern angemuthet ward. Man könnte ja, meinten sie, eine andere Auskunft suchen. Und auf die Frage, welche, erboten sie sich sogar den Verbündeten zu dieser Unternehmung Hülfsgelder zu bezahlen. Ja, so sehr war es dem hochbedrängten Könige mit dem Frieden Ernst, daß er bis auf eine Million Livres monatlich geben wollte. Noch mehr, er versprach, dem Kaiser Valenciennes und das ganze Elsaß abzutreten, wenn man seine Bundesgenossen, die Kurfürsten von Köln und Baiern, wieder in ihre Länder einsetzen wollte.

Die Verbündeten zögerten dennoch. Sie behaupteten, so lange Philipp V. sich noch in Spanien befinde, dürfe man den Versprechungen des Cabinets zu Ver-

sailles nicht trauen; es müsse also bei jenem Artikel bleiben, und überhaupt müsse Ludwig die sämmtlichen vierzig Präliminarpuncte nicht nur unterschreiben, sondern auch innerhalb zweier Monate wirklich vollziehen, ehe man auf dieselben die eigentlichen Friedensverhandlungen gründen könne. Auf diese unerhörte Erklärung blieb den Französischen Abgeordneten nichts übrig, als die Unterhandlungen (im Juli) zum zweitenmale abzubrechen. Und dieß hatten Eugen und Marlborough gar nicht einmal abgewartet, sondern bereits am 20. April den Feldzug wieder eröffnet, die Französischen Linien zwischen der Scarpe und Dyle glücklich erstiegen, und Douay belagert (3. Mai) und erobert (25. Juni). Bethune, St. Venant und Aire folgten nach, und Villars war zu schwach, diese Unternehmungen zu hindern. Auch die Nachrichten aus Spanien lauteten schlecht. Philipps Generale waren von dem Oesterreichischen Grafen Stahrenberg geschlagen worden (20. Aug.), und Karl III. hatte am 28. September in Madrid seinen feierlichen Einzug gehalten. Blieb jetzt dem gedemüthigten Ludwig wol noch ein Strahl von Hoffnung übrig?

Aber als wollte der Herr der Schicksale den Völkern in Ludwigs Geschichte ein Beispiel geben, wie sehr Rachsucht und Uebermuth ihm mißfalle, und wie leicht es ihm sey, auch den Glücklichsten zu beugen, erfolgte plötzlich auf einmal in der Lage der Dinge eine Veränderung, wie die Häupter der Verbündeten sie wol nimmermehr geahnet hatten. In London hatte bis jetzt der Herzog von Marlborough Alles gegolten; seine Gemahlin war die innigste Vertraute der Königin Anna; der Großschatzmeister, Graf Godolphin, war sein Schwiegersohn, und alle übrigen Minister und Großen waren entweder

seine Verwandte oder seine Geschöpfe. Sie alle beherrschten die Königin unbeschränkt. Wie nun der persönliche Neid sich häufig hinter einem Sachinteresse verbirgt, oder auch damit zusammenfällt, so waren die Feinde Marlboroughs auch Gegner seiner politischen Grundsätze; dazu kamen Mißgriffe, die Marlborough selbst beging. Er und sein Freund Godolphin standen zwischen den Torys und Whigs (Siehe Th. IX.) gewissermaßen in der Mitte, aber die Herzogin, Marlboroughs Gemahlin, eine von Leidenschaftlichkeit, Herrschsucht und Stolz ganz erfüllte Frau, von welcher der Held sich nur allzusehr leiten ließ, machte, daß er sich den Whigs näher anschloß, wodurch er es mit den heftigen Torys gänzlich verdarb und auch mit der Königin. Die Torys suchten sich dieser auf alle Weise gefällig zu machen, und stifteten sogar einen beredten Geistlichen an, die Gefährlichkeit der Grundsätze der Whigs und die Vortrefflichkeit der ihrigen auf der Kanzel durchzuführen. Den wirksamsten Bolzen aber schoß ein Weib ab, Mistreß Masham, eine Kammerfrau der Königin. Wiewol sie selbst der Herzogin ihre Beförderung zu danken hatte, suchte sie bald durch feine Ränke diese ihre frühere Gönnerin aus der Gunst der Königin zu verdrängen; und die ungemäßigte Herrschsucht der Herzogin, ihr Hochmuth, der selbst gegen die Gebieterin ein beleidigendes Betragen annehmen zu dürfen glaubte, leisteten diesen Ränken ungemeinen Vorschub. Es kam zwischen der Königin und Herzogin zu starken Erörterungen; die letztere, allzu fest auf ihre Unentbehrlichkeit vertrauend, wollte die Gekränkte spielen; aber ihr Trotz verfehlte die beabsichtigte Wirkung so sehr, daß es nunmehr zum völligen Bruch kam (April 1710). Zu spät eilte sie bittend zu den Füßen der be=

leidigten Königin zurück. Ihr ward der Hof verboten, und viele Anhänger Marlboroughs wurden entsetzt oder zogen sich zuvorkommend selbst zurück. Ihre Stellen wurden mit Torys besetzt. So war die Marlborough=sche Partei mit Einem Schlage vernichtet. Dem Herzog selbst ließ man zwar die Anführung des verbündeten Heeres, aber nicht mehr mit der uneingeschränkten Voll=macht, die er bisher gehabt hatte.

Diese Ministerialveränderung am Englischen Hofe rettete Frankreich aus aller seiner Noth. Marlborough hatte den Frieden verzögert um seines Ruhmes willen; seine Gegner wünschten denselben, um ihn ganz entbehr=lich zu machen. Jetzt konnte Ludwig von den Englän=dern nicht mehr so viel Hartnäckigkeit fürchten, als die Holländer ihm bisher bewiesen hatten. Schnell ließ er durch einen geschickten Unterhändler bei den neuen Mi=nistern insgeheim anfragen, ob man wol geneigt seyn möchte, seine Friedensvorschläge anzuhören, und er er=hielt, gleichfalls insgeheim, die erfreuliche Antwort, die Königin sey dazu von Herzen bereit, nur solle er sich zum Scheine noch einmal an Holland wenden, wo man dann dafür sorgen werde, daß keine weitere Schwierig=keiten gemacht werden sollten.

---

13. Josephs I. Tod.

Schöpfte Ludwig XIV. schon bei dieser Nachricht neuen Athem, so eröffnete ihm eine andere, die er gleich dar=auf empfing, eine noch weit glänzendere Aussicht. Der Kaiser Joseph I. starb nämlich im drei und dreißigsten Lebensjahre an den Kinderblattern (17. April 1711).

Da dieser Monarch keinen männlichen Sprößling hinterließ, so ward sein Bruder, der Erzherzog Karl, der Erbe seiner Länder. Konnte man nun wol glauben, daß die Verbündeten noch darauf bestehen würden, daß dem mächtigen Besitzer Oesterreichs, Ungarns und Böhmens noch die ganze Spanische Monarchie, sammt den Schätzen Mexico's und Peru's, gelassen würde? An ein Vertreiben Philipps V. war nun gar nicht mehr zu denken, und von allen den schimpflichen Bedingungen, die Ludwig noch im vorigen Jahre den Holländern schon zugestanden hatte, war keine Rede mehr. Der günstige Augenblick, Frankreich zu demüthigen, war unwiderruflich vorübergegangen, und die Glücksgöttin, erzürnt über den Mißbrauch ihrer Güte, wandte den so lange Begünstigten jetzt völlig den Rücken.

Joseph I. nahm die Achtung und Liebe seiner Unterthanen mit sich ins Grab. An Thätigkeit, Einsicht und Güte, übertraf er seinen Vorgänger wie seinen Nachfolger bei weitem. Ob der letztere, der sich damals in Spanien aufhielt, auch die Kaiserkrone von ihm erben würde, war noch zweifelhaft. Mit Ludwigs XIV. Willen wäre es wol nie geschehen, denn dieser war auf das Haus Oesterreich so erbittert, daß er sichs viel Geld kosten lassen wollte, ihm diesen Schmuck zu entwenden*). Allein die Seemächte verwendeten sich für Karl, und die Kurfürsten selbst hatten keinen Grund, von jener Linie abzugehen. Kurmainz setzte darauf die Wahlver-

*) Er soll dem Könige von Preußen Friedrich I. zwei Millionen Gulden zur Bestreitung der Wahlkosten und 70,000 Mann zur Deckung der Wahlversammlung haben anbieten lassen; allein dieser lehnte die Ehre ab, und erklärte sich ganz zuerst für das Haus Oesterreich.

sammlung auf den 20. August zu Frankfurt an, und Eugen rückte mit seinem Heere den Rhein herauf, um sie gegen Villars zu decken. Am 12. October ward also der sogenannte König Karl III. von Spanien, unter dem Namen Karls VI. zum Römischen König und künftigen Kaiser gewählt. Er selbst war schon am 26. September, unter Bedeckung einiger Holländischen Kriegsschiffe, von Barcelona nach Genua abgereiset, und empfing am 30. October zu Mailand aus den Händen des Pfalzgrafen Karl Philipp von Neuburg das Wahldecret. Am 19. Decbr. hielt er zu Frankfurt mit großer Pracht seinen Einzug, beschwor seine Wahlcapitulation, und ward sodann am 22. von dem Kurfürsten von Mainz mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt.

Die Freude that ihm noth, denn in Spanien waren seine Angelegenheiten seit dem letzten Herbste (1710) wieder sehr schlimm gegangen. Sein Nebenbuhler Philipp V. hatte nämlich den berühmten Herzog von Vendome in seine Dienste genommen, und Ludwig XIV. hatte um eben diese Zeit den Marschall von Noailles mit frischen Hülfsvölkern nach Spanien geschickt. Beide waren von den Castiliern als rettende Engel empfangen worden, und wirklich trieben sie auch die Verbündeten nach zwei glänzenden Siegen Vendome's, bei Brihuega am 9. December 1710 über den Englischen General Stanhope, und am folgenden Tage bei Villaviciosa über den Grafen Stahrenberg, so in die Enge, daß Karl fast weiter nichts mehr übrig behielt, als Barcelona und Tarragona.

Die Kriegsunternehmungen in den Niederlanden waren übrigens weder durch Josephs Tod noch durch die neuen Friedensversuche unterbrochen worden. Marlbo-

rough that sein Möglichstes, um den klugen Villars zu überlisten, der sich auf die Festigkeit seiner Linien zwischen Arras und Bouchain so viel einbildete, daß er sie das Non plus ultra zu nennen pflegte. Wirklich täuschte er ihn durch bewundernswürdige Märsche so sehr, daß er zuletzt, nach fast zwanzigstündigem Hin- und Herziehen, die Linien gerade da erstieg, wo Villars sie gänzlich von Truppen entblößt hatte (in der Nacht vom 5. August), und mit Erstaunen erblickte dieser am Morgen den Feind innerhalb seiner Verschanzungen, ohne daß es demselben einen Schwertstreich gekostet hatte. Marlborough, selbst im Glücke vorsichtig, störte den Rückzug des Feindes nicht, sondern belagerte Bouchain (10. August 1711), welches sich am 13. September auf Capitulation ergab. Jetzt wollte er die Franzosen auch noch aus Quesnoi vertreiben, allein die Holländer versagten ihre Einwilligung dazu, unstreitig aus einem geheimen Hasse gegen England, welches ihnen das Unterhandlungsgeschäft entrissen hatte.

Die neuen Englischen Minister waren ganz von dem Vorsatze erfüllt, einen Krieg zu beenden, der dem Lande ungeheure Summen gekostet hatte, dem Handel Eintrag that, und aus beiden Gründen die allgemeine Stimme wider sich hatte. Sie hielten es für unklug und verderblich, für fremde Interessen länger einen Kampf fortzusetzen, der Englands Blut und Geld kostete, ohne dem Lande selbst wesentliche Vortheile zu versprechen. Bei diesen, theils aus solchen Betrachtungen, theils aus Parteihaß gegen das gestürzte Ministerium hervorgehenden friedlichen Gesinnungen fuhren die Holländer am schlimmsten. Diese hatten zwar viel für sich gefordert, aber doch nicht weniger für die übrigen Verbündeten. Die

Eng-

Engländer hingegen nahmen schon Ludwigs Präliminarien an, da sie nur für sie selbst günstig genug waren, und der vielen Festungen, die der König den Holländern bereits bewilligt hatte, gedachten sie nicht mehr. Die Generalstaaten waren nicht wenig betroffen, als ihnen der Graf von Strafford im October 1711 die Präliminarien überbrachte, auf welche seine Königin mit den Franzosen Frieden zu schließen Willens sey. Es hieß darin: der König von Frankreich werde der Englischen Nation wirksame Sicherheit geben, daß ihr Handel in Spanien, Indien und den Seehäfen des Mittelländischen Meeres ungestört bleibe*). Den Holländern verspreche er gleichfalls vollkommene Freiheit ihres Handels und eine nach dem Gutachten der Krone England hinlängliche Barriere zu ihrer Sicherheit. Man werde redlich und aufrichtig über billige Mittel übereinkommen, den Verbündeten Englands und Hollands Genugthuung zu verschaffen, auch die Irrungen in Betreff der Spanischen Monarchie beizulegen. Welch eine vornehme Sprache, gegen die demüthig bittende, welche die Französischen Gesandten noch unlängst zu Gertruydenberg geführt hatten! Die Holländer konnten nicht umhin, der Königin vorzustellen, wie schwankend und dunkel diese Präliminarien wären, und wie nöthig es sey, daß man noch zur rechten Zeit den Französischen Hof vermöge, sich über dieselben deutlicher zu erklären.

*) In einem geheimen Vertrage hatte er ihnen schon die Schleifung der Festungswerke von Dünkirchen und die Ausfüllung des dortigen Hafens, einen neuen Handelsvertrag und gleiche Vortheile mit den Franzosen im Spanischen Handel, die Abtretung von Gibraltar, Port-Mahon, Neufundland und der Hudsonsbai und den Negerhandel im Spanischen America zugestanden.

Indessen sie waren schon unterschrieben (8. Oct. 1711), und der Englische Hof wußte so viel Ausflüchte, daß an eine Abänderung gar nicht mehr zu denken war. Vergebens setzten die Gesandten von Oesterreich und Holland in London Alles in Bewegung, um diese Präliminarien zu hintertreiben: es blieb beim Alten, und die Königin ersuchte das Französische Cabinet, einen Congreßort vorzuschlagen, wo man die näheren Unterhandlungen eröffnen könne.

Die Holländer hatten schon seit Marlboroughs Sturz diese unglückliche Wendung ihrer Angelegenheiten geahnet, und deshalb bereits zu Anfang des Jahres 1711 insgeheim dem Marquis von Torcy günstigere Bedingungen angeboten. Allein dieser hatte sie nicht nur ein halbes Jahr auf Antwort warten lassen, sondern auch zuletzt (15. Jul. 1711) ganz kurz erwiedert: der allerchristlichste König habe zwar nur zu viele Ursach, gegen die Staaten aufgebracht zu seyn, und sich nicht weiter mit ihnen einzulassen; wenn jedoch der Herr von Pettekum einen Gedanken zu einem allgemeinen Frieden habe, und ihm denselben mittheilen wolle, so werde er sehen, ob er es wagen dürfe, ihn dem Könige, seinem Herrn, zu eröffnen. Uebrigens habe man gute Hoffnung, von einer andern Seite her zum Ziele zu gelangen. Und als nun die Präliminarien von England und Frankreich unterzeichnet waren, ermahnte man die übrigen Verbündeten zum Beitritt, widrigenfalls England, des zehnjährigen Krieges müde, von dem Bunde abgehen, und einen besondern Frieden schließen werde. Auf diese Weise wurde, durch die allzustarke Sehnsucht der Englischen Minister nach dem Frieden, die Gelegenheit versäumt, dem ganzen Europa von dem habsüchtigen und übermüthigen

Frankreich Gerechtigkeit zu verschaffen, und dem durch eine Reihe von Heldenthaten endlich ein Mal zu Boden gedrückten und erschöpften Ludwig die Herausgabe seines Raubes abzuzwingen.

14. Der Utrechter Friede.

(13. April 1713.)

Der Kaiser und die Generalstaaten versuchten ihr Aeußerstes, selbst nach dem Abschluß der Präliminarien, den eigentlichen Friedenscongreß noch zu hintertreiben. Eugen selbst reis'te im Januar 1712 nach London, ward aber vom Hofe sehr kalt empfangen, und kehrte höchst unzufrieden (im März) zurück. Sein Freund Marlborough begleitete ihn dießmal nicht mit ins Feld. Seine Feinde hatten eine Klage wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder wider ihn angebracht, welche die Stimmenmehrheit des Unterhauses als gegründet erkannte, und obschon Marlborough nachwies, daß die Einnahmen, die man als Unterschleif ansah, auch von früheren commandirenden Generalen zur Bestreitung mancher Ausgaben bezogen worden, oder freiwillige Geschenke gewesen wären*), so ward er dennoch von der Königin seiner Ehrenstellen entsetzt, und auch der durch so viele Siege verherrlichte Oberbefehl ward ihm genommen. Die Holländer machten nun den Prinzen Eugen zum Generalissimus ihrer Truppen, die er hierauf, mit den kaiserlichen vereinigt, in die Gegend von Quesnoi führte, um, wo möglich, den dort verschanzten Villars zurückzudrängen.

*) Coxe, Vol. III. p. 485.

Die Königin Anna ließ indessen die Generalstaaten nochmals erinnern, sich bestimmt zu erklären, ob sie an den Friedensunterhandlungen Theil nehmen wollten, oder nicht. Sie mußten wol einwilligen, und da man ihnen die Wahl des Orts überließ, bestimmten sie Utrecht dazu, worauf die Königin die Eröffnung der Verhandlungen auf den 12. Januar 1712 ansetzte. Um unnütze Streitigkeiten und Förmlichkeiten zu vermeiden, ward festgesetzt, daß die Minister nur als Bevollmächtigte erscheinen, und den Charakter als Gesandte nicht eher als am Tage der Unterzeichnung des Friedens annehmen sollten. Bei den Berathungen sollten sie ohne bestimmte Ordnung unter einander sitzen, auch solle niemand mit mehr als zwei Pferden nach dem Rathhause fahren. Aus Achtung für den Kaiser solle weder von Philipp V. noch von den beiden geächteten Kurfürsten ein Gesandter zugelassen werden, als bis die sie betreffenden Puncte entschieden wären.

So wurden denn diese höchst schwierigen und wichtigen Verhandlungen endlich am 29. Januar 1712 eröffnet, und zwar damit, daß der vorsitzende Bischof von Bristol, das Haupt der Englischen Gesandtschaft, die Französischen Bevollmächtigten in einer kurzen Rede um eine bestimmte Erklärung über alle in der Versammlung abzuhandelnden Artikel ersuchte. Diese übergaben darauf in der zweiten Sitzung (11. Febr.) eine Schrift, welche die sämmtlichen Anerbietungen ihres Königs an die verbündeten Mächte enthielt, die aber so unbedeutend waren, daß sie bei allen Gesandten denselben lebhaften Unwillen erregten. Man lud darauf diese ein, ihre Forderungen auf gleiche Weise einzureichen, und auch hier wurde manches Unbillige verlangt. Dasjenige, was

eigentlich der Zankapfel des Krieges gewesen war, machte im Friedensschlusse bei weitem nicht die größte Schwierigkeit, denn es ist schon oben gesagt worden, daß sich die Seemächte seit dem Tode des Kaisers Joseph die Theilung der Spanischen Monarchie gern gefallen ließen; und so ward dann, trotz allem Widerspruch des Kaisers, Ludwigs Vorschlag, Philippen Spanien und Indien, und Karln das Uebrige zu lassen, schnell genehmigt. Nur darauf bestand England, daß Philipp V. feierlich allen seinen Ansprüchen an Frankreich entsage, damit nicht zu besorgen wäre, daß zwei so mächtige Kronen jemals auf Einem Haupte vereinigt würden. Ungern unterzogen sich Ludwig und Philipp dieser Bedingung, doch fügten sie sich endlich, und nach öffentlich abgelegtem feierlichen Schwure (5. Nov. 1712 zu Madrid), sandte Philipp die Entsagungsurkunde seinem Großvater zu.

Eugen brannte unterdessen vor Begierde, während die Engländer den Franzosen zu Utrecht auf alle Weise durchhalfen, den letztern im Felde noch so vielen Schaden als möglich zuzufügen. Er vereinigte sich zu dem Ende (im Mai 1712) mit dem Herzog von Ormond, der an Marlboroughs Stelle den Oberbefehl über das Englische Heer in den Niederlanden erhalten hatte, und führte mit seiner ganzen Kunst eine Gelegenheit herbei, den Marschall von Villars mit sicherm Erfolge anzugreifen. Als aber der Augenblick gekommen war, ließ Ormond sich durchaus nicht bewegen, den Angriff, der gewiß den Sieg zur Folge gehabt haben würde, mit seinen Leuten zu unterstützen. Vergebens drang Eugen mit den deutlichsten Gründen in ihn ein, vergebens ließ er ihn merken, daß sein Betragen Verdacht errege: der Herzog berief sich auf Briefe von seiner Monarchin, die er erst er=

warten müsse, und Eugen merkte nun wol, daß es zwischen England und Frankreich heimlich verabredet sey, nichts Feindseliges mehr gegen einander im Felde zu unternehmen. Bald darauf (25. Jun.) erklärte ihm Ormond gerade heraus, er habe den Auftrag, in drei Tagen einen zweimonatlichen Waffenstillstand mit Frankreich bekannt zu machen, und es würde ihm lieb seyn, wenn sich die Verbündeten mit in denselben wollten einschließen lassen, weil ihnen widrigenfalls der von den Engländern bisher bezahlte Sold nicht ferner gereicht werden würde. Aber Eugen und die Niederländischen Bevollmächtigten waren viel zu empört über diese Erklärung, um den Vorschlag anzunehmen. Sie trennten sich vielmehr völlig von den Engländern, belagerten und eroberten Quesnoi (4. Jul. 1712) und rückten dann sofort vor Landrecies. Ormond wußte sich dafür zu rächen, indem er sich schnell auf Gent und Brügge warf, und in beide Städte Englische Besatzung legte.

Jetzt war Villars dem Prinzen Eugen weit überlegen, und da er wußte, daß sich der letztere nicht einen Augenblick länger würde halten können, wenn es gelänge, ihm seine trefflichen Magazine in dem Dorfe Marchiennes wegzunehmen — zu deren Deckung der Graf von Albemarle mit einem nicht sehr starken Heerhaufen der Verbündeten bei Denain stand — so benutzte er rasch die Gelegenheit, den leider sorglosen Hüter mit weit überlegener Macht zu überfallen, und ihn in seinen Verschanzungen sammt seinem ganzen Heerhaufen, so weit er den Französischen Bajonetten entrann, gefangen zu nehmen. (24. Jul.) Mancher große Sieg ist nicht von so wichtigen Folgen gewesen, als dieses kleine Ereigniß. Eugen, dem nach der Eroberung von Landrecies der Weg nach

Paris offen gestanden hätte, war jetzt, nach dem Verlust seiner Magazine, an denen die hungrigen Franzosen einen rechten Schatz gefunden hatten, nicht mehr im Stande, Landrecies ferner zu belagern; ja er mußte die schon eroberten Festungen Quesnoi, Douai und Bouchain wieder fahren lassen, und die Franzosen triumphirend in die Niederlande eindringen sehen.

Zum Uebermaaß des Unglücks kam dieser Schlag gerade in dem Augenblick, wo man auf der Versammlung zu Utrecht über die Forderungen der Niederländer stritt. Hatte Ludwig diesen Verhaßtesten aller Feinde schon von Anfang wenig Gutes gegönnt, so nahm er jetzt einen noch weit stolzern Ton gegen sie an, da Villars im Felde einen solchen Vortheil über sie gewonnen hatte. Dazu ereignete sich noch ein Vorfall, der ihm eine recht erwünschte Gelegenheit gab, einmal wieder, freilich auf Kosten seiner innern Ehre, im vollen Glanze den König zu spielen.

An demselben Tage nämlich, als die Nachricht von der Niederlage der Verbündeten bei Denain in Utrecht eintraf (27. Jul.), fuhr der Graf von Rechtern, einer der Niederländischen Gesandten, vor der Thür des Französischen Bothschafters Menager vorüber. Vor der Hausthür des letztern standen die Bedienten desselben, und diese nahmen sich heraus, auf die Leute des Grafen höhnisch mit Fingern zu zeigen, und hinter ihnen ein beleidigendes Gelächter aufzuschlagen. Das nämliche wiederholten sie bei der Rückkehr der Kutsche. Der Graf von Rechtern verlangte hierauf von dem Herrn von Menager für diese Ungezogenheit Genugthuung; dieser versprach sie auch, allein man erfuhr nicht, daß etwas geschehen sey. Umsonst erinnerte der Graf den Franzosen noch einmal; dieser läugnete zuletzt die ganze Sache.

Die gekränkten Bedienten beschlossen hierauf, sich selbst Genugthuung zu verschaffen, und einer derselben gab bei nächster Gelegenheit dem einen jener Franzosen eine Ohrfeige. Diese wichtige Staatsbegebenheit berichtete der Herr von Menager ungesäumt nach Hofe, und Ludwig XIV. befahl darauf sogleich — alle Friedensunterhandlungen mit dem Niederländischen Gesandten auf der Stelle abzubrechen, und dieselben nicht eher wieder anzufangen, als bis die Generalstaaten den Grafen von Rechtern für seine ruchlose Verletzung des Völkerrechts zurückberufen, und die Erklärung öffentlich von sich gegeben hätten, daß sie das Geschehene aufs höchste mißbilligten, und daß es ihnen sehr leid thun würde, wenn Se. Majestät glauben könnten, sie hätten es jemals an der Ihnen schuldigen Achtung wollen ermangeln lassen. Um den Generalstaaten eine Verlegenheit zu ersparen, bat der Graf von Rechtern selbst um seine Entlassung, worauf sich drei der anderen Niederländischen Bevollmächtigten zu den Französischen Ministern begaben, und die verlangte Erklärung in Gegenwart einer großen dazu geladenen Gesellschaft ablegten (30. Jan. 1713). Ueber diese Bedientensache wurde das Friedensgeschäft beinahe um ein halbes Jahr verzögert.

Die Engländer drangen nun so sehr auf die Beendigung der Unterhandlungen, daß die Holländer gezwungen waren, die erhaltenen Bedingungen gut zu heißen, wenn sie nicht von England ganz im Stich gelassen seyn wollten. Sie unterzeichneten demnach am 29. Januar 1713 einen Barrierevertrag, kraft dessen ihnen England das Besatzungsrecht in Furnes, Fort Knocke, Ypern, Menin, Dornick, Mons, Charleroi, Namur und einigen Schlössern verbürgte. Für Savoyen hatte England den

Franzosen noch die besten Bedingungen abgezwungen. Nur mit dem Kaiser konnte man nicht aufs Reine kommen. Er hatte noch Truppen in Italien und Spanien, und seine Gemahlin war noch zu Barcelona, wie denn die Catalonier von keinem andern Könige wissen wollten, als von ihm. Die Engländer suchten ihn daher aus allen Kräften zu bewegen, daß er Spanien räumte. Gezwungen gab er nach, und unterzeichnete zu dem Ende am 14. März 1713 einen sogenannten Evacuations- und Neutralitätsvertrag. Im übrigen hatte ihm England für seine Ansprüche die Spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sardinien bestimmt, und wenn die kaiserlichen Gesandten zu Utrecht nur hätten unterhandeln wollen, so hätten sie wol noch größere Vortheile erhalten können, aber sie waren mit den gethanen Vorschlägen so unzufrieden, daß sie die Unterhandlungen gänzlich abbrachen, und sich von Utrecht entfernten. Die Engländer überließen den Kaiser daher seinem Schicksal, und luden diejenigen Verbündeten, welche sich befriedigt glaubten, zur Unterzeichnung der Friedensacte auf den 11. April ein. Die verschiedenen Gesandten erschienen demnach an diesem Tage in den Wohnungen der Englischen Minister, und, nachdem zuerst die Engländer und Franzosen unterzeichnet hatten, folgten Savoyen, Portugal, Preußen, und zuletzt, noch um Mitternacht, die Republik der vereinigten Niederlande nach.

Der Hauptinhalt dieses berühmten Friedens war folgender: Philipp V. sollte das Königreich Spanien und dessen außereuropäische Besitzungen erhalten. Frankreich und Spanien sollten auf ewig getrennt bleiben. Frankreich sollte die protestantische Thronfolge in England anerkennen, und dem Prätendenten Jakob, Jakobs II. Sohn,

nicht länger Schutz verleihen. Die Festungswerke von Dünkirchen sollte auf Französische Kosten geschleift, und der Hafen ausgefüllt werden.

Frankreich trat ferner an England die Hudsonsbai und Neufundland ab; an Portugal seine Ansprüche auf die Südamerikanische Küste zwischen dem Amazonenstrom und dem Flusse Oyapoc. Preußen erhielt das sogenannte Oberquartier von Geldern nebst einigen Aemtern, die Bestätigung der Souveränetät über Neufschatel und Valengin, und die Anerkennung seiner Königswürde. Dagegen überließ es an Frankreich das Fürstenthum Orange, worauf das Preußische Haus als Erbe Wilhelms III. gerechte Ansprüche hatte *) Savoyen erhielt eine treffliche Barriere von Festungen gegen Frankreich, und für seine Ansprüche an die Spanische Monarchie die Insel Sicilien als ein Königreich mit voller Souverainetät und die Anwartschaft auf die Spanische Krone, wenn Philipps V. Nachkommenschaft aussterben sollte.

Die Holländer erhielten unter allen Verbündeten die geringste Entschädigung. Sie mußten die stärksten der eroberten Festungen wieder herausgeben, und behielten dafür die schon oben angeführte Barriere, die ihnen in der Folge gar keinen Nutzen gewährte. Der Handelsvertrag, welcher zugleich zwischen ihnen, England und Frankreich geschlossen ward, und in welchen auch die Deutschen Hansestädte mit aufgenommen wurden, war zwar ganz vortheilhaft, aber doch nicht in dem Grade, wie ihn die Engländer hätten erhalten können, wenn sie das ganze Gewicht ihrer Stellung hätten geltend machen wollen.

---

*) Friedrich I. hatte aus dieser Erbschaft schon früher, außer Neufschatel und Valengin, auch die Grafschaft Lingen und das Fürstenthum Meurs in Besitz genommen.

Mit Spanien schloß England einen sogenannten Assiento= oder Negerhandelstractat auf dreißig Jahre, durch welchen eine Englische Gesellschaft das ausschließende Recht erhielt, jährlich 4800 Negersclaven gegen eine mäßige Abgabe nach dem Spanischen Indien zu senden. Desgleichen trat Spanien an England die Festung Gibraltar und die Insel Minorca ab.

---

15. Friede zu Rastadt und Baden.

(1714.)

Der Kaiser, der nun allein zurückblieb, beschloß in Verbindung mit dem Deutschen Reiche den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Aber obschon zu Regensburg vieles geredet und geschrieben wurde, kamen die Truppencontingente doch so sparsam und unregelmäßig an, daß Eugen am Rheine mit dem besten Willen nicht einen Schritt thun konnte, sondern ruhig zusehen mußte, wie Villars mit seinem gewaltigen Heere sich am ganzen linken Rheinufer ausbreitete, das höchst wichtige Landau eroberte (20. August 1713), alle offenen Städte in dieser Gegend, Speier, Worms, Kaiserslautern, Kirn u. a. m. mit schweren Brandschatzungen belegte, dann sogar über den Rhein ging, um auch am rechten Ufer alles zu verwüsten, und die nächstgelegenen Reichskreise auszusaugen, ja endlich sich auf das schlecht versorgte Freiburg warf (30. Sept.), und es nach großen Grausamkeiten einnahm (16. Nov.). Man sagte damals, die Saumseligkeit der Reichsglieder in der Unterstützung des von bitterm Schmerze durchdrungenen Eugen, der so gern die Ehre seines Kaisers auch am Schlusse des Krieges noch gerettet hätte, habe nicht sehr unbekannte

geheime Ursachen gehabt. Können wir uns da wohl wundern, daß der Deutsche Name bei seinen Nachbarn so wenig geachtet war, wenn Deutsche Fürsten selbst, in dem Zeitpuncte, wo alles darauf ankam, sich dieses Namens würdig zu zeigen, heimlich Französisches Geld annahmen, und dafür zu jedem Schimpfe, der dem Vaterlande und seinem uralten Oberhaupte zugefügt ward, die Augen zudrückten?

So ging denn ein Feldzug vorüber, in welchem das Deutsche Reich nicht nur nichts gewonnen, sondern noch zwei Hauptfestungen dazu verloren hatte. Und konnte man wol von künftigen Anstrengungen bessere Erfolge hoffen, da Ludwig jetzt von allen Seiten Frieden hatte? Es war daher nicht unwillkommen, daß Villars wegen der Belagerung von Freiburg bei Eugen anfragen ließ, ob es nicht möglich wäre, daß sie Beide an irgend einem Orte zusammen treffen könnten, um sich über die Mittel zu einem endlichen Frieden zu unterreden. Nachdem sich Eugen die desfalls nöthige Vollmacht vom Kaiser Karl VI. verschafft hatte, traf er am 26. Nov. 1713 bei dem Marschall von Villars im Schlosse zu Rastadt ein, von den Segenswünschen und Gebeten jedes braven Deutschen begleitet.

Die Achtung für den persönlichen Charakter des berühmten Unterhändlers, und der Wunsch, sich den Ruhm eines Friedenstifters zu verdienen, machten den Französischen General während dieses Geschäftes bescheidener, als es die Bothschafter seiner Nation bei ähnlichen Gelegenheiten zu seyn pflegten. Er ließ es sich gefallen, daß Eugen mit Ernst und Würde alle nicht zur Sache gehörigen Forderungen, die Frankreich so gern einmischen wollte, kurz abschnitt, und wandte alles Mögliche an,

um den Prinzen, den Ludwigs Hartnäckigkeit verdroß, von der gedrohten Abreise zurückzuhalten.

Die meisten Schwierigkeiten machte die Festung Landau, welche Ludwig durchaus behalten wollte, die Herausgabe der kleinen Italienischen Fürstenthümer, die der Kaiser noch besetzt hatte, und die Forderung, daß der Kurfürst von Baiern schlechterdings alle seine Länder und Würden wieder haben sollte, mithin auch die, welche bereits anderen Reichsfürsten zugetheilt worden waren. Auch verlangte Karl VI., Ludwig solle versprechen, daß die braven Catalonier, die dem Oesterreichischen Hause bis auf den letzten Augenblick mit rührender Treue angehangen hatten, in den Besitz ihrer ehemaligen Vorrechte wieder eingesetzt würden. Die Engländer hatten zwar in ihrem Frieden mit Philipp V. dieselbe Bedingung gemacht; dem Kaiser aber, der für seine Person eine ganze Monarchie opfern mußte, gereicht es besonders zur Ehre, daß er sich von diesem Zuge edler Dankbarkeit leiten ließ, der offenbar aus einer weit reinern Quelle floß, als Ludwigs Beschützung eines treulosen Vaterlandsfeindes.

Aber Frankreichs Uebergewicht war jetzt viel zu groß. Nach zweimonatlichem Streiten mußte Eugen doch endlich das Meiste zugeben, denn er sah wol ein, daß, wenn es wieder zum Kriege kommen müßte, das Deutsche Reich mehr als jemals leiden würde. So kam man denn mit einem Entwurfe zu Stande, dem nichts als die Billigung der Monarchen fehlte, zu deren Einholung derselbe nach Wien und Versailles geschickt ward. Aber zu nicht geringem Erstaunen der beiden Feldherren, kam der Entwurf von Ludwig mit zwölf neuen Puncten vermehrt zurück, in welchen Forderungen vorgebracht waren, an die

Niemand gedacht oder die man längst schon zurückgenommen hatte. Eugen ward durch dieß unredliche Betragen des Französischen Hofes so aufgebracht, daß er im höchsten Unwillen am 7. Febr. 1714 Rastadt verließ, und nach Stuttgart zurückging. Der darüber nicht minder bestürzte Villars, den es schmerzte, seine siegreiche Feldherrnlaufbahn nicht mit der Stiftung des Friedens schließen zu dürfen, reisete darauf nach Strasburg, und legte seinem Könige schriftlich die Nothwendigkeit des Friedens und das Ehrenvolle der bereits erlangten Bedingungen so eindringend ans Herz, daß dieser seine Veränderungen und Zusätze fast ganz wieder zurücknahm. Mit dieser Nachricht eilte nun Villars' Generalwachtmeister, Marquis von Contades, nach Stuttgart, um den Prinzen zur Rückkehr nach Rastadt einzuladen. Noch an demselben Tage (28. Febr.) ging er dahin ab, und die Unterhandlungen eilten nun rasch ihrer Beendigung entgegen. Am 6. März kam die Friedensurkunde zu Stande, und nachdem die Abschreiber fast die ganze Nacht daran geschrieben hatten, unterzeichneten sie die beiden Feldherren früh am Morgen, zwischen drei und vier Uhr (7. März) beim Schein der Lichter, und fielen einander voll froher Begeisterung in die Arme.

So hatte denn der Kaiser noch auf schlechtere Bedingungen Frieden machen müssen, als Frankreich ihm vor einem Jahre zugestehen wollen. Der Hauptinhalt dieses Rastadter Friedens war folgender: Der Kaiser erhält die Spanischen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien, Mantua *) und die Toscanischen Seehäfen an der west=

*) Der letzte Herzog von Mantua, Karl IV., war wegen seiner Verbindung mit Frankreich in die Reichsacht erklärt worden und 1708 gestorben.

lichen Küste. Frankreich giebt alle seine Eroberungen am Rheine, bis auf Landau, heraus, und erkennt die Hanöverische Kur an. Baiern und Köln werden der Reichsacht entledigt, und in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt. Der Kaiser gab hierauf in einem Decret vom 24. März 1714 dem Reiche von dem zu Rastadt geschlossenen Frieden Nachricht, und entschuldigte sich theils über den Frieden selbst, damit, daß er von allen Verbündeten verlassen und vom Reiche selbst so schlecht unterstützt worden sey; theils darüber, daß er ohne Zuziehung der Reichsstände habe verhandeln lassen, indem Alles geheim und schnell gegangen sey. Zugleich stellte er den Ständen anheim, ob sie ihren Frieden mit Frankreich selber abschließen, oder ihn dazu bevollmächtigen wollten. Sie wählten das letztere, worauf der Kaiser zu diesen neuen Verhandlungen drei Städte in der Schweiz vorschlug, aus denen Ludwig XIV. die Stadt Baden im Aargau wählte.

Hier fanden sich demnach die Französischen und kaiserlichen Bevollmächtigten, nebst den Abgeordneten mehrerer Deutschen Reichsfürsten, ein. Auch Philipp V. und die Königin von England wollten Gesandte dazu schicken; allein diesen gestattete der auf England erbitterte Kaiser durchaus nicht den Zutritt. Am 10. Junius 1714 wurden die Verhandlungen eröffnet. Eigentlich waren hier nur einige Puncte des Rastadter Friedens näher zu bestimmen, doch schmeichelte man sich, auch manchen Wunsch zum Beschlusse noch anbringen zu können. So z. B. verwandte sich der Kaiser hier noch einmal für die treuen Catalonier, aber die Französischen Bevollmächtigten wiesen diese Angelegenheit, als nicht auf den Reichskrieg bezüglich, durchaus zurück. Ebenso vergeblich drangen die Deut=

schen protestantischen Stände auf die Zurücknahme der berüchtigten Ryswicker Clausel. Auch ward dieß Gesuch nicht einmal vom Kaiser selber unterstützt. Es blieb demnach nichts weiter übrig, als die Rastadter Friedensurkunde mit einigen Erweiterungen hier zu Baden, im Namen des Reichs, noch einmal zu unterzeichnen. Zu diesem Ende fanden sich Eugen und Villars auch dort ein, und vollzogen das Werk, am 7. September 1714. Was noch zwistig war, ward nachher allmählig, nicht ohne allen Hader, ausgeglichen, und so war denn endlich den Plagen ein Ziel gesetzt, mit welchen das Deutsche Reich durch Ludwigs XIV. Ländergier und durch seine mannigfaltigen Verwicklungen mit Oesterreich so lange heimgesucht worden war.

II.

Frankreich, Spanien, England und Deutschland nach dem Erbfolgekriege.

1. Die letzten Tage Ludwigs XIV.

Mit welchen Empfindungen mußte der sterbende Ludwig wol auf seine zwei und siebzigjährige Regierung zurücksehen! Wie schön hatte er begonnen, und wie blühend hatte er sein großes Reich in früheren Jahren gesehen! Und jetzt war dieß Land das erschöpfteste von allen. Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen darnieder. Aller innere Wohlstand war verschwunden. Viele Tausende der kraftvollsten Arbeiter hatten die langen, blutigen

Kriege

Kriege hingerafft; nicht viel weniger hatte die Glaubenswuth aus ihrem Vaterlande getrieben. Eine Schuldenlast von neun hundert Millionen Thalern lag auf den Staatscassen.

Und gleich als ob es des Lenkers der menschlichen Schicksale Absicht gewesen wäre, den Urheber alles dieses Elends persönlich recht tief zu beugen, mußte er durch eine fast beispiellose Sterblichkeit seine so zahlreiche Nachkommenschaft beinahe Haupt für Haupt vor sich in das Grab sinken sehen. Noch während des Erbfolgekrieges starb sein Sohn, der Dauphin Ludwig, vierzig Jahre alt (14. April 1711.) Seitdem setzte die Nation ihre Hoffnung auf dessen Sohn, den geistvollen Herzog von Bourgogne und dessen liebenswürdige Gemahlin. Allein das Jahr darauf (1712) raffte ein hitziges Fieber beide hin; sie am 12., ihn am 18. Februar. Ihr ältester Prinz, Ludwig, Herzog von Bretagne, noch ein Knabe, war jetzt der nächste Thronerbe, allein auch diesen sollte sein alter Urgroßvater noch vor sich hinsterben sehen*), und in seine Rechte trat sein jüngerer Bruder, ein zweijähriges Kind, (nachher Ludwig XV.), der einzige, der aus dieser langen Reihe noch endlich übrig blieb.

Das Leben des alten Königs bewegte sich indeß in dem gewohnten Kreise des Hergebrachten. Alles drehte sich nur um sein eigenes Ich, und wie er selbst sich an die pünctliche Bewahrung einer bestimmten äußerlichen Lebensordnung band, so verlangte er dieß von Anderen in Bezug auf seine Persönlichkeit in einem noch weit höhern Grade und mit der äußersten Selbstsucht. An seinem Hofe wurden die Förmlichkeiten bis ins Kleinlichste getrieben. Jeder Spazirgang hatte seine Gesetze. An-

*) Er folgte seinen Eltern an derselben Krankheit.

ders waren die Gebräuche in Versailles, anders in Marly, anders in Trianon, anders in Fontainebleau. In Marly durfte jeder mit bedecktem Kopfe gehen, in Versailles bedeckte sich der König allein. Jeder Große von Rang mußte sich am Hofe aufhalten, und ihm regelmäßig die Aufwartung machen. Wenn er beim Aufstehen oder Schlafengehen durch die Zimmer ging, und nicht sämmtliche Herren seines Hofes ehrerbietig dastehen sah, so ließ er es die Fehlenden bald empfinden. Wollten solche gar einmal eine Vergünstigung oder ein Amt haben, so hieß es gleich: „ich kenne sie nicht; das sind Menschen, die ich nicht sehe." Er selbst war gewöhnlich sehr höflich, und wußte sich immer mit einer würdevollen Artigkeit auszudrücken. Vor vornehmen Frauen und vor Prinzen vom Geblüt nahm er den Hut ganz ab, und hielt ihn einige Augenblicke lang am Ohre, bei Geringeren begnügte er sich, nur an den Hut zu greifen. Seine Tagesordnung war folgende. Um 8 Uhr weckte ihn der erste Kammerdiener, dann ging die Oberhofmeisterin hinein, um ihn nach einer alten, vermuthlich abergläubischen Sitte, zu küssen, und zwei Leibärzte, um ihn zu reiben und ihm ein anderes Hemde zu geben. Hierauf rief man einige Kammerherren, von denen einer ihm das Weihwasser, und der andere das Gebetbuch reichte. Damit ließ man ihn dann einige Augenblicke allein, bis er Alle wieder herein rief, jetzt war er aufgestanden, man reichte ihm den Schlafrock, und nun füllte sich das Zimmer mit Officieren, Prinzen, und den Herren vom sogenannten zweiten Zutritt. In ihrer Gegenwart zog er sich mit zierlichem Anstande Strümpfe und Schuhe an, ließ sich den Bart abnehmen, und setzte sich seine Perücke auf; dabei ward von gleichgültigen Dingen, meist von der Jagd, gesprochen.

Sobald er angekleidet war, ward von Allen gebetet, wobei die Geistlichen knieten. Dann ging der König in sein Cabinett, wohin ihm alle Anwesenden folgten, und noch Andere sich dazu einfanden. Er ertheilte darauf seine Befehle, und entließ dann den Hof, bis auf seine natürlichen Söhne und deren Hofmeister und die Kammerleute. Jetzt konnte man ein Wort anbringen: gewöhnlich aber ward hier von Bauentwürfen, neuen Anlagen u. dgl. gesprochen. Sodann ging es in die Messe, und hier war es, wo der ganze Hof, in der Galerie zwischen des Königs Cabinett und der Capelle, im feierlichen Aufzuge stehen mußte. Nach der Messe erschienen die Minister, und die geheimen Berathungen fingen an. Um Ein Uhr ward gespeiset, gewöhnlich vom kleinen Couvert, d. h. der König saß in seinem Zimmer allein an einem viereckten Tische, in Gegenwart seines Bruders und seiner Söhne und Enkel, welche standen und zusahen, indeß er meistens sehr wenig sprach und sichs trefflich schmecken ließ. Die Kammerherren bedienten ihn, und Monsieur (des Königs Bruder) reichte ihm von Zeit zu Zeit die Serviette, wofür er zuweilen die Erlaubniß erhielt, sich zu setzen.

Nach der Tafel ging der König in sein Cabinett, fütterte seine Hunde, und spielte mit ihnen, kleidete sich um, und fuhr aus. Nach der Rückkehr ward wieder die Kleidung gewechselt; die Günstlinge, die Kammerleute, die Beamten besuchten ihn, oder er empfing Berichte, oder er schrieb. Nach einer Stunde ging er zur Maintenon, blieb daselbst bis um zehn, dann war Abendtafel, die meistens sehr glänzend war. Nach derselben blieb er gewöhnlich einige Zeit im Speisezimmer stehen, mit dem Rücken an ein Geländer gelehnt, und von dem gan-

zen Hofe umgeben. Dann machte er den Damen eine Verbeugung, und ging in sein Cabinett, wo dieselbe unbedeutende Unterhaltung in einem engen Zirkel fortgesetzt ward. Dann gab er wieder seinen Hunden zu fressen, nickte mit dem Kopfe und ging in sein Schlafzimmer. Hier durften ihm nur die Personen vom ersten und zweiten Zutritt folgen. In ihrer Gegenwart verrichtete er wie des Morgens das Gebet, und ward entkleidet. Dieß hieß das kleine Niederlegen. Erst wenn der König das Bett bestieg, gingen die letzten Höflinge weg.

Es ist schon gesagt worden, daß die Maintenon Alles aufbot, um Abwechselung in dieß einförmige Leben des alten Königs zu bringen. Dieß war in der That eine schwere Aufgabe, da er für geistige Unterhaltung gar keinen Sinn hatte. Er las nichts, und konnte es nicht einmal leiden, wenn jemand an seinem Hofe gelehrt scheinen wollte; ja er hatte es gern, wenn Witzlinge sich über Gelehrte lustig machten. In einer Unterredung mit dem berühmten Fenelon, dem Erzieher seiner Enkel, sollen ihm einmal die Worte entfahren seyn, er fürchte die Geister. Auch hat er nie das Geringste für Schulen in seinem Reiche gethan. Seine Unwissenheit in litterarischen Dingen war außerordentlich groß, und seine Religion schien nur darin zu bestehen, daß er alle von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuche mit gläubiger Andacht verrichtete. Die Herzogin von Orleans, eine sehr vernünftige deutsche Prinzessin (aus dem Hause Pfalz-Baiern), von der wir noch interessante Briefe übrig haben, sagt: „Man kann in der Religion nicht einfältiger seyn, als der König war. Was ihm die Pfaffen sagten, das glaubte er, als ob es von Gott geredet wäre, denn er hatte in seinem Leben kein Wort in der Bibel gelesen, und wußte nichts anders

von der Religion, als was ihm seine Beichtväter sagten. Sie hatten ihm weis gemacht, in Religionssachen wäre nicht erlaubt zu raisonniren; man müßte die Vernunft gefangen nehmen, um selig zu werden. Er hatte aber das Fluchen abgeschafft, welches sonst in Frankreich sehr gemein war." Sein Hof theilte diese Gesinnung mit ihm, oder war scheinheilig genug, sie zu heucheln, und da er selbst die Kirche so fleißig besuchte, so gehörte das Kirchengehen zum Tone; alle Chöre waren voll von schön geputzten Frauen, und wenn es nur einigermaßen dunkel war, so klebte jede ein Stückchen Wachslicht vor sich hin, damit sie der König recht erkennen konnte.

Außer den religiösen Beschäftigungen, welche die Maintenon immer zu vermehren suchte, dachte sie auch zuweilen auf anderweitige Zerstreuungsmittel. Das Gewagteste in dieser Art war die Erscheinung eines Persischen Gesandten, mit welcher, noch wenig Monate vor des Königs Tode, seiner Eitelkeit ein Fest gegeben werden sollte. Man überredete ihn zu dem Ende, der Perserschach, von dem berühmten Namen Sr. Majestät unterrichtet, strebe nach der Ehre, mit ihm ein freundschaftliches Bündniß zu knüpfen. Ganz Frankreich gerieth in Bewegung bei dem Gerüchte; Ludwig befahl dem Baron von Breteuil, dem Gesandten zwei Meilen von Paris entgegen zu gehen, und ihn mit größter Pracht zu empfangen. Er selber gab ihm bald nach gehaltenem Einzuge eine glänzende Audienz, bei welcher er alle Edelsteine der Krone an sich trug. Er ließ dem Gesandten täglich hundert Louisd'or reichen, und ein Badezimmer für zwei tausend fünf hundert Thaler für ihn einrichten. Die Reisekosten von Marseille bis Paris wurden ihm mit sechs tausend Thalern vergütigt. Indessen verbreitete sich bald das Gerücht, daß der angebliche Per-

ser ein Portugiesischer Jesuit sey, der die halbe Welt durchstrichen, und von seinen Ordensbrüdern aus dem Gefängnisse in Constantinopel befreit worden sey, um vor dem schwachen und eitlen Könige diese Posse zu spielen. Ludwig selber merkte den Betrug, und ließ den Gesandten ohne Abschiedsaudienz abreisen, sprach auch nie wieder von ihm; dagegen ließ er durch seine Minister ausstreuen, er sey ein wirklicher Gesandter gewesen. Niemand hat erfahren, wo er geblieben ist, doch ist er aus Frankreich glücklich entkommen.

Bald nach dieser Posse verfiel die Gesundheit des Königs zusehends, und jedermann erwartete seinen Tod. Die Maintenon, nachdem sie vergeblich alles versucht hatte, um ihn zur lauten Erklärung ihrer geheimen Ehe zu bewegen, überredete ihn zuletzt, wenigstens ein Testament zu Gunsten ihres Lieblings, des Herzogs von Maine (ältesten Bastard von der Montespan), zu machen, in welchem demselben der Befehl über die Heere und die Erziehung des Dauphin übertragen ward. Er that es mit Widerwillen, und um nur nicht in seinen letzten Tagen die einzige Gesellschafterin zu verlieren, die ihm bis dahin das öde Leben noch erträglich gemacht hatte. Aber die Verweigerung ihres ersten Wunsches kränkte das eitle Weib doch zu tief, als daß sie es ihn nicht bitter hätte fühlen lassen sollen. „Als ich noch König war —" hörte man ihn zuweilen sagen, diesen großen Ludwig, vor dessen Winken einst Länder gezittert hatten, der jetzt an dem Gängelbande eines alten Weibes ging.

Er wurde hierauf immer schwächer. Am 25. August 1715 empfing er die letzte Oelung. Am folgenden Tage ließ er die Prinzen und vor allen den Dauphin vor sein Bett kommen, und gab ihnen rührende Ermah=

nungen. Den Dauphin warnte er unter andern vor allzu leidenschaftlicher Kriegslust, und die Herren vom Hofe bat er um Verzeihung wegen des bösen Beispiels, das er ihnen gegeben. Mit bitterm Schmerze vernahm er am folgenden Tage, daß die Maintenon ihn heimlich verlassen habe, und nach St. Cyr gegangen sey. Er fragte so oft nach ihr, daß man ihr einen Boten nachschicken und sie zurückrufen mußte. Sie gab vor, sie sey darum hingegangen, um mit ihren Mädchen für ihn zu beten. Ihre Furcht vor der Rache des neuen Regenten war aber so groß, daß sie am 30. August schon wieder abreisete und ihren sterbenden Wohlthäter nicht wieder sah. Auch nach seinem Beichtvater, Pater le Tellier fragte der Kranke vergebens. Dieser stolze und heftige Priester erschien nicht, weil er es übel genommen, daß der König nicht noch auf dem Sterbebette eine Anzahl erledigter Pfründen hatte vertheilen wollen. Am 30. und 31. August hatte der Kranke nur wenige lichtvolle Augenblicke. In diesen betete er oft den Spruch: „Mein Gott, komm mir zu Hülfe; eile, mich zu erlösen!" Dann fiel er in den Todeskampf, der sich erst am 1. September Morgens um acht Uhr endigte.

Das Volk, das er nicht bloß arm gemacht, sondern auch der Sittlichkeit und alles Vertrauens *) beraubt hatte, jubelte bei der Nachricht von seinem Tode, und verfolgte den Leichenzug nach St. Denis mit so pöbel-

*) Er hatte aus einer unwürdigen Neugier die Sitte eingeführt, daß man ihm alle Stadtgespräche, Privatumstände einzelner Personen oder Familien, ja die größten Kleinigkeiten zutragen mußte; er besoldete Kundschafter, die seine eigenen Gesandten an fremden Höfen belauschen mußten; ja er schämte sich der Niederträchtigkeit nicht, alle mit der Post eingehende Briefe erbrechen zu lassen, wodurch Handel und Wandel gestört, und alles Vertrauen vernichtet ward.

haftem Muthwillen, daß man genöthigt war, die Leiche auf Nebenwegen zu führen. Die Luft erschallte von den abscheulichsten Schimpfreden und Verwünschungen; eine furchtbare Lehre für Diejenigen, die zu Regenten, d. h. zu Vätern ganzer Völker berufen sind.

---

2. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans.
(1715 — 1723.)

Da der Thronerbe, Ludwig XV. (geb. am 15. Febr. 1710), bei seines Urgroßvaters Tode erst fünf Jahre alt war, so trat nun wieder eine vormundschaftliche Regierung ein, an deren Spitze, nach herkömmlichem Rechte, des Königs nächster Vetter, also der Herzog Philipp II. von Orleans, Ludwigs XIV. Bruderssohn (geb. 1674), stehen mußte. Dieß hatte zwar die Maintenon durch das Testament des verstorbenen Königs verhindern wollen, allein man achtete ihn und sein Testament so wenig, daß von dem letztern kaum noch die Rede war. Das lange unterdrückte Parlament nahm sogleich wieder die Miene eines gebietenden Reichsraths an; und da der Herzog von Orleans demselben, gleich in seiner ersten Anrede, mit der ihm eigenen Feinheit zu schmeicheln wußte, so ward er sogleich in seine Rechte eingesetzt, und der Herzog von Maine mit einer Unterbedienung abgefunden, die er anzunehmen schwach genug war.

Der neue Regent besaß viele von den Eigenschaften, die seine hohe Stellung erforderte. Er war rasch, thätig, tapfer, geistvoll, gewandt, duldsam gegen die Tadler seiner Fehler *). Seine ersten Schritte waren Handlun-

*) Einen alten ehrlichen Diener, der ihm bisweilen im Palais-Royal leuchten mußte, wenn er in seine sittenlosen Abendgesellschaften

gen der Menschenliebe; aber selbst das Gute, das er that, konnte keinen rechten Glauben bei der Nation finden, da der Wandel, den er führte, und die Grundsätze, zu denen er sich öffentlich bekannte, jeden rechtschaffenen Mann empören mußten.

In keinem Lande standen die Mißbräuche und der Aberglaube, welche dem alten Kirchenthum noch anklebten, mit den Fortschritten der Wissenschaften und der Bildung in einem auffallendern Widerspruch als in Frankreich, wo nicht bloß der Geist scharfer Untersuchung sich auf vielen Gebieten des Wissens regte, sondern auch ein, wiewol einseitiger und oft verkehrter, aber doch feiner Geschmack die gebildeten Stände durchdrungen hatte. Dieß hatte leider auf die Werthschätzung des Christenthums und der Theologie, besonders bei den Halbgebildeten, den schädlichsten Einfluß. Man verwechselte äußerliche Gebräuche und Formen, deren sich der Kirchengebrauch ehedem als lebendiger Symbole bedient und in Zeiten der vorherrschenden sinnlichen Anschauung häufen zu müssen geglaubt hatte, die aber nun erstarrt und leblos geworden waren, mit dem Geiste des Christenthums selber; und eine flache Philosophie, welche das Daseyn aller Tiefen des menschlichen Geistes, die dem berechnenden Verstande unzugänglich sind, läugnete, fing an die Grundfesten aller Religion zu erschüttern. Vor ihrem Richterstuhle ward der schöne Glaube an ein Göttliches im Menschen, dieser Urheber jeder schönen Tugend, für ein Hirngespinst erklärt. Am Hofe fand diese Philosophie am er-

---

ging, nöthigte er einmal scherzweise mit hinein zu kommen. „Gnädigster Herr, erwiederte der Alte, hier hört mein Dienst auf; in so schlechte Gesellschaft gehe ich nicht, und es thut mir leid, sie darin zu sehen."

sten Eingang, und kaum hatte Ludwig XIV. die Augen geschlossen, so trat an die Stelle der von ihm genährten Bigotterie plötzlich der scheußlichste Atheismus, und in diesem gab der Herzog von Orleans das schlimmste Beispiel.

Sein Lehrer in diesen Grundsätzen war der Abbé Dúbois gewesen, der in der Folge Minister und Cardinal ward. Dieser Mensch, der Sohn eines Apothekers, hatte bei sehr geringen Kenntnissen, aber ungemeiner Schlauheit und Beredsamkeit, das Amt eines Lehrers bei diesem Prinzen erhalten, und da er bei demselben früh einen starken Hang zu Ausschweifungen wahrgenommen hatte, die er selbst unmäßig liebte, so hatte er bald gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht, und ihm bewiesen, daß es thöricht sey, sich irgend einen Sinnengenuß zu versagen, da der Mensch nur um des Genusses willen da sey, oder sich vor göttlichen Geboten zu fürchten, die doch nur von unsinnigen Menschen erdacht worden seyen; daß der Eigennutz die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sey und den allergepriesensten Tugenden zum Grunde liege, und daß nur ein Thor an Freundschaft, Tugend, Gott und Unsterblichkeit glauben könne. Da eine lange Gewohnheit den Menschen auch mit den widernatürlichsten Vorstellungen vertraut machen kann, so schauderte man bald am Hofe zu Paris vor diesen empörenden Grundsätzen nicht mehr; vielmehr wurden sie mit Leichtigkeit ausgeübt, und die Folge davon war, daß man die schändlichsten Ausschweifungen offen trieb und rühmte, daß alle Scham, alle Redlichkeit und alles Vertrauen verschwand, und daß der Pariser Hof als der Sammelplatz aller Sittenlosigkeit und Verworfenheit in ganz Europa verabscheut ward. Die Gesellschaften, in denen der Herzog-Regent jeden Abend zubrachte, bestanden aus den liederlichsten Frauenzimmern und Männern

aller Art. Man reizte sich durch den Genuß der feurigsten Speisen und Getränke, und selten kam Einer auf seinen eigenen Füßen nach Hause. Der Herzog war gewöhnlich des Morgens noch so verstört, daß er länger als eine Stunde nach dem Aufstehen gar nichts denken konnte, sondern Alles unterzeichnete, was man ihm vorlegte. Wunderbar genug, daß er dennoch so viel Verstand und richtiges Gefühl übrig behielt, um die Theilnehmer an jenen Bacchanalien im nüchternen Zustande zu verachten, denn er nannte sie nie anders als seine Geräderten (roués), weil sie so entnervt einherschlichen, als wenn ihnen die Knochen zerschlagen wären, oder auch, wie er selbst einmal sagte, weil sie Alle verdienten auf dem Rade zu liegen.

Der königliche Knabe stand unterdeß unter der Aufsicht einer nicht sehr verständigen Erzieherin, eines Geistlichen und eines Lehrers vom Kriegsstande. Wegen seines äußerst schwächlichen Körpers suchte man ihn möglichst zu schonen, und so wuchs er heran, ohne je zur Thätigkeit und Anstrengung angeleitet worden zu seyn, ohne richtige Vorstellungen von der wahren Bestimmung des Menschen und Fürsten zu erhalten, und ohne daß der edle Ehrgeiz in ihm erweckt worden wäre, sich durch ruhmwürdige Thaten hervorzuthun.

Die Verwaltung des Herzogs von Orleans ist vorzüglich berühmt wegen der gewaltsamen Mittel, welche seine Minister und Rathgeber versuchten, um das ungeheure Mißverhältniß zwischen den Staatseinkünften und Ausgaben zu heben. Dieses Mißverhältniß rührte besonders von den Zinsen der großen Schuldenlast her, so daß nur sehr wenig für den Staatshaushalt übrig blieb, zumal da der Hof sich in seinen Verschwendungen schlechterdings nicht einschränken wollte. Außer dem schädlichen

Kunstgriff der Münzverringerung waren viele drückende Auflagen auf die nöthigsten Bedürfnisse, z. B. das Salz, gelegt. Aber es kam noch weit schlimmer. Im Jahre 1716 erschien zu Paris ein Schotte, Johann Law, der Sohn eines Goldschmieds zu Edinburgh, der sich mit dem Rechnungs- und Finanzwesen vielfältig beschäftigt hatte, und überreichte dem Regenten einen Plan, vermöge dessen, seiner Meinung nach, die ganze ungeheure Staatsschuld in wenigen Jahren baar bezahlt werden könnte. Seine Vorschläge fanden Eingang. Es ward eine Zettelbank errichtet, die Anfangs Privatsache war; sechs Millionen Livres bildeten den Fonds derselben. Die Noten dieser Bank fanden großes Zutrauen und wurden überall gern statt baaren Geldes genommen, um so mehr, da das Gold um diese Zeit umgeprägt und im Zahlwerth erhöhet wurde, während die Bank die Zahlung ihrer Noten nach der alten Währung zu leisten versprach. Um aber die Leute anzulocken all' ihr baares Geld gegen Papier umzusetzen, wurde eine große, auf die zu entdeckenden Gold- und Silbergruben in Louisiana gerichtete Unternehmung angekündigt, an der Jedermann Theil nehmen könne, und von welcher ein außerordentlicher Gewinn zu hoffen sey. Es wurde eine Gesellschaft errichtet, die Abendländische, gewöhnlich die Missisippi-Compagnie genannt und mit der Bank in Verbindung gesetzt. Sie erhielt in kurzer Zeit solche Erweiterungen, daß sie fast über alle königlichen Einkünfte, ja über den ganzen Handel des Reichs verfügen konnte. Die Schuldscheine der Regierung, welche mehr als Funfzig vom Hundert verloren, wurden bei der Einlage für Actien der Compagnie nach ihrem vollen Werthe angenommen, und die Bank am 4. December 1718 für eine königliche erklärt. Law hatte den Werth jeder einzelnen Actie, von fünfhun=

dert Livres mit vier Procent Zinsen auf fünftausend erhöht, woraus sich eine Dividende von vierzig Procent ergab. Und obschon in den Unternehmungen der Gesellschaft nichts war, was einen so ungeheuren Gewinn versprechen konnte, so riß doch die Aussicht, schnell reich zu werden, die Nation zu einem unerhörten Schwindelgeiste hin. Man drängte sich von früh bis in die Nacht mit Lebensgefahr in Law's Comtoir, um sein Geld herzugeben und dafür Actien zu empfangen. Das Verlangen, den stets umlagerten Beglücker Frankreichs zu sprechen, war so groß, daß eine Dame ihrem Kutscher in der Nähe seines Hauses umzuwerfen befahl, damit er herbeieilen möge, ihr beizustehen, und sie dann die seltsam herbeigeführte Gelegenheit benutzen könne. Wer nicht selbst durchdringen konnte, kaufte einem Andern seine Papiere mit reichlichem Gewinne ab. Man glaubte, nicht genug eilen zu können, seines Geldes los zu werden. Bald wurden, außer Paris, auch in anderen Städten des Königreichs Bankcomtoirs angelegt, und auf diese Weise fast alles baare Geld in die königliche Bank gezogen, und das ganze Land dafür mit Papiergeld überschwemmt. Doch die Regierung, nicht zufrieden, die Sache recht scheinbar und anlockend gemacht zu haben *), wollte sogar Jedermann zur Vertauschung seines baaren Geldes gegen Papiergeld mit Gewalt zwingen. Ein Edict befahl (1719), es sollten auf dem Markte nicht über sechs Livres in baarem Gelde ausgegeben wer-

*) So wurde in einem Decret vom 22. April 1719 bekannt gemacht, daß man hundert Millionen Bankbillets gemacht habe, welche keiner Veränderung oder Abnutzung, wie das baare Geld, unterworfen seyn könnten, und die einen ganz besondern Vorzug vor den Geldmünzen verdienten, welche aus Materialien gemacht würden, die aus fremden Ländern hereinkämen.

den, wenn es nicht um des Ausgleichens willen geschähe. Einige Monate nachher (21. December) erschien ein Verbot, keine Zahlung über zehn Livres in Silbergelde, und keine über dreihundert Livres in Golde zu machen. Darauf folgte am 17. Februar 1720 ein Verbot, mehr als fünfhundert Livres in gemünztem Golde in seinem Hause aufzubewahren, und der Befehl, daß keine Auszahlung über hundert Livres künftig anders, als in Banknoten gemacht werden sollte. Alle bei den Gerichten hinterlegten Gelder, das Vermögen unmündiger Waisen u. dgl. wurden mit Gewalt eingezogen und in Banknoten verwandelt. Zum Scheine hob man sogar Menschen auf, die, dem Vorgeben nach, ihr Geld versteckt hatten; wodurch geschreckt Mancher, der von dem herrschenden Schwindel nicht ergriffen worden war, sein Geld in die Bank trug *). Endlich kam es zu dem Befehle, Niemand solle, bei Strafe der Confiscation, goldene und silberne Gefäße und Münzen im Hause haben. Diese Schritte erweckten Unzufriedenheit und Mißtrauen; die ungeheure Menge der ausgegebenen Banknoten fing an den Zweifel zu erwecken, ob sie je würden eingelöst werden können. In der Hoffnung, das wahre Verhältniß wieder herzustellen, setzte der Regent, trotz Law's Widerspruch, am 21. Mai den Werth der Banknoten auf die Hälfte herab; aber dadurch ward allem Credit des Papiergeldes ein Ende gemacht, die von allen Seiten be-

*) Aber es gab auch manchem wackern Manne zur Bezeugung einer edlen Standhaftigkeit Anlaß. So gab der erste Präsident der Ober-Rechenkammer den Visitatoren zur Antwort: „Ich zeige Ihnen hiermit an, daß ich 500,000 Livres in Golde liegen habe; sie sind dem Dienste des Königs gewidmet, und ich brauche davon Niemanden Rechenschaft zu geben, als dem Könige, wenn er volljährig seyn wird."

stürmte Bank konnte nicht zahlen, und das Luftgebäude stürzte in Trümmer. Die Nation erwachte wie aus einem Traume. Der ganze Vermögenszustand fand sich verändert, und während Einzelne, welche die Actien mit ungeheurem Gewinn weiter verkauft, plötzlich große Reichthümer erworben hatten, sahen sich viele tausend Familien um das ihrige betrogen. Mit Mühe ward einem Aufruhr vorgebeugt, denn schon hörte man mit Feuer und einer neuen Bluthochzeit drohen. Um die allgemeine Wuth zu mildern, befahl der Regent eine strenge Untersuchung: er wollte den zu Grunde gerichteten Familien dadurch aufhelfen, daß er befahl, zum Besten derselben den Verkäufern ihren ungeheuren Gewinn wieder abzunehmen, aber Viele hatten ihn schon über die Gränze gebracht. Das Endergebniß war, daß 2000 Millionen Livres der Forderungen an die Bank und die Compagnie unbezahlt blieben, und doch waren die Staatsschulden nur wenig vermindert worden. Law flüchtete mit Lebensgefahr aus Frankreich und starb zu Venedig in Dürftigkeit.

Wie groß die Gemüthsbewegung des Französischen Volkes in dieser Periode gewesen seyn müsse, ersieht man aus der ausgelassenen Freude, die Alt und Jung ergriff, als sich (im Jul. 1721) die Nachricht verbreitete, der junge König sey von einer gefährlichen Krankheit glücklich genesen. Alle Kirchen, in denen das Tedeum gesungen wurde, waren gedrängt voll. Auf den Straßen sah man nichts als Tänze und Gastgebote; die Bürger ließen ihre Mahlzeiten vor den Häusern auftragen, und luden die Vorübergehenden ein, Platz zu nehmen. Und diese liebenswürdige Raserei, einer der schönen Züge im Französischen Nationalcharakter, dauerte mehrere Wochen fort.

Zwei Jahre darauf (16. Febr. 1723) trat der nach

Französischen Gesetzen mündige König, mittelst einer Ceremonie, seine sogenannte Regierung selbst an. Es blieb alles beim Alten, und der Cardinal Dúbois ward in seiner Premierminister-Stelle bestätigt. Doch dieser alte Lüstling unterlag bald darauf den Schmerzen einer fürchterlichen Amputation, die seine Ausschweifungen nöthig gemacht hatten. Er starb am 10. August 1723, sieben und sechzig Jahre alt, unter den abscheulichsten Flüchen und Lästerungen. Ein Pariser Witzling setzte ihm die Grabschrift:

Rome rougit, d'avoir rougi
Le maquereau qui gît ici.

Er hatte, wie Mazarin, den er überhaupt zum Vorbilde genommen, für sich selbst sehr gut gesorgt. Seine jährlichen Einkünfte hatten eine halbe Million Thaler betragen. Nach seinem Tode fiel die ganze Last der Geschäfte auf den Herzog von Orleans, dessen nicht minder geschwächter Körper die neue Anstrengung auch nicht lange aushielt. Einst überfiel ihn während einer Audienz ein heftiger Kopfschmerz; er ging zu seiner Buhlerin um sich aufzuheitern, fiel aber ohnmächtig in ihre Arme, und starb wenige Minuten darauf, im vierzigsten Jahre seines Alters (2. Dec. 1723). Der junge König weinte sehr, als er die Nachricht erhielt, und sein alter Lehrer, Fleury, Bischof von Frejus, hatte Mühe, seine Thränen zu stillen.

---

3. Spanien unter Alberoni's Leitung.

Während Frankreich und die Staaten, welche im Erbfolgekriege seine Gegner gewesen, von den Anstrengungen

gen dieses großen Kampfes ermattet, sich den ungetrübten Genuß des Friedens zu erhalten strebten, ging die Störung der Ruhe des Westens und Südens von Europa von Spanien aus, also von dem Lande, welches seit mehreren Menschenaltern nur den Plänen fremden Ehrgeizes zum Ziele gedient hatte.

Kurze Zeit nach dem Utrechter Frieden verlor Philipp V. seine, aus dem Hause Savoyen stammende, erste Gemahlin. Eine Frau von vielem Geist und Feuer und großem Ehrgeiz, die Prinzessin von Ursini, die bei der Königin und durch sie bei Philipp Alles gegolten hatte, übte auch nach dem Tode derselben auf den König den entschiedensten Einfluß, ja sie soll sich, trotz ihres vorgerückten Alters, mit der Hoffnung geschmeichelt haben, die Stelle ihrer verstorbenen Gönnerin einzunehmen, ohne jedoch Philipp für die Befriedigung dieses ehrgeizigen Wunsches gewinnen zu können. Wie dem auch sey, ihren Einfluß wenigstens suchte sie auf alle Weise zu erhalten, aber ein Listigerer als sie betrog sie darum und führte ihren Sturz herbei. Dieß war Julius Alberoni, Sohn eines Gärtners aus Piacenza, der früher Landpfarrer gewesen, sich aber durch Geist, Schlauheit und eine große Schmiegsamkeit, die keine Art den Großen zu schmeicheln verschmähte, aus den niederen Kreisen des Lebens emporgeschwungen und eine Staatslaufbahn eröffnet hatte. Als der Erbfolgekrieg den Herzog von Vendome nach Italien führte, wußte sich Alberoni bei ihm in große Gunst zu setzen; er empfahl ihn dem Herzoge von Parma und dieser ernannte ihn zu seinem Geschäftsträger am Madrider Hofe. Hier gewann er schnell das Vertrauen der damals allmächtigen Ursini. Da der König sich zum zweiten Male vermählen wollte, stellte Alberoni der Prinzessin vor, daß es kein besseres

Mittel für sie gäbe, sich im Besitze der Macht zu erhalten, als wenn sie die Wahl einer Fürstin betriebe, die bescheiden und schwachen Geistes sich blindlings ihrer Leitung hingeben würde. Als eine solche schilderte er ihr Elisabeth Farnese, Brudertochter des regierenden Herzogs von Parma. Die Ursini ging in die Schlinge, und die Vermählung kam zu Stande. Aber die wahre Elisabeth war das volle Gegenbild derjenigen, die sie nach Alberoni's Schilderung seyn sollte, sie war geistvoll, kenntnißreich, herrschsüchtig und kühn. Ihre erste Handlung beim Eintritt in das Reich war der Befehl, die Ursini, deren Sturz sie schon beschlossen hatte, und welche die Unvorsichtigkeit beging, sich ihr mit dem Tone unziemlicher Vertraulichkeit zu nähern, über die Gränze zu bringen, und diesen Befehl sprach sie mit einer solchen Entschiedenheit aus, daß er sofort vollzogen ward.

Philipp, welcher fremder Leitung nie entbehren konnte, überließ die Stelle, welche die vertriebene Ursini bisher eingenommen hatte, sogleich mit Freuden seiner neuen Gemahlin, und was diese bei dem Könige, das galt Alberoni, der ihr den Weg zum Throne Spaniens bereitet hatte, bei ihr. Er stieg bald zu hohen Würden empor, und vom Pabste wußte er sich die Cardinalswürde zu verschaffen. An die Spitze der Verwaltung gestellt, strebte er mit Eifer und Einsicht, Spanien aus dem gesunkenen Zustande zu erheben, zu welchem Verkehrtheit und Vernachlässigung es herabgedrückt hatten. Er ordnete durch strenge und zweckmäßige Sparsamkeit den Staatshaushalt, ermunterte und beförderte den Ackerbau, und schuf eine ansehnliche Seemacht. Aber bei der Beförderung dieser innern Wiedergeburt, die ohne durch den Schwindel der Ruhm- und Eroberungssucht gestört zu werden, sehr folgenreich hätte werden können,

blieb sein Ehrgeiz nicht stehen. Er wollte die Belebung und Erhöhung der Staatskräfte anwenden, um Spanien zur herrschenden Macht in Europa zu erheben. In dem Könige nährte er die Sehnsucht nach seinem Vaterlande, erbitterte ihn gegen den Regenten, und zeigte ihm die Aussicht, wenn der schwache Knabe, der damals König von Frankreich hieß, und dessen Gesundheitszustand kein langes Leben zu verheißen schien, gestorben seyn würde, den Thron seines Großvaters zu besteigen. Der Königin schmeichelte er mit der Hoffnung ihren Söhnen Länder zu verschaffen, denn Elisabeth brannte vor Begierde, diese Kinder schon im zartesten Alter mit unabhängigen Herrschaften ausgestattet zu sehen, da zwei Prinzen Philipps aus seiner ersten Ehe ihnen die Aussicht benahmen, auf den Thron Spaniens selbst zu gelangen. Gegen Oesterreich, welches seinen Zwist mit Philipp V. noch durch keinen Frieden ausgeglichen hatte, und dessen Besitz der ehemals zur Spanischen Monarchie gehörigen Nebenländer am Madrider Hofe mit Neid und Erbitterung betrachtet ward, wollte Alberoni zunächst losbrechen.

In dieser Absicht suchte er sich mit den Seemächten zu verbinden und vorzüglich mit England, auf dessen Thron damals Georg I., der zugleich Kurfürst von Hannover war, saß. Die Handelsverhältnisse Englands mit Spanien machten es Alberoni möglich, der Englischen Regierung eine große Lockspeise darzubieten. Er zeigte sich bereitwillig, den Klagen der Englischen Kaufleute wegen der von Spanien ihnen aufgelegten Beschränkungen abzuhelfen, die noch streitigen Puncte wegen des Assiento auszugleichen, und einen vortheilhaften Handelsvertrag zu schließen. Aber die Englische Regierung wies die angetragene Verbindung zurück, weil sie es für wichtiger

hielt, dem Prätendenten (dem Sohne Jakobs II.) die Hülfe Frankreichs, durch die er allein gefährlich werden konnte, zu entziehen. Und da nun auch der Herzog von Orleans die Ausführung der Pläne Alberoni's zu fürchten hatte, so kam ein Bündniß zwischen diesen beiden Mächten und Holland zu Stande (4. Jan. 1717). Der Regent versprach, den Prätendenten über die Alpen zu senden und den Hafen von Mardick*) zuschütten zu lassen; wogegen England Gewähr leistete für die Bestimmung des Utrechter Friedens, nach welcher, im Fall Ludwig XV. stürbe, dem Hause Orleans die Nachfolge auf dem Throne zugesichert war. Aber die Spanische Regierung kam dadurch nicht außer Fassung. Sie beschloß, wiewol allein gelassen, zu den Waffen zu greifen, besonders da der Kaiser in einem Kriege gegen die Türken begriffen war. In den östlichen Häfen des Reichs ward sogleich mit aller möglichen Thätigkeit gerüstet, und im Juni 1717 segelte eine Flotte von zwölf Kriegsschiffen und mit einem Landheere von 9000 Mann aus Barcelona nach Sardinien ab. Nach kurzer Gegenwehr ergaben sich die befestigten Puncte, und bald war die ganze Insel erobert. Eben so schnell fiel im folgenden Jahre Sicilien in Spanische Hände. Der Spanische Waffenruhm schien plötzlich aus seinem langen Schlummer erwacht zu seyn.

Durch diese Erfolge in Schrecken gesetzt, verbanden sich der Kaiser Karl VI., England und Frankreich (2. August 1718), um ihnen gemeinschaftlich Schranken zu setzen. Weil man Hollands Beitritt voraussetzte, führt dieses Bündniß in der Geschichte den Namen der Quadrupel-

*) Im Utrechter Frieden war Ludwig XIV. die Zuschüttung des Hafens von Dünkirchen zur Pflicht gemacht. Er hatte dies erfüllt, aber sogleich diesen neuen Hafen eröffnet.

Allianz. Derselben zufolge sollte der Kaiser, was in den Friedensschlüssen von Rastadt und Baden noch nicht geschehen war, auf die Spanische Monarchie, wie sie im Vertrage von Utrecht an Philipp V. abgetreten worden war, Verzicht leisten, und Philipp dagegen auf die dem Kaiser bestimmten Nebenländer; und weil der Kaiser dem Utrechter Frieden besonders Siciliens wegen nicht beigetreten war, sollte er diese Insel jetzt von Savoyen erhalten und diesem dagegen Sardinien einräumen. Für den ältesten Sohn Philipps V. und Elisabeths bestimmte man Toscana, Parma und Piacenza, da die männlichen Linien der Häuser Medici und Farnese dem Aussterben nahe waren. Savoyen fügte sich dem höchst unvortheilhaften Tausche, aber Elisabeth und Alberoni waren mit dem zu Gunsten Spaniens gemachten Vorschlage nicht zufrieden. England sandte also, um demselben Nachdruck zu geben, eine Flotte nach dem mittelländischen Meere, und der Admiral Byng, der sie befehligte, schlug die Spanische Flotte bei Cap Passaro völlig (11. August 1718). Spanien beklagte sich über diesen Seezug als über ein unredliches Unternehmen. Es schien selbst das Englische Parlament auf seiner Seite zu haben; denn dieses wollte die Nothwendigkeit einer Maaßregel nicht anerkennen, die der König der Sorge für die Sicherheit des Britischen Handels zuschrieb, indem Spaniens wahre Absicht sey, nach Verstärkung seiner Seemacht allen fremden Völkern den Handel nach Indien zu versperren. Indeß ward zuletzt vom Parlament eine beträchtliche Summe bewilligt, und der Krieg an Spanien bald darauf erklärt, in Verbindung mit Frankreich, dessen Regent um eben diese Zeit eine gegen ihn von dem Spanischen Gesandten Cellamare in Paris angezettelte Verschwörung entdeckt hatte (Dec. 1718).

Alberoni lernte bald das Mißverhältniß zwischen seinen Plänen und Spaniens Kräften erkennen. Die Spanier wurden aus Sicilien, welches sie schon zu einem glänzenden Besitzthum für einen Infanten bestimmt hatten, vertrieben, und ihre eigenen Küsten von den Engländern feindselig behandelt. Aber noch verderblicher wurde ihm ein Anerbieten, das der Königin gemacht ward. Wenn Spanien die Bedingungen der Quadrupel-Allianz annähme, sollte ihre Tochter Gemahlin Ludwigs XV. werden. Elende Ränke hatten nun leichtes Spiel, Alberoni's Sturz zu vollenden. Die Amme Elisabeths, eine Parmesanerin, Laura Piscatori, die auf seinen Einfluß bei der Königin eifersüchtig, und über seinen Stolz erzürnt war, wurde durch Bestechungen des Cardinals Dubois gewonnen, die Absichten und Handlungen des kühnen Ministers bei dem Könige und der Königin verdächtig zu machen. Ehe Alberoni etwas vermuthete, erhielt er (am 5. Dec. 1720) Befehl, binnen zweimal vier und zwanzig Stunden das Königreich zu verlassen. Nachdem er unter mancherlei Gefahren umhergeirrt war, begab er sich mit seinen bedeutenden Schätzen nach Rom, wo er noch lange genug lebte, die Erfüllung mancher seiner Pläne zu sehen. Er starb 1752 in einem Alter von sieben und achtzig Jahren.

Einige Jahre nach der Entfernung Alberoni's legte Philipp V. in einem der bei ihm so gewöhnlichen Anfälle von Trübsinn, Schwermuth und Gewissensangst, die Regierung nieder, und übergab sie seinem ältesten Sohne Ludwig (10. Jan. 1724). Da aber dieser siebzehnjährige Fürst schon nach sieben Monaten an den Kinderblattern starb, bestieg Philipp den Thron wiederum, ohne auf demselben mehr Ruhe und Befriedigung zu fin-

den, als vorher. Seine Melancholie wuchs und stieg bis zur Geisteszerrüttung. Er brachte zuweilen sechs Monate fortwährend im Bette zu, ohne sich den Bart scheeren, die Nägel abschneiden und reine Wäsche reichen zu lassen, und wenn das Hemde endlich auseinander fiel, nahm er nur ein vorher von der Königin getragenes an, aus Furcht in einem andern vergiftet zu werden. Zuweilen hielt er sich für todt, und fragte, warum man ihn nicht begrübe. In anderen Zeiten konnte man ihn Monate hindurch nicht dahin bringen, daß er sich zu Bette begab. Die Königin mußte die Befriedigung des Ehrgeizes, die Staatsgeschäfte zu lenken, durch das nicht sehr beneidenswerthe Geschäft erkaufen, einen solchen Gemahl zu beaufsichtigen und ihm Gesellschaft zu leisten, sich zuweilen auch harte Mißhandlungen und Schläge von ihm gefallen lassen*). Von der fernern Einmischung Spaniens in die Welthändel wird in einem der nächsten Abschnitte die Rede seyn.

4. England unter Anna und Georg I.

(1702 – 1727.)

Nach dem Tode des Königs Wilhelm III. hatte seine Schwägerin Anna, die zweite Tochter des vertriebenen Königs Jakob II., in Gemäßheit der angeordneten Erbfolge, den Britischen Thron bestiegen. Die Regierung Anna's fiel mitten in den Spanischen Erbfolgekrieg, dessen Gang und Ausgang in der Geschichte dieser Königin den Hauptmoment bildet. Sie selbst war eine Frau ohne ausgezeichnete Gaben, der es bei dem herben Mißgeschick, sich erblos zu sehen und das Königreich einem

*) Duclos, Mémoires secrets T. II. p. 378.

fremden Hause überlassen zu müssen, nachdem sie dreizehn Kinder geboren, nicht an Launen gebrach. Für die inneren Verhältnisse des Britischen Reichs wurde ihre Regierung vornehmlich wichtig durch die Union zwischen Schottland und England, welche zum großen Vortheil des letztern, im Jahre 1706 zu Stande gebracht wurde. Der alte Haß beider Völker, die Verschiedenheit ihrer kirchlichen Verfassung, die Furcht Schottlands vor der Theilnahme an den größeren Abgaben Englands, die Beschränkung seiner bisherigen Rechte, da nur sechzehn Schottische Pairs und fünf und vierzig Abgeordnete der Gemeinen in das Englische Parlament aufgenommen werden sollten — dieß alles schien dem Werke unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen. Nicht wenige Schotten erkannten, daß durch diese Vereinigung das selbständige Leben ihres Landes vernichtet, und das uralte Königreich der Duncans und Malcolms nun ganz in eine Provinz des mächtigen Nachbarstaates verwandelt werden würde, dem es, seit dem Uebergange des Stuartschen Hauses auf den Englischen Thron, schon der That nach unterwürfig war. Aber die Kunst der Minister vereitelte den Widerstand gegen eine Maaßregel, die anderer Seits zu sehr durch natürliche Verhältnisse und durch die räumliche Lage unterstützt ward, als daß sie, bei der Richtung des modernen Welt- und Staatsgeistes, für immer hätte fehlgehen können. Nur die Schottische Kirche behauptete ihre eigenthümliche, von der bischöflichen Kirche Englands ganz unabhängige Verfassung.

Die stärksten Gegner der Union waren die Freunde des Hauses Stuart gewesen, welche noch immer die Widererhebung desselben, wenigstens auf den Schottischen Thron, und dadurch eine gänzliche Trennung von Eng-

land beabsichtigten. Aber diese Partei, die vor der Vereinigung ihren Zweck nicht erreichen konnte, schien nach derselben sich ihrem Ziele zu nähern, als in den letzten Jahren der Königin, seit dem Sturze des Whigs und dem Emporkommen der Torys, die Wiederherstellung des Stuartschen Hauses von der Regierung selber betrieben ward. Durch eine im Jahre 1701 auf Veranlassung des Königs Wilhelm III. ergangene Parlamentsacte war, nach dem Tode des jungen Herzogs von Glocester, Sohnes der damaligen Prinzessin Anna, die Thronfolge in der Art festgesetzt worden, daß nur diejenigen Abkömmlinge des königlichen Hauses, die sich zur protestantischen Kirche bekannten oder bekennen würden, mit beständiger Ausschließung aller katholischen Glieder zur Krone Englands gelangen sollten. Dadurch war die verwittwete Kurfürstin Sophie von Hannover, die als Tochter der unglücklichen Pfalzgräfin und Böhmenkönigin Elisabeth eine Enkelin König Jakobs I. war, in ihrem hohen Alter zur Erbin von Britannien erklärt worden *). Aber die Königin selbst, von Gewissenszweifeln über die unrechtmäßige Verdrängung ihres Bruders gequält, wünschte dessen Wiedereinsetzung, und sie war deshalb der von den Whigs betriebenen Herüberkunft des Hannöverischen Kurprinzen entgegen; der eine ihrer Minister, Lord Oxford, stand mit dem Stuartschen Hofe in Verbindung, und der andere, Lord Bolingbroke, war diesem Hause gänzlich ergeben. Das Benehmen des Prätendenten, der sich unter dem

*) Ohne diese, das katholische Bekenntniß ausschließende Bestimmung wäre die Krone, selbst wenn der Sohn König Jakobs II. für unecht gehalten wurde, an das von der Tochter König Karls I. abstammende Haus Savoyen gefallen, und der jetzige König von Sardinien wäre König von England.

Namen eines Ritters von St. Georg noch immer in Lothringen aufhielt, sein Streben, sich günstig für die bischöfliche Kirche zu zeigen, der zu Wien gemachte Antrag, ihm eine Erzherzogin zur Gemahlin zu geben; dieß alles vermehrte die Besorgnisse der Whigs.

In jeder Parlamentssitzung erschollen Klagen über die Gefahr der protestantischen Erbfolge; es wurden sogar Plane zu gewaltsamer Herbeiholung des Hannöverschen Fürsten gemacht. Und gerade diese hätten das, was bei der Furchtsamkeit der Königin und bei dem Zwiespalt ihrer Minister so lange unausführbar gewesen war, endlich herbeiführen können, wenn nicht der Tod der Königin (am 1. August 1715) allen Besorgnissen ein Ende gemacht hätte. Da auch die Kurfürstin Sophie kurz vorher (am 8. Juni 1715) gestorben war, bestieg nun ihr Sohn, der Kurfürst George Ludwig, als König Georg I. ungehindert den Thron, um den die Whigs sich sogleich versammelten. Townshend ward Staatssecretair, Walpole Kanzler der Schatzkammer, Marlborough, der nun aus seiner Verbannung triumphirend zurückkam, wieder Oberbefehlshaber des Heeres. Dagegen ward gegen die drei Häupter des vorigen Ministeriums, Bolingbroke, Ormond, Oxford, wegen des Utrechter Friedens und wegen Begünstigung des Prätendenten, eine Anklage erhoben.

Die beiden Ersten entzogen sich derselben durch die Flucht und begaben sich nach Lothringen zu dem Prätendenten, der einen Versuch machen wollte, wenigstens den Thron von Schottland zu erlangen. Der Graf Mar hatte dort wirklich seine Fahne aufgesteckt, und ihn als Jakob den III. zu Castletown zum Könige ausgerufen. Eine große Menge Mißvergnügter sammelte sich zu ihm.

Aber die Minister, besonders Walpole, zeigten Thä-

tigkeit und Zuversicht, und das Parlament unterstützte sie mit Nachdruck. Schon früher hatte es einen Preis von 100,000 Pfund auf den Kopf des Prätendenten gesetzt; jetzt suspendirte es die Habeas-Corpus-Acte und bewilligte große Geldsummen. Unter dem Herzoge von Argyle ward ein starker Heerhaufe abgeschickt, und von den Holländern Hülfsvolk geholt. Diese raschen und wohlgeleiteten Anstalten vereitelten den Plan der Feinde. Der Herzog von Argyle schlug einen Theil der Jakobiten unter dem Grafen Mar bei Dumblain, und verhinderte dadurch ihre Vereinigung mit denen in Süden; Carpenter zerstreute ihre übrige Macht bei Preston. Als daher der Prätendent in Schottland landete, war sein ganzer Anhang schon nicht mehr beisammen, und es blieb ihm nichts übrig, als, nach kurzem Aufenthalte zu Perth, nach Frankreich zurückzukehren.

Drei Lords und eine Anzahl geringerer Leute büßten ihre Anhänglichkeit an den Prätendenten mit dem Leben. Aber ein festeres Bollwerk als die Furcht, welche Blutgerichte wirkten, wurde für den neuen Thron das wichtige Gesetz von der siebenjährigen Dauer des Parlaments (Septennial bill) *), welches gleich nach Unterdrückung des Aufruhrs in beiden Häusern mit großer Stimmenmehrheit durchging, und von der allgemeinen Meinung unter den damaligen Umständen für eben so nothwendig erachtet wurde, als die Beibehaltung einer beständigen bewaffneten Macht. In eben dem Maaße, als unter dem Einflusse jener Septennalität die Macht der aus der Nation erwählten Staatskörperschaft wuchs, entwickelte sich für den neuen Herrscherstamm größere Abhängigkeit von der Gewalt nationaler Meinungen und

*) Bisher war das Parlament alle drei Jahre erneuert worden.

Interessen, so daß es im Laufe der Zeiten für einen König von England immer schwerer wurde, als solcher eine persönliche Eigenthümlichkeit geltend zu machen, und daß er mehr und mehr als bloßer Würdenträger eines von inneren Kräften bewegten und im Gange erhaltenen Gemeinwesens erschien.

Die auswärtige Politik des neuen Königs bestimmte sich vorzüglich nach den Verhältnissen seiner Deutschen Erbländer, die ihm eigentlich mehr als sein Königreich am Herzen lagen. Als Kurfürst von Hannover war er in eine feindliche Stellung gegen Schweden gerathen, indem er die, dieser Krone gehörigen Länder Bremen und Verden während des nordischen Krieges von den Dänen erkauft hatte (1715). Karl XII. mit Recht erbittert über dieses Verfahren, wollte sich dafür an dem Könige von England rächen. Die Schwedischen Gesandten in London und im Haag ließen sich daher mit den Mißvergnügten in Unterhandlungen ein, und machten Plane mit dem Prätendenten, die Georg I. seiner Seits durch neue Verbindungen mit den Europäischen Mächten zu vereiteln strebte. Die politischen Verwicklungen, in welche England hierdurch gerieth, sind theils im vorigen Abschnitte erzählt worden, theils werden sie weiter unten noch vorkommen.

König Georg I. starb am 22. Juni 1727 zu Osnabrück auf einer Reise, die er in seine Deutschen Erbstaaten gemacht hatte. Sein Sohn und Nachfolger Georg II. behielt den Minister Walpole bei, der nicht minder friedlich gesinnt als Fleury, der Minister Frankreichs, dennoch eben so wie dieser seinen Herrn in weit aussehende Kriege verwickelt sah. Das unter Wilhelm III. entstandene Anleihewesen wurde unter Georgs I. Regierung auf eine festere Form gebracht, durch Bildung eines

Tilgungsfonds, der aus Herabsetzung der Zinsen von fünf auf vier vom Hundert entstand. Obgleich derselbe, seiner ursprünglichen Idee nach, zur Abzahlung des Schuld-Capitals dienen sollte, welches beim Ende der Regierung Georgs I. funfzig Millionen Pfund betrug, so ist er doch späterhin nur sehr selten dazu gebraucht worden; er hat jedoch immer zur Aufrechthaltung des Credits, und folglich des Anleihewesens gedient. Durch dieses ist offenbar in dem Englischen Staate ein eignes, dem ministeriellen Ansehen günstiges Geldinteresse entstanden, das an die Regierung sich anschließt, und nichts mehr fürchtet, als einen gewaltsamen Stoß, der die regelmäßige Bezahlung der Zinsen unterbrechen könnte. Zugleich ward dadurch eine große Leichtigkeit gewährt, diejenigen Summen zu erhalten, welche der Kampf um die Behauptung der Seeherrschaft erforderte, zu dem der immer höher steigende, durch dieses Anleihesystem selbst begünstigte Gewerbfleiß das Englische Volk fortführte.

Wie aber allmählig diese Richtung der Staaten auf Handel und Gewinn auch in die Gemüther und in die Sinnesart der Völker selber eindrang, davon hat schon die Französische Geschichte in den Thorheiten des Missisippi-Handels einen Beweis gegeben; auch in England zeigte sich ein ähnlicher Taumel. Wenn in den Zeiten, wo die Religion noch einen Mittelpunct für die Gefühle von ganz Europa hergab, ein armer Einsiedler, durch Verkündigung der Schmach des heiligen Grabes, die Welt in Bewegung und Begeisterung setzte, um in fernen Gegenden das ewige Heil zu erwerben, so sehen wir nun die Propheten des Geldes durch Aussichten großen Gewinnes die Völker entzücken.

Ein gewisser Blount schlug der Englischen Regie-

rung vor, alle von den einzelnen Geldgesellschaften erhaltenen Vorschüsse auf die Südsee-Compagnie zu übertragen. Man stellte zwar die Gefahr vor, einer einzelnen Körperschaft durch Zugestehung eines Capitals von vielen Millionen einen Einfluß zu geben, welcher der Freiheit des Volkes selbst gefährlich werden könnte, und wie sicher es dagegen sey, mehrere einzelne Gläubiger zu haben; dennoch erhielt der Vorschag die Genehmigung des Parlaments. Jeder eilte nun, von den Handelsvortheilen, welche die Gesellschaft versprach, gelockt, seine Schuldforderungen an den Staat an die Compagnie zu verschreiben. Als nun Blount ausbreitete, es sey im Werke, Gibraltar und Port Mahon an Spanien gegen mehrere Plätze in Peru zu vertauschen, erhob die Aussicht auf einen nicht zu berechnenden Gewinn die ausgegebenen Papiere der Compagnie weit über ihren wahren Werth. Alles, ohne Unterschied des Standes, des Geschlechts oder der Parteien, eilte zu dem Comptoir der Compagnie; Staatsmänner und Geistliche, Whigs und Torys, Episcopalen und Dissenters, Aerzte und Kaufleute, selbst Schaaren von Frauen, strömten herbei. Alle anderen Bestrebungen und Geschäfte wurden vernachlässigt; die allgemeine Geldgier, die von der Südsee-Compagnie nicht ganz befriedigt werden konnte, suchte bei anderen ähnlichen Gesellschaften Zuflucht. Es kamen über hundert solcher Unternehmungen (bubbles), zum Verderben vieler Tausende, zum Vorschein. Die Summen, welche auf diese Weise und durch solche Plane erhoben werden sollten, beliefen sich, nach einer ohngefähren Abschätzung, auf 300 Millionen Pfund Sterling, eine Summe, die den Werth aller Ländereien in England überstieg. Dieser Südseetaumel dauerte aber nur eine kurze Zeit, und die Stocks begannen plötzlich zu fallen.

Nun erwachte man aus dem Traume, und die Ebbe ließ mit eben solcher Schnelligkeit den eingebildeten Reichthum stranden, als die Fluth der Hoffnung ihn in die Höhe getragen hatte (1719).

---

5. Kaiser Karl VI.

(1711 – 1740.)

Obgleich die Friedensschlüsse zu Utrecht, Rastadt und Baden die große Streitfrage über den Besitz der Spanischen Monarchie entschieden, und den durch dieselbe veranlaßten Krieg Frankreichs mit den Seemächten, mit dem Kaiser und dem Deutschen Reiche beendigt hatten, war doch wie oben schon bemerkt ist, zwischen den eigentlichen Parteien, Oesterreich und Spanien, kein Friede geschlossen worden, und das feindliche Verhältniß Kaiser Karls VI. und Königs Philipps von Spanien dauerte fort, jedoch ohne Krieg zwischen den beiderseitigen Reichen. Die Erschöpfung der Oesterreichischen Monarchie, die sich in den letzten Jahren des Erbfolgekrieges gezeigt, und selbst dem Prinzen Eugen die Nothwendigkeit des Friedens mit Frankreich einleuchtend gemacht hatte, hinderte aber nicht, daß sich der Kaiser oder vielmehr Prinz Eugen, der alle Entschlüsse desselben bestimmte, schon zwei Jahre nachher in einen Türkenkrieg einließ.

Die Republik Venedig hatte durch den Carlowitzer Frieden im Jahre 1698 den Besitz des ehemaligen Peloponneses oder der Landschaft Morea erworben, aber den Bewohnern die christliche Herrschaft nicht preiswürdig gemacht. Die Nobili, welche dort als Landpfleger walteten, übten in noch größerem Maaße, als die Türkischen Paschas gethan hatten, Druck und Verachtung; die Grie=

chen aber erwiederten dieß mit stärkerem Hasse, und hofften auf die Rückkehr des Türkischen Joches als auf den Moment ihrer Befreiung. Ueberhaupt waren die Grundsätze der Venetianischen Staatsverwaltung für andersgläubige Unterthanen nicht milder, als die Türkischen, und die Bekenner der verschiedenen christlichen Kirchenformen erfuhren von einander geringere Duldung, geschweige Anerkennung, als von den Anhängern des Islam. So geschah es, daß, als die Türken im Jahre 1714 der Republik den Krieg erklärten, und gleichzeitig in Morea eindrangen, das Land binnen wenigen Monaten, mit Hülfe der Griechen, von ihnen eingenommen ward. Auch die beiden Festungen Suda und Spinalonga, welche die Venetianer in Candia besaßen, geriethen in die Hände der Türken.

Dieser von Waffenglück gekrönte Treubruch der Pforte erregte in Wien Besorgniß für die Sicherheit der im Carlowitzer Frieden von derselben an Oesterreich abgetretenen Provinzen, und auf die Kunde, daß die Türken große Rüstungen vornähmen, wurden Gegenanstalten getroffen. Da Venedig die Gewährleistung des Carlowitzer Friedens geltend machte und den Beistand des Kaisers forderte, wurde am 13. April 1716 ein Bündniß beider Staaten geschlossen. Der Kaiser wünschte jedoch den Krieg zu vermeiden, und bewarb sich um die Vermittelung der Seemächte zur Wiederherstellung und Erhaltung des Friedens. Plötzlich aber im Juli 1716, erklärte ihm die Pforte den Krieg.

Diese Aeußerung ihres Hochmuths kam ihr theuer zu stehen. Prinz Eugen erschlug am 5. August 1716 den Großvezier mit dem größten Theile seines Heeres bei Peterwardein in einer großen Schlacht, und eroberte, nachdem am 13. October Temeswar gefallen war, das Bannat und die Wallachei. Der Feldzug des Jahres

1717

1717 ließ sich weniger günstig an. Eugen befand sich mehrere Monate hindurch in einem verschanzten Lager vor Belgrad, mit 40,000 Mann einem Heere von 200,000 Türken gegenüber, in einer höchst gefährlichen Lage. Aber am 16. August brach er, unter dem Schutze eines starken Nebels, aus seinen Verschanzungen hervor, überraschte die Türken und brachte ihnen abermals eine große Niederlage bei. Die Folge dieses Sieges war, daß sich Belgrad am 18. August ergab, und bald nachher die Plätze Sabatsch, Semendria und Orsowa diesem Beispiele folgten.

Papst Clemens XI. hatte gleich Anfangs die lebhafteste Theilnahme an diesem Kriege bezeigt, und dem Kaiser den Zehnten der geistlichen Einkünfte in dessen Erbländern bewilligt. Da auch der Spanische Hof sich stellte, zur Bezwingung der Ungläubigen mitwirken zu wollen, und in der That einige Schiffe zur Venetianischen Flotte stoßen ließ, ertheilte er demselben durch zwei Bullen die Erlaubniß, sowohl in Spanien als in Indien von der Geistlichkeit beträchtliche Summen zu erheben. Aber anstatt die hiervon ausgerüsteten Truppen gegen die Türken zu senden, verwandte sie Alberoni zur Ausführung seiner oben geschilderten Pläne auf Sicilien und Sardinien.

Diese Angriffe und die in Folge der Entwürfe Alberoni's eintretenden politischen Verwicklungen machten es dem Kaiser wünschenswerth, Frieden mit der Pforte zu haben. Es war ihm daher sehr willkommen, daß sie selbst die ersten Eröffnungen machte. Am 21. Juli 1718 wurde, unter Vermittelung der Seemächte, zu Passarowitz auf den Fuß des Besitzstandes Friede geschlossen, so daß das Bannat mit Temeswar, ganz Servien mit Belgrad, die Wallachei bis an die Aluta, ein Theil von Croatien und Bosnien, und die ehemaligen Türkischen Besitzungen

in Slavonien dem Kaiser verblieben, die Pforte aber den Peloponnes behielt.

Die Händel des Kaisers und der ihm verbündeten Seemächte mit Spanien wurden, nach Alberoni's Sturze, durch einen am 26. Januar 1720 unterzeichneten Vertrag beigelegt. Die definitive Festsetzung aller in der Quadrupel-Allianz berührten und sonst noch streitigen Verhältnisse wurde einem in Cambray zu haltenden Congresse vorbehalten. Dieser Congreß kam wirklich zusammen; die vermittelnden Mächte England und Frankreich nahmen aber auf demselben einen so hohen Ton gegen den Kaiser und gegen den König von Spanien an, daß beide Höfe sich hierdurch beleidigt fanden und einander sich näherten. Ein Spanischer Gesandter, Baron von Ripperda wurde nach Wien geschickt. Während derselbe noch unterhandelte, wurde eine Spanische Infantin die zu Versailles als künftige Gemahlin Ludwigs XV. erzogen ward, von dort nach Spanien zurückgesandt. Diese Beleidigung, welche dem Hofe zu Madrid von Seiten Frankreichs widerfuhr, beschleunigte dessen Aussöhnung mit dem Kaiser, der Congreß zu Cambray löste sich auf und am 30. April 1725 kam ein vollkommener Friede zwischen dem Hause Oesterreich und der Krone Spanien, ohne alle fremde Vermittelung, zu Stande. Das Deutsche Reich trat demselben am 20. Juli bei. Die in der Quadrupel-Allianz ausgemachten Puncte wurden darin bestätigt. Der Kaiser erkannte demnach Philipp den V. für den rechtmäßigen Besitzer der Spanischen Monarchie; Philipp V. verzichtete auf die Italienischen Staaten und auf die Niederlande, erhielt aber für seinen jüngern Sohn Don Carlos Zusicherung der Erbfolge in Toscana, Parma und Piacenza. Zugleich übernahm er die Gewährleistung der

pragmatischen Sanction, eines vom Kaiser errichteten Hausgesetzes, durch welches die Erbfolge der Oesterreichischen Monarchie, in Ermangelung männlicher Erben, der ältesten Tochter Karls VI. zugesichert ward.

Dieses Gesetz lag dem Kaiser seit dem Anfange seiner Regierung als Hauptgegenstand seiner Sorgen am Herzen. Er selbst war der einzige männliche Abkömmling des Rudolphischen Stammes, und aus seiner Ehe mit Elisabeth von Braunschweig wurden ihm, nach einem Prinzen, der in den ersten Monaten starb, nur Töchter geboren. Da aber auch sein älterer Bruder, Kaiser Joseph I., zwei Töchter hinterlassen hatte, konnte es zweifelhaft scheinen, ob nicht die Erbfolge mit größerm Rechte der ältesten derselben gehöre. Karl war daher darauf bedacht, die Ansprüche, welche im Fall seines Todes aus diesem Umstande erhoben werden konnten, im Voraus zu beseitigen. Er ließ die Josephinischen Prinzessinnen bei ihrer Vermählung nach Sachsen und Baiern auf die Erbfolge in Oesterreich Verzicht leisten, und die Stände der Erbstaaten das von ihm errichtete Gesetz förmlich anerkennen. Dies geschah zuerst im Jahre 1720 auf den Landtagen in Oesterreich und in Schlesien; dann im Jahre 1722 in Ungern und Siebenbürgen; im Jahre 1723 in Böhmen; zuletzt im Jahre 1724, in den Niederlanden. Auch die auswärtigen Mächte sollten für die Sanction Gewähr leisten. Vergebens bemerkte Eugen, daß eine Armee von zweimal hundert tausend Mann und eine gefüllte Schatzkammer die sicherste Bürgschaft für die Thronfolge der Erzherzogin Maria Theresia abgeben würden. Der Kaiser, der ein sehr rechtlicher Mann war, und dabei großen Werth auf Förmlichkeiten setzte, konnte sich von der Ueberzeugung nicht trennen, daß unter dem

Schutze urkundlicher Anerkennungen sein Hausgesetz ganz unangefochten ins Leben treten werde. Die zugesicherte Gewährleistung Spaniens im Wiener Frieden erschien ihm daher als ein großer Gewinn. Außerdem hatte er die Freude, daß Spanien einer von ihm zu Ostende errichteten Ostindischen Handelsgesellschaft, welcher die anderen Seemächte aus Handelsneid alle möglichen Schwierigkeiten entgegenstellten, in einem am 1. Mai 1725 geschlossenen Handelsvertrage eben dieselben Vorrechte und Freiheiten in Spanien und Indien einräumte, welche dasselbe ehemals den vereinigten Niederlanden verliehen hatte.

Diese Bereitwilligkeit des Madrider Hofes gegen die Wünsche des Kaisers entsprang zum Theil aus der Hoffnung, daß der Prinz von Asturien mit der Erzherzogin Maria Theresia vermählt und hierdurch Besitzer der ganzen Oesterreichischen Monarchie werden würde. Der Baron Ripperda betrieb diese Angelegenheit, und hegte auch noch andere Entwürfe. Spanien und Oesterreich sollten sich vereinigen, den Englischen Prätendenten auf den Thron seiner Väter zu setzen, und den Spanischen Boden durch Wiedereroberung Gibraltar's und Minorka's von der eingedrungenen Herrschaft der Engländer zu befreien. Das geheime Bündniß, welches gleichzeitig mit dem Vertrage zu Wien abgeschlossen worden war, setzte zwar nur fest, daß Spanien dem Kaiser mit 15 Kriegsschiffen und 20,000 Mann, der Kaiser dem Könige von Spanien mit 30,000 Mann zu Hülfe ziehen, und wegen Gibraltar's und Minorka's seine guten Dienste verwenden solle; aber Ripperda, sey es aus prahlerischer Eitelkeit oder aus übler Berechnung, kramte in seinen Unterhaltungen sowohl diese als die übrigen geheimen Verabredungen aus.

Die hiervon erlangte Kunde versetzte den König Georg I. und dessen friedliebenden Minister Walpole um so mehr in Besorgniß, als sie bald darauf erfuhren, daß die Kaiserin Katharina I. von Rußland, welche kurz zuvor den Thron bestiegen hatte, durch die Schmeicheleien des Wiener Hofes dahin gebracht worden war, dem Bündnisse beizutreten. Der Englische Minister bemühte sich daher, einen Gegenbund zu Stande zu bringen. Die Hauptglieder desselben sollten England und Frankreich seyn; nach der Richtung aber, welche die damalige Staatskunst angenommen hatte, mußten noch mehrere Genossen angeworben werden. König Georg verfiel auf Preußen und reiste selbst nach dem Festlande, um den König Friedrich Wilhelm I. zu gewinnen. Im September 1725 kam ein Bündniß dieser drei Mächte in Herrenhausen zum Schlusse, durch welches Frankreich als Garant des Westphälischen Friedens, die Könige von England und Preußen als Glieder des Deutschen Reichskörpers, sich vereinigten, einander beizustehen, um Alles zu entfernen, was die Ruhe und den durch jenen Frieden bestimmten Zustand des Reichs und des ganzen Europa's stören könnte. Für den Fall, daß der Krone Frankreich wegen der geleisteten vertragsmäßigen Hülfe vom Deutschen Reiche der Krieg erklärt werden sollte, verpflichteten sich England und Preußen, keine Truppen-Contingente zu stellen, oder, wofern sie sich hiervon nicht losmachen könnten, sich so zu verhalten, daß ihrer gegenwärtigen Verbindung Genüge gethan werde. Im folgenden Jahre, am 9. August 1726, traten die Generalstaaten der vereinigten Niederlande diesem Bündnisse bei. Dagegen wurde der König von Preußen durch den Oesterreichischen Gesandten Seckendorf demselben abtrünnig gemacht; er schloß am 12. October ein

Bündniß mit dem Kaiser, und bald darauf mit Rußland. Die Herrenhäuser Alliirten verstärkten sich aber durch den Beitritt von Schweden, Dänemark und Sardinien. Es schien, als wenn ganz Europa in Flammen gesetzt werden sollte, obwohl alle diese Mächte im Eingange ihrer Verträge von nichts als von ihrem aufrichtigen, auf Erhaltung des Friedens gerichteten Verlangen redeten. England sandte drei Flotten aus, eine in das Baltische Meer, um Rußland zu schrecken; die andere nach Indien, um der Spanischen Silberflotte aufzulauern; die dritte nach dem mittelländischen Meere, um Gibraltar und Port Mahon zu retten.

Trotz so drohender Vorzeichen gelang es den Bemühungen des päpstlichen Nuntius Grimaldi in Wien, den wirklichen Ausbruch des Ungewitters zu hintertreiben. Er legte im Einverständnisse mit dem kaiserlichen Hofe, den Gesandten Frankreichs und der Generalstaaten einen Vergleichs-Entwurf vor, dessen Hauptpunct darin bestand, daß die Ostendische Handelsgesellschaft auf sieben Jahre suspendirt und die zwischen den Mächten eingetretenen Streitigkeiten auf einem in Aachen zu haltenden Congresse untersucht und entschieden werden sollten. Dieser Entwurf wurde angenommen und nur die Einwilligung Spaniens fehlte noch, als König Georg I. am 22. Jun. 1727, während seines Aufenthalts in den Deutschen Erbstaaten, starb. Die definitive Beilegung des Zwistes zog sich nun in die Länge. Der Congreß wurde gehalten, zwar nicht zu Aachen, sondern zu Soissons, erfüllte aber die gehegten Erwartungen nicht.

Während desselben verwandelte sich die warme Freundschaft des Hofes zu Madrid mit dem Hofe zu Wien in Kaltsinn, weil jener erfuhr, daß es dem Kaiser kein Ernst

war, seine älteste Tochter mit dem Prinzen von Asturien zu vermählen. Spanien schloß sogar (am 9. Nov. 1729 zu Sevilla), hinter dem Rücken seines Bundesgenossen, mit Frankreich und England einen Bundesvertrag, der gegen den Kaiser gerichtet zu seyn schien. Dieser nahm besonders die darin enthaltene Bestimmung, daß zur Sicherstellung der Erbfolge des Spanischen Prinzen Don Carlos in Toscana, Parma und Piacenza sogleich 6000 Mann Spanischer Truppen nach Italien geführt und in die festen Plätze gelegt werden sollten, so übel, daß er sich darüber gegen den Deutschen Reichstag als über eine schwere Verletzung seiner und des Reiches Ehre und Rechte, (denn jene Herzogthümer wurden als Reichslehne betrachtet), bitter beschwerte. „Der Tractat von Sevilla müsse um so größeres Aergerniß erwecken, als durch denselben die wesentlichen Bande der menschlichen Freundschaft und Gemeinschaft zerrissen worden. Wenn zwischen christlichen Mächten über einen dritten auf solche Art verfahren werden sollte, würde Treu und Glauben aus dem Grunde zerstört werden. Man kehre sich im Mindesten nicht an das, was in den vorigen Tractaten noch vor Kurzem unter den feierlichsten Versprechungen zum Grundsteine der allgemeinen Friedenshandlung gesetzt worden, man nehme keine Rücksicht auf die ausgestellten Reversalen und Garantie-Instrumente, man handle und verordne noch bei Lebzeiten der jetzigen rechtmäßigen Besitzer nur nach Belieben über die Reichslande und Gerechtsame wie über Eigenthum, und achte Kaiserliche Majestät und das Reich gleichsam zu geringe um dessen Einwilligung zu begehren. Es sey aber mit Kaiserlicher Majestät und dem Römischen Reiche zu einer solchen Noth noch nicht gekommen, daß dieselben solche Eingriffe mit geschlosse-

nen Armen dulden und, auf eine so verächtliche Art bei Seite gesetzt zusehen müßten, wie ein aus großer Wohlthat kaum angenommener Vasall gegen Vergleich, Ordnung und Gesetz sich selbst einsetzen wolle."

Die Freundschaft Spaniens mit England und Frankreich war jedoch von noch kürzerer Dauer, als das Bündniß mit dem Kaiser. Als durch die von dem letztern getroffenen Anstalten, die Ueberführung der Spanischen Truppen nach Italien verhindert ward, und Frankreich und England ihre thätige Hülfe zur Bewerkstelligung dieser Absicht versagten, weigerte sich Spanien, ihnen die im Tractat von Sevilla bewilligten Handelsvortheile einzuräumen. Inzwischen hatte sich England dem Wiener Hofe schon wieder genähert und die Annäherung bei demselben, in Folge des Wunsches, dessen Garantie der pragmatischen Sanction zu erhalten, gute Aufnahme gefunden. In einem am 16. März 1731 geschlossenen Vertrage leisteten England und Holland dem Kaiser die gewünschte Garantie, der Kaiser aber versprach, die Einwilligung der Reichsstände zur Ueberführung der Spanischen Truppen in die Italienischen Herzogthümer zu bewirken, den Unterthanen Englands und Hollands freien Handel nach Sicilien zu gestatten und, was ihm am schmerzlichsten fiel, die Handelsgesellschaft zu Ostende gänzlich und für immer aufzuheben.

Spanien trat diesem Vertrage bei, da die Königin Elisabeth dadurch den Zweck ihrer vieljährigen Bemühungen, ihrem Sohne Carlos eine unabhängige Herrschaft zu verschaffen, erreicht sah, und die Einsetzung des Infanten in die Italienischen Lande wurde nunmehr zur Ausführung gebracht. Kaum hatte die Königin von Spanien diesen Erfolg erlangt, als sie weiter darnach trachtete,

die Besitzungen ihres Sohnes in Italien auf Kosten Oesterreichs durch Wiedergewinn der Königreiche Neapel und Sicilien zu vergrößern. Die Partei, welche der Kaiser, in Folge seiner Verbündung mit Rußland, nach dem Tode des Königs August II. von Polen, in den Händeln über die Polnische Königsmacht für den Kurfürsten von Sachsen gegen den von Frankreich begünstigten Stanislaus Leszinski, den Schwiegervater Ludwigs XV., ergriff, gab hierzu bald eine vortreffliche Gelegenheit. Sobald der Kurfürst von Sachsen unter dem Schutze Russischer Waffen in Warschau zum Könige von Polen ausgerufen worden war, erklärte Frankreich im Oktober 1733 an den Kaiser den Krieg, und Spanien that ein Gleiches, unter dem Vorwande, daß es, wegen der nahen Verwandtschaft, durch die dem Könige von Frankreich zugefügte Beleidigung sich selbst mit beleidigt fühle, auch sich über die Schwierigkeiten zu beklagen habe, welche dem Infanten Carlos bei Besitznahme der ihm rechtmäßig gehörigen Italienischen Staaten von Seiten des Kaisers erregt worden wären. Auch der König Karl Emanuel von Sardinien verbündete sich mit den Bourbonischen Höfen, weil er, nach der in seinem Hause einheimischen Politik berechnete, daß der auf den Krieg nicht vorbereitete Kaiser Verluste erleiden und als Antheil an der Beute für ihn ein Länderzuwachs entstehen würde. Da es an anderen Gründen zum Kriege fehlte, wurde in dem Manifeste angeführt, daß der König mit den Bourbonischen Höfen zu nahe verwandt sey, um die denselben erwiesene Kränkung gleichgültig zu ertragen, und daß er dieß um so weniger vermöge, als ihm selbst bei der Belehnung mit Savoyen, durch Anwendung eines andern Ceremoniels als einem gekrönten Haupte gebühre, von Seiten des kai=

serlichen Hofes eine schwere Beleidigung angethan worden sey.

Drei Französische Heere rückten ins Feld, um die Kriegserklärung zu verwirklichen. Das eine, unter dem Marschall Berwick, ging bei Straßburg über den Rhein und eroberte die Reichsfestung Kehl; das zweite besetzte Lothringen, das dritte führte der Marschall Villars nach Italien, wo der König Karl Emanuel seine Truppen mit demselben vereinigte. Zugleich landete ein Spanisches Heer in Toscana, um unter Anführung des Infanten Don Carlos gegen Neapel zu ziehen. Der kaiserliche Hof war auf einen so vielfachen Angriff nicht vorbereitet, und sein nordischer Bundesgenosse noch nicht darauf eingerichtet, ihm Hülfe gegen Frankreich zu leisten. Seine älteren Verbündeten, die Seemächte, hatten die Einmischung in die Polnischen Händel gemißbilligt und versagten ihren Beistand. Mit Mühe gelang es ihm, das Deutsche Reich zu bewegen, die Eroberung der Reichsfestung Kehl, als einen Friedensbruch anzusehen und in Folge dessen an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen; der Gang desselben war aber auf allen Seiten höchst unglücklich. Prinz Eugen, der am Rhein commandirte, zeigte nur noch den Schatten seiner ehemaligen Feldherrngröße. Die festen Plätze Trier und Trarbach gingen gleich zu Anfange des Feldzuges von 1734 verloren und auch die Reichsfestung Philippsburg mußte sich, obwohl der Marschall Berwick vor derselben durch eine Kanonenkugel getödtet worden war, am 18. Jul. an die Franzosen ergeben. Noch unglücklicher waren die Kaiserlichen in Italien; Mailand wurde von den Franzosen und Sardiniern, Neapel und Sicilien von den Spaniern besetzt. Vergebens wandte sich der Kai=

ser mit den dringendsten Hülfsgesuchen an die Seemächte; die Holländer ertheilten ihm die schnöde Antwort: „der gegenwärtige Krieg und dessen üble Folgen würden vermieden worden seyn, wenn es Seiner Kaiserlichen Majestät gefällig gewesen wäre, auf den treuen und wohlgemeinten Rath Ihrer Hochmögenden ein wenig mehr zu achten.“ Nun näherte der kaiserliche Hof sich unmittelbar dem Französischen. Daß inzwischen die Partei des Stanislaus Lesczinski durch das Uebergewicht der Russischen Waffen in Polen gänzlich unterdrückt worden war, und Stanislaus alle Aussicht verloren hatte, den Polnischen Thron zu behaupten, erleichterte die Verständigung zwischen Frankreich und dem Kaiser, da jenes nun um so lieber die anderweite für seinen Schützling angebotene Entschädigung annahm. Dieselbe bestand in den Herzogthümern Lothringen und Bar, nach deren Besitz die Könige von Frankreich seit einem Jahrhunderte unablässig getrachtet hatten. Der Herzog Franz Stephan, der zum Gemahl der ältesten Tochter des Kaisers, Maria Theresia, bestimmt war, sollte das Erbe seiner Väter dem Stanislaus überlassen, und dafür das Großherzogthum Toscana erhalten, sobald der letzte Mediceer mit Tode abginge. Dieses Abkommen war für alle Theile gleich vortheilhaft, der Herzog von Lothringen gewann statt seines unsichern, von dem mächtigen Nachbar unaufhörlich bedroheten Besitzthums ein gesichertes, größeres, schöneres und einträglicheres Land; Stanislaus erhielt für die Polnische Krone eine ruhige Herrschaft an der Grenze Frankreichs, ohne von dieser ihm befreundeten Grenze etwas fürchten zu dürfen, da Lothringen und Bar nach seinem Tode als Erbtheil der Königin, seiner Tochter, der Krone Frankreich anheim fallen sollten. Außerdem

wurde verabredet, daß der Spanische Infant Neapel und Sicilien behalten, dagegen aber, außer Toscana, Parma und Piacenza an den Kaiser überlassen sollte. Der König von Sardinien sollte vom Mailändischen die Gebiete Tortona und Novara erhalten.

Auf diese Hauptbedingung wurde am 3. Octob. 1735 ohne Mitwirkung der Seemächte ein Präliminar-Friede zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossen, in welchem auch die Garantie der pragmatischen Sanction nicht fehlte. Spanien verweigerte zwar Anfangs seinen Beitritt, weil die Königin für ihren Lieblingssohn nicht nur Neapel und Sicilien erwerben, sondern auch Toscana, Parma und Piacenza behalten wollte; es fand sich aber außer Stande, diese Forderung gegen die übereinstimmende Willensmeinung Frankreichs und des Kaisers durchzusetzen und entsagte am 21. Nov. 1736 seinen Rechten auf Parma und Piacenza, zum Besten des Kaisers, wie seinen Rechten auf Toscana zum Besten des Hauses Lothringen. Am 11. Dec. desselben Jahres vollzog der Kaiser die Urkunde, in welcher er die Königreiche Neapel und Sicilien nebst dem Stato degli Presidi an den Prinzen Carlos überließ, ein theurer Preis für das nicht zu beneidende Vergnügen, an einer Polnischen Königswahl Antheil gehabt zu haben.

Dem Deutschen Reiche wurden die Plätze Trier, Trarbach und Philippsburg zurückgegeben. Als der letzte Großherzog von Toscana, Johann Gaston, am 9. Jul. 1737 starb, trat der Herzog von Lothringen in den Besitz des erledigten Großherzogthums, behielt aber Titel und Stimmrecht von Lothringen auf dem Deutschen Reichstage.

Das Kriegs- und Finanzwesen der Oesterreichischen Monarchie hatte im Laufe dieses Krieges den kläglichsten

Verfall kund gegeben. Der bald darauf erfolgte Tod des Prinzen Eugen nahm dem Staate sein eigentliches Haupt, und der wohlmeinende, aber schwache, nur in Förmlichkeiten lebende Kaiser ward nun von eben so ränkesüchtigen als talentlosen Ministern und Generalen geleitet. Unglücklicher Weise kamen dieselben auf den Gedanken, sich wegen des Schadens, den der Staat im letzten Kriege erlitten hatte, an den Türken erholen zu können, die sich seit 1736 in einem unglücklichen Kriege mit Rußland befanden. Sie hatten zwar dem Wiener Hofe keinen Anlaß zum Bruche des im Jahre 1718 geschlossenen Friedens gegeben; das Cabinett nahm aber an, daß die Allianz mit Rußland es zur Theilnahme an dem Kriege verpflichte, und eilte in diesen, für gefahrlos und gewinnreich geachteten Kampf. Die Politik des Jahrhunderts, die gegen einen zu erlangenden Vortheil, Ehre und Treue für nichts achtete, und mit Verträgen und Eidschwüren ihr Spiel trieb, — eine Politik, über welche der Kaiser selbst vor wenigen Jahren, bei Gelegenheit des hinter seinem Rücken geschloßnen Vertrages von Sevilla, gegen die Deutschen Reichsstände sich bitter beklagt hatte, war von den Höfen zu Madrid und Turin gegen Oesterreich so vielfach geübt worden, daß dieses sie nun auch einmal gegen den Erbfeind der Christenheit versuchen wollte. Zur Rechtfertigung derselben und zur Begründung einer geforderten Geldhülfe ließ der Kaiser dem Reichstage in Regensburg eröffnen, daß er sich genöthigt gesehen habe, die dem Deutschen Reiche zur Vormauer dienenden Länder, ja seine zum Theil einer großen Gefahr noch ausgesetzten Deutschen Erbländer gegen den, sein widriges Vorhaben mehr als zu viel an den Tag legenden Erbfeind des christlichen Namens hinlänglich zu bewahren, folglich ihm, bei dem

unablässigen Verlangen zu schaden, die Mittel, durch welche er schaden könne, zu benehmen.

Gegen die Türken wurde ihre Weigerung, die ihnen gemachten Friedensbedingungen, in welchen der Kaiser für sich und für Rußland Abtretungen forderte, anzunehmen, zum Vorwande der Kriegserklärung gebraucht. Ein Oesterreichisches Heer, dem Namen nach von dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, dem Eidam des Kaisers, in der That aber von dem Grafen Seckendorf befehligt, brach im Jahre 1737 in die Wallachei ein. Der Anfang war glücklich. Seckendorf eroberte Nissa. Aber anstatt sein Glück selbst zu verfolgen, beauftragte er den Grafen Khevenhüller Widdin zu nehmen, und verlor darüber eine kostbare Zeit, während Khevenhüller, wie man glaubte, aus Eifersucht auf Seckendorf, der ihm vorgesetzt worden war, schlechte Maaßregeln traf. Da in Folge derselben Widdin nicht erobert wurde, gerieth die Hauptarmee durch die Mangelhaftigkeit ihres Verpflegungswesens in solche Noth, daß auch Nissa nicht behauptet werden konnte. Eine andere Armee unter dem Prinzen von Hildburghausen war in Bosnien eingedrungen, wurde aber gleichfalls durch die Uneinigkeit der Generale in ihren Fortschritten gehemmt. Der ganze Feldzug verunglückte. Die zahlreichen Gegner Seckendorfs legten alles den Fehlern und dem Geize dieses Feldherrn zur Last, und der schwache Kaiser ließ sich bereden, ihn abzurufen und in Wien vor ein Kriegsgericht zu stellen, nach dessen Spruch er auf die Festung Gräz geführt ward.

Sein Nachfolger, Graf Königseck, war aber im Feldzuge des Jahres 1738 nicht glücklicher. Zu Anfang desselben wurde zwar die Türkische Festung Mehadia erobert; im Laufe des Sommers aber gewannen die Tür-

ken die Oberhand und nahmen nicht nur jenen Platz wieder, sondern auch Neu=Orsowa und Semendria. Der kaiserliche Oberfeldherr zog sich bis nach Belgrad zurück. Die Folge war, daß er gleich seinem Vorgänger abgerufen und das Commando dem Grafen Oliver Wallis übergeben ward. Dieser ließ sich am 22. Juli 1739 bei Grotzka von dem Großvezier aufs Haupt schlagen, und was noch schlimmer war, durch diesen Unfall dergestalt außer Fassung setzen, daß er für seinen Kaiser nichts besseres thun zu können glaubte, als einen Unterhändler mit Friedensanträgen in das Türkische Lager zu senden. Von der allgemeinen Bestürzung und Kopflosigkeit angesteckt, that dieser Unterhändler, ein Oberst Groß, dem Großvezier das Anerbieten, Belgrad selbst als Preis oder als Pfand des zu bewilligenden Friedens anzunehmen. Zwar fehlte es zum Abschluß desselben dem Grafen Wallis an Vollmacht; aber bald darauf erschien der Graf Neipperg, den der Kaiser, auf die Nachricht von dem schlimmen Stande der Dinge, zur Unterhandlung mit den Türken abgesandt und bevollmächtigt hatte. Ohne das den Türken gemachte Anerbieten zu kennen, welches Wallis, schon vorher Neippergs Feind und durch den ihm ertheilten Auftrag noch mehr gereizt, ihm sorgfältig verheimlichte, begab er sich in das Lager des Großveziers. Dieser forderte nun vor allem andern die Uebergabe Belgrads und berief sich auf die schon erhaltene Zusage. Der Französische Gesandte Villeneuve, der sich im Lager desselben befand, und den Vermittler machte, unterließ nichts, die Zuversicht des Türken zu verstärken, wie die Verlegenheit des Oesterreichers zu vermehren. Der letztere außer aller Verbindung mit Belgrad und in der Meinung, daß diese Festung ohnehin nächstens fallen müsse, auch nicht ohne Besorgniß

für seine persönliche Sicherheit, ließ sich daher zum Abschlusse eines Präliminar-Vertrages bestimmen, welcher die Festungen Belgrad und Sabatsch, nebst ganz Servien, der Oesterreichischen Wallachei und der Insel und Festung Orsowa den Türken überlieferte. Einen Courier von Wien, der inzwischen im Oesterreichischen Lager eintraf, um die Uebereilung eines nachtheiligen Friedens zu verhindern, fertigte Wallis nach Siebenbürgen ab, und erst auf dem Rückwege kamen dessen Depeschen in Neippergs Hände. Es war aber bereits ein Thor Belgrads von den Türken besetzt und mit Schleifung der von den Oesterreichern angelegten Festungswerke der Anfang gemacht. Der Unterhändler schloß hierauf (am 18. Sept. 1739) den Definitiv-Vertrag, ehe noch die Ratifikation der Präliminarien in seinen Händen war. Der größte Theil der Eroberungen Eugens wurde den Türken zurückgegeben. Der Kaiser ließ in einem Circularschreiben an seine Gesandten bei den auswärtigen Höfen den Abschluß dieses schimpflichen Friedens förmlich entschuldigen. „Er habe nicht daran gedacht, den Grafen Neipperg anzuweisen, sich in das Türkische Lager zu begeben." Sowohl Neipperg als Wallis wurden zur Strafe ihres Verhaltens auf Festungen, jener nach Glatz, dieser nach Brünn, gesetzt; aber die herrlichen großen Länder, welche ihre Ungeschicklichkeit in die Hände der Türken gebracht hatte, waren verloren und sind es bis heute geblieben. Dennoch wurden nach dem Tode des Kaisers beide Grafen nicht nur in Freiheit gesetzt, sondern auch zu wichtigen Aemtern und Ehrenstellen befördert. Daher ist nachmals die Vermuthung entstanden, daß der Belgrader Friede nach geheimen Instructionen der Thronfolgerin Maria Theresia und ihres Gemahls Franz Stephan beschleunigt worden, weil sie den

Tod

Tod des Kaisers nahe geglaubt und in der Besorgniß, daß die von demselben mit so großer Mühe bewirkte Garantie der christlichen Mächte ihre Erbfolge nicht sichern werde, wenigstens von Seiten der Türken sich Ruhe zu verschaffen gewünscht hätten.

Kaiser Karl, der seit dem Anfange des Jahres 1739 gekränkelt hatte, starb am 20. October 1740 in einem Alter von fünf und funfzig Jahren. Er war ein Fürst von besonderer Herzensgüte. Nie konnte er vergessen, daß er im Spanischen Erbfolgekriege, wo ihn ein Theil der Spanischen Nation als König anerkannt hatte, in Folge des Zurücktritts der Seemächte die ihm treu anhangenden Catalonier seinem Gegner, dem gegen sie höchst erzürnten Philipp V., hatte überlassen müssen; noch kurz vor seinem Tode hörte man ihn mit schmerzlichem Tone den Namen: Barcellona aussprechen. Dabei verstand er sich vortrefflich auf die Forderungen der Spanisch-Burgundischen Hofsitte wie auf die Formen des Deutschen Rechtsganges, daher er sich auch mit Entscheidung der beim Reichshofrath schwebenden Prozesse angelegentlich beschäftigte. Aber Regentengröße besaß er nicht. Die Entwickelung und Befestigung der innern Stärke und äußern Macht Oesterreichs war seinen Nachfolgern vorbehalten.

---

6. Das Deutsche Reich.

Nachdem im Westphälischen Frieden die Pfälzische Kur wieder hergestellt und im Jahr 1692 vom Kaiser Leopold I. auch dem Hause Hannover die Kurwürde ertheilt worden war, hatte das Deutsche Reich anstatt der in der goldnen Bulle festgesetzten Zahl von sieben Kurfürsten

deren neun, und bei den Kaiserkrönungen wurden alle alten, auf große Macht und Herrlichkeit deutenden Prunkformen gezeigt; für die Ehre und Würde des Reichs aber ward unter den drei letzten Regierungen wenig gesorgt, und das Wohl der Deutschen Nation als solcher hinter dem Staatsinteresse der großen Höfe fast ganz in Vergessenheit gestellt. Selbst der Ausdruck: Deutsche Nation, der zur Zeit Karls des Fünften so oft gebraucht worden war, wurde unter Karl dem Sechsten kaum noch gehört. Ein Staatenverein von mehr als dreihundert Gliedern der verschiedenartigsten Beschaffenheit, große und kleine, beschränkte und unbeschränkte, geistliche und weltliche Fürsten und Herren, aristokratisch und demokratisch constituirte Stadtgemeinden, hätte, um würdig und glücklich zu bestehen, eines politischen Gemeingeistes und einer nationalen Gesinnung bedurft. Die Entwickelung der Religionshändel aber hatte dasjenige, was unter anderen Umständen ein bindender Haltungspunct hätte seyn können, in ein Element der Zwietracht verwandelt, durch welches Gemeingeist und nationale Gesinnung der Deutschen fast gänzlich verzehrt worden war. Die Fürsten, welche die Kaiserwürde bekleideten, sahen dieselbe nur als ein Mittel an, den Vortheil des besondern Reiches, das sie mit wirklicher Staatsgewalt beherrschten, zu fördern und sicher zu stellen. Zu diesem Behufe gewährte die Kaiserwürde immer noch genugsamen mittelbaren und unmittelbaren Einfluß. Wenn es aber einem Kaiser eingefallen wäre, für das Wohl der Nation irgend Etwas thun zu wollen, würde sich sogleich entweder das Interesse der Einzelnen, oder der beiden Religionstheile, oder des gesammten Reichskörpers dagegen aufgelehnt haben. Wie das Verhältniß der Reichsstände als Für-

sten und Staaten eigenen Rechts und eigener Verfassung sich ausgebildet hatte, konnte es nicht anders seyn, als daß jeder derselben der oberherrlichen Autorität so wenig als möglich gesetzliche Befugniß einräumen wollte; nach der gesetzlich festgestellten Scheidung der Religionen trat bei dem einen Theile noch das natürliche Mißtrauen gegen das dem andern Religionstheile angehörige Reichsoberhaupt hinzu. Doch lag in der eben so natürlichen Hinneigung dieses andern Religionstheiles zum Kaiser auch wiederum ein Grund, daß der Einfluß desselben oft bedeutender war, als in früheren Zeiten wirkliche Regentenmacht gewesen. Das gegenseitige Halten auf mühvoll erstrittenen oder behaupteten Gerechtsamen, die hieraus erwachsende Behutsamkeit und Abgemessenheit bei allen Verhandlungen und Beschlüssen, verstärkte die ohnehin im Deutschen Charakter vorhandene Neigung zu steifer Förmlichkeit, und die Verwandelung der sonst nur von Zeit zu Zeit gehaltenen Reichsversammlungen in einen immerwährenden Reichstag hob mit den persönlichen Zusammenkünften des Kaisers und der Reichsfürsten das letzte Band öffentlicher Gemeinsamkeit und persönlicher Herzlichkeit auf. Seit der im Jahre 1663 vom Kaiser Leopold nach Regensburg ausgeschriebene Reichstag nicht aufhörte, sondern als eine ordentliche Behörde beisammen blieb, traten Gesandte und Geschäftsmänner an die Stelle der sonst in Person mit einander zu Rathe sitzenden Fürsten. Da aber die letzteren ihren Abgeordneten, für wichtige Sachen wenigstens, keine unbedingte Vollmacht zu ertheilen, sondern alles aufs Hinterbringen und Berichten zu stellen pflegten, wurde der Reichstag zu einer Puppenkomödie, in welcher die Figuren unbeweglich standen, wenn die Dirigenten hinter der Bühne nicht sprachen

und zogen. Die letzteren aber waren die Stellvertreter jedes andern Staatsthums, des Oesterreichischen, Sächsischen, Polnischen, Preußischen, Schwedischen, Dänischen, Holländischen, Englischen, Französischen, nur nicht des Deutschen. Und während die Gesammtkraft und die Nationalehre so in den schmählichsten Verfall geriethen, ergriff die Reichsfürsten ein wahrer Wetteifer, sich durch Rang und Titel den mächtigsten Staaten gleich zu stellen. Zu welchen kleinlichen Forderungen und elenden Streitigkeiten über äußere Formen und Ehrenbezeugungen dieß führte, ist schon im vorigen Bande erzählt. Die Nachahmung Frankreichs, durch die bewunderte Größe Ludwigs XIV. geweckt, wirkte besonders auf Vermehrung des Hofstaates und Hofprunkes.

Am einflußreichsten auf das Schicksal der Völker und die innere und äußere Umgestaltung des Deutschen Staatenwesens wurde die ebenfalls durch das Beispiel der großen Staaten geweckte Neigung der Deutschen Reichsfürsten, stehende Heere zu unterhalten. Die großen hierzu erforderlichen Kosten führten die Nothwendigkeit herbei, mehr Abgaben, als früher statt gefunden hatten, zu erheben. Etwaiger Widerspruch der Landstände verstummte vor der, durch die bewaffnete Macht erhöheten, landesherrlichen Gewalt. In mehreren Ländern verschwand allmählig die Bedeutung der Landstände bis auf den Namen. Aber sowol in diesen, als da, wo sich die Landstände mit einigem Antheil an den Steuerbewilligungen und an der Landesverwaltung erhielten, zeigte sich die weitere Entwickelung dieser Richtung des Deutschen Staatswesens dem Adel günstiger als dem Bürgerstande. Der erstere fand in dem Hof- und Kriegsstaate der Fürsten Versorgungsplätze, welche ihm die Vor-

theile ersetzten, die vor der Reformation die Kirche in ihren Pfründen dem Adel dargeboten hatte und im katholischen Deutschland zum Theil noch darbot; daher kam es, daß er seit dieser Zeit der alten Opposition gegen die Fürsten entsagte und an dieselben viel näher als früher sich anschloß. Dem Bürgerstande entgingen diese Vortheile wegen seiner Entfernung von den Höfen und seiner Beschäftigungen, zum Theil auch in Folge der durch den dreißigjährigen Krieg herbeigeführten Verarmung, des sinkenden Ansehens der aus seiner Mitte sich ersetzenden protestantischen Geistlichkeit und der mehr und mehr dem Weltleben entfremdeten Richtung der ihm angehörigen Gelehrten. Schon in alten glücklicheren Zeiten waren Deutscher Adel und Deutsche Bürger nicht immer befreundet gewesen; kein Wunder, daß jetzt der erstere kein Bedenken trug, seinen Arm zur gänzlichen Unterdrückung der letzteren zu leihen. Mehrere, einst reichsfreie Städte (Münster, Erfurt, Magdeburg) wurden ihrer althergebrachten Gerechtsame, mit Bewilligung des Kaisers und des Reichs, von ihren Schutzherren beraubt. Auch da, wo man den Städten solche Gerechtsame nicht erst nehmen durfte, verlor der alte städtische Geist unter den veränderten Staatsverhältnissen das Selbstgefühl und die Thatkraft, welche in früheren Jahrhunderten demselben beigewohnt hatten.

Sehr betrübte Erscheinungen boten die kirchlichen Verhältnisse dar. In der Pfalz, wo im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhunderte Reformirte und Lutheraner einander abwechselnd verfolgt hatten, je nachdem die Kurfürsten bald dieser bald jener Confession zugethan waren, wurden seit dem Jahre 1685, nachdem eine katholische Linie zur Regierung gekommen war, beide Par=

teien von den katholischen Landesherren so beharrlich unterdrückt, daß die Pfälzischen Religionsbeschwerden zu einem stehenden Artikel auf den Reichstagen und bei den Reichsgerichten wurden. Als einmal (1720) sogar der Kaiser, aus Rücksicht auf England und Holland, der Reformirten in Heidelberg sich annahm und den Kurfürsten Johann Philipp nöthigte, ihnen eine weggenommene Kirche wieder zu geben und den Gebrauch ihres Katechismus zu gestatten, rächte dieser Kurfürst sich dadurch, daß er seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim verlegte.

Großes Aufsehen erregte im Jahre 1731 die Härte, mit welcher der Erzbischof von Salzburg, ein Graf von Firmian, von der durch den Buchstaben des Religions- und des Westphälischen Friedens den Landesherren eingeräumten Befugniß Gebrauch machte, und seine andersgläubigen Unterthanen, nach und nach gegen dreißigtausend, aus dem Gebiete des Erzstifts auszuwandern nöthigte. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nahm dieser gedrückten und verbannten Anhänger des evangelischen Glaubens mit einem besondern Eifer sich an, und gewährte einem großen Theile derselben Aufnahme in der durch die Pest entvölkerten Provinz Litthauen. Ueberhaupt verkannte das Brandenburgische Haus den Einfluß nicht, welchen ihm die besondere Anhänglichkeit der evangelischen Deutschen verleihen konnte, und gern übernahm es die Schutzherrschaft über die protestantische Kirche, nachdem das Haus Sachsen durch seine Religionsveränderung, um der Polnischen Krone willen, seiner bedeutsamen Stellung in den Deutschen Verhältnissen entsagt und die Bahn seiner geschichtlichen Größe verlassen hatte. Auch ist für das Brandenburgische Haus seine Haus- und Staatsmaxime nicht ohne Segen geblieben.

7. Frankreich unter Fleury's Verwaltung.

Nach dem Tode des Herzogs von Orleans hätte der siebzigjährige Bischof Fleury vermöge des großen Einflusses, den er auf seinen königlichen Zögling übte, sogleich zu der Würde des ersten Ministers emporsteigen können, aber so ehrgeizig er auch in seinem hohen Alter noch war, hielt er es doch für klug, auf einige Zeit noch dem Herzoge Ludwig von Bourbon-Condé Platz zu machen, der mit leidenschaftlicher Begierde danach strebte, das Staatsruder in seine Hände zu bekommen. Fleury empfahl ihn daher selbst dem Könige, behielt sich aber einen gewissen Antheil an den Geschäften vor, und zweifelte nicht, daß sie ihn bald ganz zufallen würden.

Der Herzog von Bourbon war nämlich ein sehr eingebildeter und beschränkter Mann, der ganz von seiner Buhlerin, einer Marquisin von Prie, beherrscht ward. So stand also wieder ein Weib an der Spitze der Französischen Regierung. In der That war auch eines der vorzüglichsten Geschäfte, das sie zu Stande brachte, ein Weibergeschäft, Vermählung des jungen Königs. Zwar hatte schon der verstorbene Herzog-Regent deshalb mit Spanien einen Vertrag geschlossen, dem zufolge der König eine Spanische Infantin heirathen sollte, die auch wirklich bereits am Französischen Hofe erzogen ward; allein da dies Kind erst acht Jahr alt war, und der König wegen seiner schwächlichen Gesundheit kein langes Leben versprach, so dachte die Marquisin nur darauf, wie man am schnellsten einen Thronerben erhalten könne, damit man nach des Königs etwaigem Absterben doch wieder das Ruder behielte. Zu dem Ende scheute man sich nicht,

zur großen Beleidigung des Spanischen Hofes die Infantin zurückzuschicken, und dachte nun auf eine bereits mannbare Prinzessin, die aber zugleich sanft und anhangslos genug wäre, um sich willig in die Zucht der Ministermaitresse zu fügen. Da verfiel man endlich auf die Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszinsky, der damals in Frankreich eine Zuflucht gesucht hatte, und von einem kärglichen Jahrgelde anfänglich in Landau, dann in Weißenburg, von aller Welt vergessen, lebte. Der Brief des Herzogs von Bourbon, der ihm von dieser ungehofften Gunst des Glückes Nachricht gab, versetzte diesen gutmüthigen Mann in einen Freudenrausch. „Fallet mit mir auf die Knie, und danket Gott!" rief er seiner Gemahlin und Tochter zu, als er in ihr Zimmer trat. — „Wie mein Vater, fragte diese, sind Sie wieder auf den Polnischen Thron gesetzt?" — „Nein, erwiederte Stanislaus, der Himmel ist uns noch gnädiger, du bist Königin von Frankreich!" Die ganze Familie begab sich darauf nach Strasburg, wo die Französischen Gesandten förmlich um die Prinzessin anhielten, und von da nach Fontainebleau, wo die Vermählung am 4. September 1725 gefeiert ward.

Jetzt stand der Marquisin von Prie noch der Bischof Fleury im Wege; aber eben indem sie ihn fortzuschaffen suchte, zeigte sichs, daß der Priester dem Weibe an Schlauheit noch überlegen war. Er begab sich nach Issy, in der Nähe von Paris; aber der junge König, der, wie er wohl wußte, ohne ihn nicht leben konnte, rief ihn zurück, und ließ sich nach einiger Zeit leicht von ihm bewegen, den Herzog von Bourbon und die Marquisin auf ihre Güter zu verweisen, und so hatte die Herrschaft dieses regierenden Paares ein Ende. Die Marquisin traf

dieser Schlag so empfindlich, daß sie das Jahr darauf vor Gram (im neun und zwanzigsten Jahre ihres Alters) starb.

Fleury war nun (1726) erster Minister, zu welcher Würde der Papst im folgenden Jahre auch noch den Cardinalspurpur fügte. Wie besonnene Ruhe, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Friedfertigkeit, Hauptzüge seines persönlichen Charakters waren, so bezeichnen sie auch den Geist seiner siebzehnjährigen Staatsverwaltung. Er strebte mit allen Nachbarn den Frieden zu erhalten *), dem gesunkenen Wohlstande der Nation wieder aufzuhelfen, Handel, Ackerbau, Manufakturen und Wissenschaften blühend zu machen, und die Land= und Seemacht auf einen solchen Fuß zu setzen, daß alle auswärtigen Nationen die Achtung vor Frankreichs Macht nicht verlören. Den König, der wenig Ruhmbegierde und eine unüberwindliche Abneigung gegen Arbeit bezeigte, entwöhnte er immer mehr von der Theilnahme an den Geschäften, und damit er ganz unbesorgt schalten könne, führte er ihm nur solche Gesellschafter zu, von denen keine Aufhetzerei und keine Einmischung in die Regierung zu fürchten war. Der königliche Knabe war jetzt zum schönen Jüngling herangewachsen, und die Damen wußten sein edles Ansehen, seine großen Augen, seinen schönen Fuß, und den schlanken Wuchs nicht genug zu rühmen.

*) Um Spanien auszusöhnen, welches über die Zurücksendung der Infantin mit Recht erzürnt war, bewog er den jungen König zu einem Schritte von Billigkeit, der in der Französischen Geschichte unerwartet ist. Sein Gesandter mußte nämlich dem Könige und der Königin von Spanien zur Geburt eines Infanten Glück wünschen, und auf das Verlangen derselben bei einer Privataudienz beide Majestäten, im Namen seines Herrn, für die ihnen zugefügte Beleidigung kniend um Verzeihung bitten.

Sein Blick war sanft und schüchtern, und seine Gesichts=farbe ein wenig blaß; doch stärkte er, seitdem er an den Jagdvergnügungen Geschmack gefunden hatte, seinen schwächlichen Körper durch die tägliche Bewegung so sehr, daß er bald die heftigsten Anstrengungen ertragen lernte. Seine liebevolle, fromme Gemahlin, die er innig liebte, pflegte sein dabei auf das zärtlichste, und es ist fast rührend zu lesen, in welcher kindlichen Unschuld die=ser nachher so ausgeartete Wüstling die drei ersten Jahre seines Ehestandes verlebte. Nachdem seine Gemahlin ihm zu seiner unaussprechlichen Freude (am 14. Aug. 1727) Zwillings=Prinzessinnen geboren hatte, und ihren Wün=schen nun nichts mehr als ein Prinz fehlte, kamen sie darin überein, dem Himmel selbst ihr Gelübde darzubrin=gen, und darauf eigends an einem außerordentlichen Tage (8. Dec. 1728) das Abendmahl zu empfangen. Ihre Gebete wurden erhört, und das ganze Französische Volk theilte die Freude der glücklichen Eltern, als am 4. Sep=temb. 1729 ein Dauphin erschien. Der König war bei dem Tedeum zugegen, welches in der Kirche abgesungen wurde, und nahm am Abend an einem großen Bürger=schmause auf dem Rathhause Theil. Mit der zartesten Sorgfalt entledigte sich auch die fromme Königin ihrer geistlichen Gelübde.

Leider war diese schöne Blüthe häuslicher Zufrieden=heit von kurzer Dauer. Die Günstlinge glaubten vor=herzusehen, daß Langeweile und Neigung den König end=lich doch zu anderen Weibern führen würden, und in der Furcht, alsdann ihren Einfluß zu verlieren, beschlossen sie, diesen Zeitpunct nicht abzuwarten, sondern Ludwigs Wahl zu ihrem Vortheile zu lenken. Fleury selbst wird beschuldigt, darum nicht nur gewußt, sondern die ganze

Intrigue geleitet zu haben. Man brachte den König durch unwürdige Kunstgriffe dahin, dem fernern Umgange mit seiner Gemahlin bestimmt zu entsagen, und eine Gräfin von Mailly zur Buhlerin anzunehmen, der man jedoch vorher die ernsthafteste Weisung gegeben hatte, ihren Einfluß nicht weiter, als über das Vergnügen des Königs auszudehnen. Die Schamhaftigkeit des jungen Monarchen selbst mußte erst durch die schändlichste Beredsamkeit nichtswürdiger Verführer überwältigt und ausgerottet werden (1732). Seitdem hielt er sich meistentheils in Rambouillet bei dem Grafen von Toulouse auf, jagte den Tag über, und brachte die Nächte unter den Freuden einer verschwenderisch besetzten Tafel und einer üppigen Gesellschaft zu.

Unterdeß bekam der alte Cardinal Fleury, der mit großer Sorgfalt nun schon sieben Jahre dem Staate den Frieden gesichert hatte, den oben schon erzählten zweijährigen Krieg (1733 — 1735) wegen der Polnischen Erbfolge zu führen, der sich für Frankreich mit der Erwerbung Lothringens, für den Kaiser aber mit dem Verluste von Neapel und Sicilien endete. Vergnügt, dem Reiche eine treffliche Provinz erworben, und den Erbfeind Frankreichs um ein Königreich ärmer gemacht zu haben, ging er nun in der alten Bahn kluger und bedächtiger Cabinettsunterhandlungen vor wie nach wieder fort. Er vermittelte den Frieden zwischen dem Kaiser und den Türken, stand den Genuesern gegen die Corsen bei, und machte verschiedene gute innere Einrichtungen in dem beruhigten und wieder aufgeblühten Frankreich. Der König wohnte nur den allerwichtigsten Berathschlagungen im Staatsrathe bei, hörte aber jedesmal mit großer Aufmerksamkeit zu, sprach aus Bescheidenheit gegen seine erfahrneren Mi=

nister nur wenig, urtheilte jedoch, wenn er einmal seine Meinung sagte, sehr richtig und scharf. Es mag wol seyn, daß er zu der Zeit, da er noch mit seiner Gemahlin umging, zu einem dauernden Interesse für die Geschäfte hätte gewöhnt werden können; allein als er erst in dem Umgang mit buhlerischen Weibern sein höchstes Vergnügen gefunden hatte, erstarb nach und nach in ihm der Sinn für jede ernste Beschäftigung völlig. In Kurzem ergab er sich der ungebundensten Sinnlichkeit so sehr, daß sein Hof selbst den des verstorbenen Herzogs von Orleans an Sittenlosigkeit übertraf. Im Jahre 1738 ließ er das Schloß zu Choisy mit ausschweifender Pracht ausschmücken, und zum Behuf seiner geheimen Vergnügungen mit Allem versehen, was die üppigste Phantasie zur Vervielfältigung und Verfeinerung aller Sinnengenüsse nur irgend erdenken konnte. Um bei seinen Schmausereien keiner Bedienten — lästiger Zeugen — zu bedürfen, war in seinen geheimsten Gemächern der Fußboden durchbrochen, und man durfte nur klopfen, so senkte sich, wie auf einer Bühne, der Tisch hinunter, und erschien sogleich wieder mit dem besetzt, was auf einem mitgeschickten Zettel verlangt worden war. Nach durchschwelgten Nächten folgten dann, wie natürlich, düstere Tage. Aus langer Weile nahm er bei schlechtem Wetter zuweilen das Drechseln vor, oder kochte in der Küche. Mit gelehrten Männern vermied er zu sprechen, doch stritt er gern mit Geistlichen, hörte auch gern zu, wenn von der Naturlehre, Pflanzen- und Sternkunde gesprochen ward. Er versäumte keinen Gottesdienst, beobachtete alle Kirchengebräuche mit pünctlicher Genauigkeit, und sagte auch nach so schlecht verwandten Tagen und Nächten sein Abend- und Morgengebet mechanisch her. Aber bei dieser ängstlichen An-

hänglichkeit an das Hergebrachte blieb es; in das Innere seines Gemüthes drang die Religion nicht ein.

Der alte Cardinal Fleury sah sich, trotz seiner Friedensliebe, noch kurz vor seinem Ende in den Oesterreichischen Erbfolgekrieg verwickelt, dessen Geschichte weiter unten erzählt werden wird. Frankreich legte zu Anfange in diesem Kriege wenig Ehre ein. Der dem Kriege abgeneigte sparsame Cardinal schickte ein viel zu schwaches Heer nach Deutschland, und lähmte dadurch auch den besten Willen der Befehlshaber. Mitten unter traurigen Nachrichten starb er selbst beinahe neunzig Jahre alt, am 29. Januar 1743. Ludwig XV. ließ ihm ein Hochamt halten, wie es sonst nur regierenden Häuptern gehalten ward, und sprach auch von einem Denkmal, welches aber nachher auf Kosten der Familie vollendet werden mußte. Es gereicht diesem Minister zum Ruhme, daß er weder sich noch seine Verwandten auf Kosten des Staats ungerechter Weise bereichert hat.

III.

Der Nordische Krieg.

1. Einleitung.

Während die Nationen des Westens und Südens von Europa in dem Spanischen Erbfolgekriege um die Interessen der Häuser Bourbon und Habsburg und um die Aufrechthaltung des bedrohten Gleichgewichts stritten, wüthete im Norden und Osten ein blutiger Kampf um die Herrschaft über die Ostsee. Ein kräftiger König ver=

wandte Riesenkräfte an die Behauptung des väterlichen Ruhms, aber eigene Schuld und ein böses Schicksal führten ihn gerade da auf einen Abweg, wo er sein Ziel fast erreicht zu haben glaubte.

Aus dem Vorigen wissen wir, daß seit dem dreißigjährigen Kriege das unfruchtbare Schweden, durch die Herrscherkraft zweier seiner Regenten, Gustav Adolfs und Karls X., unter den Hauptmächten Europens eine Stelle behauptete. Selbst arm und nicht sehr zahlreich, zog dieses kriegerische Volk seine besten Nahrungsquellen aus den benachbarten reicheren Ländern, deren Küsten es erobert hatte, und deren Handel es mit Gewalt an sich zog. Bremen, Wismar, Stralsund, Stettin, Riga und Reval waren damals noch Schwedisch; die Ausflüsse der Weser, Oder, Düna und Newa waren von Schweden besetzt, und gewährten reichliche Zölle; Ingermannland, Livland und Esthland waren ihre Kornkammern, und Rußland hatte kein anderes Meer zur Gränze, als das Eismeer und das Asowische. Die Stätte, auf welcher das heutige Petersburg steht, war damals eine sumpfige Niederung auf Schwedischem Grunde und Boden, auf welcher einige Fischerhütten und Verschanzungen standen.

So ausgebreitet aber auch diese Schwedische Herrschaft war, so unnatürlich und so unsicher war sie doch. Errungen war sie nur durch günstige Umstände, während die Nachbarn, durch innere Gährungen entzweit, in tiefer Ohnmacht gelegen hatten. Die glänzendsten Siege Gustavs in Deutschland waren zum Theil mit Deutschen erfochten worden. Nur eine ganz vorzügliche kriegerische Furchtbarkeit konnte jene vielen an fremden Küsten gelegenen Besitzungen zusammenhalten; aber eine solche beruht ja meistens auf dem persönlichen Charakter des Re=

genten, und ist also selten von langer Dauer, dahingegen das Bestreben der Nachbarn die Küstenstriche ihrer Binnenländer und die Ausflüsse ihrer Ströme zu gewinnen, stets rege blieb, und ihre Kräfte vereinigte. Als daher Karl XI. gestorben war (1697), glaubten Dänemark, Polen und Rußland den Zeitpunct benutzen zu müssen, da ein funfzehnjähriger Regent, von dessen Fähigkeiten man bisher noch wenig Proben gesehen hatte, den Schwedischen Thron bestieg. Alle drei Monarchen dieser Länder waren junge und kraftvolle Männer; ja, wir wissen es bereits, sogar ein Peter der Große war unter ihnen. Schon Christian V. von Dänemark hatte neue Zwistigkeiten mit Holstein-Gottorp, dessen Herzog Friedrich IV. — des 1694 gestorbenen Christian Albrecht (Th. IX. S. 484) Sohn und Nachfolger — von seinem Schwager Karl XII. Beistand erhielt. Diese Unterstützung und der Wunsch, die von Karl X. dem Dänischen Reiche abgenommenen Provinzen wiederzugewinnen, reizten den jungen König Friedrich IV. (des 1699 gestorbenen Christian V. Nachfolger) zum Kriege wider Schweden; August II. von Polen trachtete nach dem Besitze von Livland, und Peter wollte festen Fuß an der Ostsee fassen. Sie schlossen daher 1699 ein Bündniß, kraft dessen sie sich gelobten, einander in der Ausführung ihrer Pläne beizustehen.

---

2. Karls XII. erste Thaten.

Der junge Karl (geb. 27. Jun. 1682) war der Zögling einer trefflichen Mutter, einer Dänischen Prinzessin, Ulrike Eleonore, die ihm besonders eine religiöse Gesinnung einzuflößen gesucht, und zum Lesen der Bibel angehalten

hatte. Morgens und Abends hatte er sein Gebet knieend in ihrer Gegenwart verrichten müssen. Das Deutsche, damals die Hofsprache in Stockholm, hatte er neben dem Schwedischen gelernt: in der Folge brachte man ihm auch Latein und Französisch bei, aber obgleich er es in beiden Sprachen ziemlich weit brachte, konnte man ihn doch nie zum Sprechen der letztern bewegen. Vom achten Jahre an hatte man ihm männliche Erzieher gegeben, die jedoch die Weisung hatten, ihn nie hart anzugreifen, sondern ihn allein durch den Ehrtrieb zum Fleiße zu reizen. Leider verlor er schon im elften Jahre seine würdige Mutter, und vier Jahre später auch den Vater. Die Regierung ward nun seiner Großmutter übergeben, bis er mündig seyn würde. Er schien sich darum nicht weiter zu kümmern, wie er denn überhaupt sehr verschlossen war, wenig Umgang und noch weniger jugendliche Vergnügungen aufsuchte, und dadurch den fremden Gesandten Anlaß gab, nach ihren Höfen zu berichten, der junge König von Schweden sey ein sehr mittelmäßiger Kopf, der die Arbeit scheue.

Einen weit richtigern Blick in sein Inneres that zuerst der Reichsrath Piper, als er ihn 1697 im November bei einer Heerschau begleitete. Er fand den Prinzen ungewöhnlich finster und nachdenkend, und fragte ihn, was ihn eben jetzt so lebhaft beschäftige. „Ich denke, erwiederte Karl, daß ich selbst schon diesen braven Leuten Befehle ertheilen könnte, und wünschte, daß wir Beide nicht länger unter einer Frau ständen." Piper machte einen so klugen Gebrauch von diesen Worten, daß die Reichsstände wenig Wochen darauf den Prinzen für mündig erklärten, und trotz dem Widerstreben der alten Regentin die Krönung desselben auf den 24. December desselben

selben Jahres ansetzten. Befremdend war es auch bei dieser Feierlichkeit, daß der junge König in der Kirche dem Bischof, der ihm die Krone aufsetzen wollte, dieselbe aus der Hand nahm, und selbst die Ceremonie verrichtete. Dennoch zeigte er im Anfange keine besondere Neigung zu den Regierungsgeschäften, sondern überließ dieselben meistens dem obenerwähnten Grafen Piper, der auch bis an sein Ende sein vertrautester Rathgeber blieb.

Jetzt erscholl die Nachricht von den Rüstungen der drei feindlichen Nachbarn, und verbreitete im Schwedischen Reichsrathe allgemeine Bestürzung. Viele sprachen von Unterhandlungen, von Nachgeben, von nothwendigen Aufopferungen; aber auf einmal erhob sich der junge König, der bisher den Versammlungen fast gedankenlos beizuwohnen geschienen hatte, und erklärte mit einem Feuer, welches Alle in Verwunderung setzte, er sey nicht gesonnen, einem rechtmäßigen Kriege schimpflich auszuweichen, sondern einem Feinde nach dem andern entgegen zu eilen, und so die alte Furcht vor dem Schwedischen Namen wieder herzustellen. Hierauf ward der Krieg beschlossen, und Heer und Flotte in Stand gesetzt. England und Holland, aus Handelsinteresse Schwedens Freunde, sandten eine Anzahl Schiffe zu Hülfe, die sich bald mit der Schwedischen Flotte vereinigten, deren Einschiffung Karl selbst zu Karlskrona besorgte.

Die Dänen begannen die Feindseligkeiten, indem sie (12. März 1700) ins Holsteinische einrückten. Der achtzehnjährige Schwedenkönig, der plötzlich den lebendigsten, unternehmendsten Geist zeigte, stach am 17. Junius mit der Flotte in See, und ging gerade auf Kopenhagen los. Nach einem fruchtlosen Bombardement beschloß er, fünf Meilen weit von der Stadt auf Seeland zu landen. Es

geschah unter dem heftigsten Feuer der Dänen, am 4. August 1700, Abends um sechs Uhr. Karl selbst sprang aus dem Schiffe, mit dem Degen in der Hand, ins Wasser, und drang muthig gegen die Dänischen Batterieen vor, indeß seine Soldaten jubelnd folgten. Den Generalmajor Stuart fragte er, was das Pfeifen in der Luft bedeute. „Sire, versetzte jener, das sind die feindlichen Kugeln, die uns um die Ohren zischen." — „Gut, sagte der königliche Jüngling, das soll künftig meine Musik seyn!" Einen Augenblick darauf zuckte Stuart, in den Schenkel geschossen, und ein Lieutenant an der andern Seite des Königs ward umgerissen, aber auf Karls Gesicht war keine Spur von Furcht zu sehen. Er drang immer weiter vor, die feindlichen Verschanzungen wurden erobert, und die fliehenden Völker retteten sich unter die Kanonen von Kopenhagen.

Schrecken und Angst ergriff die Bürger dieser Stadt. Da der Kampf zu ungleich, und die Bundesgenossen zu fern waren, blieb dem gedemüthigten und beschämten Könige Friedrich IV. nichts übrig, als um Frieden zu bitten. Er erhielt ihn schnell (zu Travendahl, 18. August 1700), nachdem er sich verpflichtet hatte, dem Bündniß gegen Schweden zu entsagen, und den Herzog von Holstein Gottorp zu entschädigen. So gelinde diese Bedingungen waren, so edel war auch Karls Betragen gegen das eroberte Seeland gewesen. Alles was zum Unterhalt seiner Truppen gehörte, hatte er baar bezahlt, die ausgeschriebenen Kriegssteuern waren mäßig gewesen, und die Mannszucht so streng, daß kein Einwohner ungestraft gekränkt worden war. Und bis ans Ende war es Karls XII. fromme Sitte, jeden Morgen und Abend

in seinem Lager eine Betstunde zu halten, der er selbst jedesmal mit großer Andacht beiwohnte.

So war denn ein Feind schon nach einem Kampfe von wenigen Wochen glücklich entwaffnet. Fröhlich zog der junge Held seine Truppen aus Seeland zurück, um sie sofort gegen den zweiten zu führen, nämlich gegen den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August II. Dieser brannte vor Begierde, eine That zu verrichten, durch die er sich die Herzen der Polen geneigt, und das Königthum, wo möglich, mit der Zeit unabhängig machen könnte. Diese That sollte, wie schon erwähnt ist, die Eroberung Livlands seyn. Ein von dem Schwedenkönige gekränkter Livländischer Edelmann, Reinhold Patkul, bot ihm die Hand dazu, und versprach ihm, den Adel dieses Landes auf seine Seite zu bringen. Ein Sächsisches Heer forderte Riga auf, während Karl XII. noch in Seeland lag; aber der tapfere Schwedische Befehlshaber, General von Dahlberg, ein Greis von achtzig Jahren, ließ August zur Antwort sagen, er hoffe, die Stadt so zu vertheidigen, daß er die Achtung eines so großen Monarchen erlangen werde. In der That ward die Festung mit so schlechtem Erfolg beschossen, und alle Umstände ließen sich so ungünstig an, daß August II. nur einen Vorwand suchte, um wenigstens ohne Schande wieder abziehen zu können. Dieß that er am 9. Sept. Sein bitterster Schmerz bei dieser Gelegenheit war der, zu sehen, daß die Polen gar nicht Willens waren, ihm zu einem Kriege mit Schweden ihre Kräfte zu leihen, und daß die Partei, die sich gleich Anfangs seiner Wahl widersetzt hatte, auch jetzt eine vollständige Opposition gegen ihn bildete.

Karl XII., sehr erfreut über die Nachricht von die-

sem ohnmächtigen Angriffe, wandte sich nun zu seinem dritten Feinde, dem Zar Peter, der mit einem Heere von 80,000 Russen in Esthland eingebrochen war, und Narwa belagerte. Er landete am 6. October im Hafen von Pernau, und rückte gerade auf Narwa los. Sein kleines Häuflein betrug der Zahl nach kaum den zehnten Theil des feindlichen Heeres, allein es trug die Begeisterung des neulich errungenen Sieges und die Freude an seinem jungen Anführer vor sich her, dessen wunderähnliches Beispiel auch den Feigsten zur Nachahmung fortriß. Auch war die Zauberkraft noch nicht erstorben, die noch von Alters her im bloßen Namen „Schweden" lag, und Peter selbst entfernte sich, wie man sagt, um zu seinen Achtzigtausenden noch 40,000 Mann über Pleskow herbeizuführen. Diese wartete natürlich Karl nicht ab; am 30. Nov. rückte er auf die Verschanzungen der Feinde los, und da er den Vortheil des Windes und eines dichten Schneegestöbers hatte, so beschloß er, „in Gottes Namen," wie er sagte, mit seinen 8000 Schweden den Angriff der 80,000 Russen. Nachmittags um zwei Uhr flogen zwei Raketen durch die wirbelnden Schneeflocken in die trübe Luft: das war das Zeichen zur Schlacht. Bei dem ersten Feuern des Russischen Fußvolks ward das Pferd unter ihm erschossen; er warf sich auf ein anderes, und sagte: „die Leute wollen mich im Reiten üben." Sein Weg führte ihn durch einen Morast. Hier verlor er abermals sein Pferd, und ein Stiefel blieb stecken; aber viel zu ungeduldig, um sich mit dem Anziehen aufzuhalten, jagte er im Strumpfe weiter. Der ganz ungeübte, verschüchterte und vom Wetter so schlecht begünstigte Feind suchte bald sein Heil in der Flucht, und nach einem dreistündigen wüthenden Ge=

fechte war der Sieg für die tapferen Schweden entschieden. Tausende von blutigen Leichen bedeckten das beschneite Schlachtfeld. Man sagte, die Uneinigkeit zweier Anführer im Russischen Heere sey die Hauptursache dieser so unglücklichen Niederlage gewesen. Am andern Morgen ergaben sich noch 30,000 Mann freiwillig, da sie hörten, mit welcher Güte der Sieger die am vorigen Tage Gefangenen behandelt habe. Die Kriegscasse, das Gepäck, alle Fahnen, und hundert und fünf und vierzig Kanonen fielen den Schweden in die Hände. Ganz Narwa war außer sich vor Freuden über diesen glorreichen Sieg. Unter dem Donner der Kanonen zog der achtzehnjährige Held in die Stadt ein. Sein erster Gang war in die Kirche, und kniend dankte er Gott für seinen Sieg. Die alten Krieger, die den frommen Sinn ihres Führers sahen, zerflossen in Freudenthränen. Man zeigte ihm den Bericht, den man von diesem Siege nach Stockholm senden wollte, und mit eigner Hand strich der bescheidene Jüngling aus, was für ihn zu schmeichelnd und für den Zar zu unrühmlich war. Die Russischen Officiere erhielten Geschenke, und wurden in Stockholm mit Anstand und Milde behandelt.

Für August II. war die Nachricht von der Niederlage seines Bundesgenossen ein Donnerschlag. Auch Peter erröthete, von einem Knaben besiegt zu seyn. Doch faßte er sich schnell und sagte: „Ich weiß wol, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden, aber endlich werden sie uns auch siegen lehren." Beide verbündeten Monarchen benutzten die kurze Winterruhe zu einer persönlichen Zusammenkunft, zu Birsen in Litthauen (Febr. 1701), in welcher sie sich noch enger vereinigten, und den Plan verabredeten, nach welchem sie den

gemeinschaftlichen Feind im nächsten Feldzuge angreifen wollten.

---

3. Kampf in Polen um Augusts II. Entthronung.

(1701 – 1704.)

Karl, von Allem unterrichtet, blieb diesen Winter auch nicht müßig. Ansehnliche Verstärkungen aus Schweden langten im Mai (1701) in Livland an, und der Peipussee füllte sich mit Schwedischen Schiffen. Er selber brach am 17. Jun. von Dorpat nach Riga auf, und setzte am 8. Jul. unterhalb dieser Stadt, im Angesicht eines Sächsisch-Russischen Heeres, über die Düna. Noch war das Geschütz nicht völlig aus den Kähnen gehoben, als der Feind die Landenden angriff. Vielleicht hätte die rühmliche Tapferkeit der Sachsen hier zum ersten Male den Ruhm der Schwedischen Waffen zu Schanden gemacht, wäre nicht die Ungeschicklichkeit der Russen, die ein panisches Schrecken ergriff, und deren Flucht jene mit in Unordnung brachte, ihnen zum Verderben geworden. So behielten denn auch in dieser kurzen Schlacht die Schweden das Feld, eroberten das ganze Gepäck und viele Kanonen, und zwangen die entronnenen Sachsen, sich ins Preußische zu flüchten. Eine Folge dieses Sieges war die Besitznehmung von Curland, in welchem Lande Karl vorläufig seine Truppen stehen ließ.

Ein neues Wunder dieses Nordischen Alexander, dessen Ruhm sich bereits durch ganz Europa verbreitete! Drei Könige hatte nun schon der neunzehnjährige Held innerhalb neun Monaten besiegt, und noch größere

Dinge standen von ihm zu erwarten. Dieser August, der Alles daran gesetzt hatte, um sich von seinem Kurfürstenstuhle auf einen wankenden Thron zu drängen, hatte den Stolz der älteren Könige wider sich, und Karl XII. sah nicht so bald eine mächtige mit Augusts Wahl höchst unzufriedene Partei in Polen ihre Blicke auf ihn richten, als er mit dem größten Interesse den Gedanken ergriff, den neugestempelten König, der sich ihn anzugreifen erfreche, nicht etwa nur noch ein Mal zu schlagen, sondern auf immer mit Schimpf und Schande in sein Deutsches Kurfürstenthum zurückzujagen. Die Republik Polen versicherte, daß sie keinen Theil an dem Kriege ihres Königs, als Kurfürsten von Sachsen, mit Schweden habe, und bat Karl, ihr Gebiet zu verschonen; aber dieser erwiederte, daß, so lange der treulose August auf dem Polnischen Thron säße, Schweden nie vor ähnlichen ungerechten Angriffen sicher seyn werde, und brach in Litthauen ein, um den thörichten, unseligen Plan, August zu entthronen, mit Nachdruck zu verfolgen. Von persönlicher Leidenschaft verblendet, verfolgte er den schon gedemüthigten Feind, indem er sich auf die unsichere Stütze einer Partei unter einem rohen, wankelmüthigen Volke verließ, und gab dadurch einem weit gefährlicheren, dem Zar, dem er mit aller Kraft hätte nachsetzen, den er sogleich zu einem vortheilhaften Frieden hätte zwingen sollen, die beste Muße, neue Kräfte zu sammeln. Umsonst stellten Karls Freunde ihm alles dieses vor*); der Eigensinnige verharrte unbeweglich bei dem einmal gefaßten Entschlusse.

*) Vergeblich ertönte auch die Stimme der politischen Weisheit in einem Briefe des Präsidenten Bengt Oxenstierna an den König (bei Nordberg, in der Franz. Uebersetzung, T. IV. p. 59.).

Seine Anstalten für den nächsten Feldzug waren diesem Plane gemäß. Auch seine Lebensart verkündigte schon den Mann, der die Laufbahn eines Kriegsfürsten verfolgte. Trotz der fürchterlichen Kälte bezog er doch den ganzen Winter hindurch kein Haus, sondern blieb in seinem von Stroh umflochtenen Zelte, in welchem er sich, wenn die Kälte zu heftig ward, durch glühende Kugeln erwärmte. Er trank weder Wein noch Branntwein, und aß die einfachste Kost. Einen Pelz verwarf er von dem Augenblick an, da ein Officier scherzend gesagt hatte, er sey seit gestern so dick geworden, daß man ihn nicht mehr kenne. Ein für unsere Zeiten höchst unzierlicher Soldatenrock mit großen messingenen Knöpfen bekleidete die lange, schlanke Gestalt, und dazu trug er gelbe Unterkleider, große Reiterstiefeln und lederne Handschuhe, deren mächtige Stulpen bis an den Ellenbogen reichten. Nur an dem furchterweckenden Ernst im Blick, der Stolz, Eigensinn und Kühnheit zugleich ausdrückte, erkannte man den König. Jedoch zeigte er nur dem Feinde diese Eigenschaften. Gegen seine Officiere und Soldaten war er der leutseligste Herr. Er entschuldigte Fehler gern, litt es nie, daß von Abwesenden Böses gesprochen ward, und belohnte treue Dienste königlich. Seine Reden waren meist kurz, aber immer sinnvoll; Zorn und Mißfallen äußerte er nur durch ein finsteres Zusammenziehen der Augenbraunen. Weiblichen Umgang mied er fast schüchtern; doch ehrte er das Geschlecht, und einmal in einem vertraulichen Augenblicke ließ er sich verlauten, er sey Willens, sich nach geendigtem Kriege zu vermählen, doch nicht, wie andere Könige, nach bloßen Rücksichten der Staatskunst, sondern auch nach eigner Neigung und persönlicher Werthschätzung.

Der König von Polen wollte jetzt gern, auch mit empfindlichen Aufopferungen, den Frieden erkaufen, und zu dem Ende ließ er die schöne Gräfin Aurora von Königsmark, eine geborne Schwedin und seine Buhlerin, wie in eigenen Geschäften eine Reise nach Curland machen. Aber Karl, von ihren geheimen Absichten unterrichtet, wich ihr auf das hartnäckigste aus, und sie mußte unverrichteter Sache zurückkehren. August schickte darauf einen Gesandten an ihn ab; aber auch diesen ließ Karl gar nicht vor sich, sondern rückte immer weiter in Polen vor. Eine Gesandtschaft der Republik Polen, welche Vermittlung antragen sollte, erhielt zu Royanistock bei Grodno eine Audienz (24. Apr. 1702), allein keine befriedigende Antwort. Vielmehr ging Karl geraden Weges auf Warschau los, welches August mit seinen Anhängern nun schnell verließ, um sich mit seinem Heere bei Krakau zu vereinigen. Auf dem Marsche erließ Karl ein Manifest an alle Polnischen Woiwodschaften, in welchem er Ordnung und Mannszucht versprach, die Unterhaltung seines Heeres verlangte, und erklärte, er sey gekommen, „daß die Republik sich von der lästigen Herrschaft befreien, ihrem meineidigen und bundbrüchigen Könige den Gehorsam aufsagen, und sich nach eignem Gefallen einen andern wählen könne."

Dieß Manifest ward von der einen Partei mit Zittern, von der andern mit Freude aufgenommen. Die Stadt Warschau sandte Karln bei der ersten Aufforderung die Schlüssel entgegen. Am 24. Mai zog er ein, ließ die Bürger entwaffnen, und forderte ihnen eine Kriegssteuer von hundert tausend Gulden ab. Mit Verwunderung sahen die Polen die allgefürchteten Schweden sich auf den Trommelschlag im Schloßhofe versam-

meln, ein Abendlied singen und Betstunde halten, ja den jungen König selber niederknien und sein Dankgebet verrichten. Alle Versuche der Polnischen Magnaten, Karl wegen Augusts Absetzung auf andere Gedanken zu bringen, waren vergebens.

Vier Wochen blieb er in Warschau; dann brach er auf (26. Jun.), um August aufzusuchen. Dieser, entschlossen sein Schicksal dem Schlachtengotte anzuvertrauen, rückte ihm von Krakau aus mit seinen Sachsen entgegen. Bei Klissow trafen beide Heere auf einander, und am 19. Jul. geschah die Schlacht. Was auch die Sachsen thaten, sie wurden überwunden, und verloren einige Tausende an Todten und Gefangenen, dazu die Kriegscasse, das Gepäck, und den größten Theil des Geschützes. Unter den Gefangenen waren einige hundert Officierdamen und andere Frauenzimmer, die Karl mit ritterlicher Höflichkeit durch einige Reiterschwadronen unversehrt an die Schlesische Gränze bringen ließ. August wollte die Artigkeit dadurch erwiedern, daß er einen Schwedischen Rittmeister freiließ; aber Karl, den dieser Wetteifer verdroß, sandte für den einen Rittmeister fünf und zwanzig Sächsische Officiere zurück.

August war nach Krakau geflohen, aber auch hier war seines Bleibens nicht, denn Karl richtete sehr schnell seinen Marsch nach dieser Stadt. Der Polnische Befehlshaber wollte die Schweden nicht einlassen, erhielt aber in dem Augenblicke, da er das äußere Thor halb öffnete, um den König von Schweden zu sehen, einen Peitschenhieb ins Gesicht, daß er zurückfuhr, worauf der König mit seinem Gefolge schnell in die Stadt eindrang, und sich auch des Schlosses sogleich bemächtigte. Im ersten Schrecken über diese unerwartete Schnelligkeit

streckte die Wache das Gewehr; einem Lieutenant, der eine auf den Eingang des Schlosses gerichtete Kanone losbrennen wollte, riß Karl selber hastig den Zündstock aus der Hand; die Besatzung ergab sich, und machte sechs Schwedischen Regimentern Platz.

Der bedrängte August, der bisher den Krieg nur auf Kosten seines Kurfürstenthums geführt hatte, versuchte jetzt eine Vereinigung seiner Anhänger im Königreich. In Sendomir versammelte sich ein Theil des Polnischen Adels, allein statt der gehofften Eintracht sah man hier ein trauriges Bild des Parteihasses, der Furcht, des Neides und des Argwohns, ja selbst zu Thätlichkeiten kam es. Alles was die Besseren durchsetzen konnten, war der Entschluß, noch einmal eine Friedensgesandtschaft an Karl zu schicken. Umsonst. „Und wenn ich funfzig Jahre in Polen bleiben müßte, sagte Karl, so werde ich es nicht eher verlassen, als bis ich diesen König vom Throne gestoßen habe." Vergebens stellte ihm sein Minister Piper in einer eignen Denkschrift die große Schwierigkeit und die höchst nachtheiligen Folgen dieser Entthronung vor *). Der König, sagte er unter anderm, gehe durch die Verfolgung dieses Planes unsäglicher Mühe und Verdrießlichkeiten entgegen, er opfere die Blüthe der Nation, ohne daß daraus der geringste Gewinn für ihn oder für das Vaterland erwachsen könne. Nur den allgemeinen Haß würde er dadurch auf sich laden, daß er alle Anerbietungen Augusts zurückwiese, während der Friede, wenn er ihn gewährte, diesen Monarchen aus Dankbarkeit fest an sein Interesse knüpfen und einen höchst nützlichen Bundesgenossen wider den Zar aus

*) Nordberg, T. I. p. 260.

ihm machen würde. Allen diesen Vorstellungen zum Trotz beharrte Karl bei seinem verderblichen Plane.

Bis aufs äußerste also sollte August getrieben werden. Selbst ein Sturz vom Pferde, bei welchem Karl den linken Schenkel brach, hielt den Unermüdlichen nur etwa vierzehn Tage auf; dann fing die Verfolgung wieder an (12. Oct.). Karl ließ sich in seinem Bette nach Lublin tragen. Der Winter verging unter langwierigen Berathschlagungen der Polnischen Magnaten. Der Schwedisch gesinnte Theil derselben hatte sich zu Warschau unter dem Vorsitz des Cardinals Primas von Polen und Erzbischofs von Gnesen, Radcziejowsky, der Sächsische zu Marienburg, in Augusts eigener Gegenwart, versammelt. Die letztere, überwiegende Partei erklärte die Beschlüsse der Warschauer Versammlung für ungültig, und beschloß, den rechtmäßigen König aus allen Kräften zu vertheidigen. Schade um den guten Willen! So wie sich die Schweden zeigten, verläugnete Einer nach dem Andern sein patriotisches Gelübde, um nur sein Haus zu retten.

Das Jahr 1703 war wieder sehr kriegerisch. Neue Verträge mit Holland und England verschafften Karln frisches Geld, und der König von Preußen konnte zur Befestigung seiner neuen Krone auch nichts Besseres thun, als sich mit dem Mächtigsten verbinden. Dießmal wandte sich der verheerende Zug nach Thorn, welches fast ganz in Asche gelegt ward (14. Oct.), und seine gänzliche Schleifung nur durch die Summe von 491,000 Preußischen Gulden abkaufte. Dann kam die Reihe an das reiche Danzig und Elbing. Die Winterquartiere wurden dießmal in Polnisch Preußen und Ermeland bezogen.

Indeß war August nach Sachsen gegangen, und der Cardinal Primas, sein heftigster Gegner, benutzte seine

Abwesenheit, um eine Ständeversammlung nach Warschau zu berufen (30. Jan. 1704), aus welcher nach einigen Wochen der Beschluß hervorging, August habe durch seine ungerechte Eröffnung des Krieges, wider Willen der Republik, den Thron verwirkt; man könne ihn daher nicht länger für einen rechtmäßigen König erkennen, sondern es trete jetzt ein Zwischenreich ein, während dessen der Cardinal Primas die Geschäfte verwalten müsse. Wer auch die Ungerechtigkeit dieses Beschlusses schmerzlich empfand, mußte sich doch um des gemeinen Besten willen freuen, daß es endlich dahin gekommen sey; denn die Schwedischen Truppen hauseten nun schon drei Jahre in Polen, und was sie nicht verzehrten, das zerstörte die Zwietracht der Polnischen Parteien unter einander selbst, ein Uebel, dessen Linderung man doch auch mit von der Wahl eines neuen Königs hoffen durfte.

Aber wen sollte man wählen? Einen Ausländer verbot Karl ausdrücklich, und unter den Polnischen Magnaten, wer hatte Ansehen genug, um über allen Neid und alle Anfeindungen der Anderen erhaben zu seyn? Ein einziges Geschlecht dieser Art war wirklich vorhanden, die Söhne des berühmten Johann Sobiesky, und in der That richtete Karl seine Augen auf diese; allein August, der vor ihnen längst in Furcht gewesen war, ließ die beiden älteren, die sich zu Breslau aufhielten, als sie einst diese Stadt mit geringer Begleitung verlassen hatten, ganz in der Nähe derselben durch heimlich abgeschickte Sächsische Reiter überfallen, und gefangen nach der Pleißenburg bringen; und der dritte, an den man sich nun wandte, schlug zu Karls großem Verdrusse die Krone aus. Graf Piper fragte darauf den König einmal, warum er sie nicht selbst annehmen wolle.

„Ich mag lieber Königreiche geben als nehmen," erwiederte der stolze Jüngling.

Ueber den langen Streitigkeiten zerfielen die Polnischen Großen bald wieder unter einander selbst, und die Wahl ward immer schwieriger. Karl schlug sich zuletzt auch hier gewaltsam ins Mittel, indem er sich für den Grafen Stanislaus Leszinsky, Woiwoden von Posen, erklärte, einen jungen Mann von sieben und zwanzig Jahren, der ihm zuerst bei Gelegenheit einer an ihn abgeordneten Gesandtschaft bekannt geworden war, wo er sich ihm durch seine schöne männliche Gestalt, sein lebhaftes und doch bescheidenes Wesen, und durch seine angenehme Beredsamkeit ungemein empfohlen hatte. Karl erklärte, daß er keinen Mann kenne, der durch seinen Charakter so ganz dazu gemacht sey, alle Parteien zu vereinigen, als dieser Edelmann. Aber damit verdarb er es ganz bei seinem bisherigen Freunde, dem Cardinal Primas Radczicjowsky. Dieser, ein Feind des Grafen, suchte so viele Schwierigkeiten hervor, daß die meisten Edelleute unwillig aus einander gingen, und sich wieder für den abgesetzten August erklärten.

Mehr bedurfte es nicht, um Karl in Wuth zu sezzen. Er schrieb selbst einen Wahltag auf den 12. Jul. aus, und rückte mit einem Theile des Heeres vor Warschau. Nur sechs und funfzig Edelleute sollen sich eingefunden haben. Der Wahlplatz war an einigen Seiten mit Schwedischen Truppen umstellt; auch glaubte man, Karl XII. sey selbst unerkannt zugegen gewesen *). Der Cardinal ließ sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigen.

---

*) Nordberg widerspricht diesem Umstande auf das bestimmteste, so wie vielen anderen Erzählungen Voltaire's, der in seiner

Dennoch ging es bei diesem Geschäfte so sklavisch nicht zu. Die Landboten von Podlachien, Jerusalsky und Gonsowsky, zeichneten sich besonders durch Freimüthigkeit und edlen Patriotismus aus. „Können wir den Entschluß zu einer Wahl frei nennen, sagte der Erstere, die mitten unter bewaffneten Ausländern vorgenommen wird? Ich werde meine Einwilligung keinem Vorschlage versagen, der aus dem aufrichtigen Wunsche, das Beste der Republik zu befördern entsteht; aber dieß muß nach der Reichsverfassung und ohne Zwang geschehen." Andere hörte man sagen, hier müßten sie ihre Freiheit behaupten, und sollten sie auch dafür sterben müssen; es werde ihnen zum ewigen Ruhm gereichen, wenn sie wegen Beschützung des Glaubens und der Freiheit untergingen. Umsonst suchte der Bischof von Posen sie auf andere Gedanken zu bringen, sie blieben bei ihren Protestationen. Schon war die Sonne untergegangen, und aller Anschein da, daß man aus einander gehen würde, ohne den Zweck erreicht zu haben. Da endlich traten die Schwedischen Wahlkommissarien vor, und erinnerten ernstlich an den Zorn ihres Königs, wenn das, was doch eigentlich längst verabredet sey, nicht heut noch erfüllt würde. „Nun wohlan denn, rief ein Herr von Bronikowsky, was hilft uns alles Zögern! Ich, im Namen aller Woiwodschaften von Großpolen, ernenne hiermit den hochgebornen Herrn Woiwoden von Posen zum Könige in Polen!" Viele Andere stimmten in diesen Ausruf ein, und trotz dem unaufhörlichen Widerspruche der Podlachischen Landboten verrichtete endlich,

---

bekannten Geschichte Karls XII. immer gern das Romanhafte und Ungewöhnliche vorbringt, wenn es auch schlecht beglaubigt ist.

Abends um neun Uhr, der Bischof von Posen die Denomination, und Alles rief: „Es lebe Stanislaus, erwählter König von Polen!"

Man setzte hierauf den bescheidenen Grafen auf ein Pferd, und begleitete ihn unter lautem Jubelgeschrei, vielen Flintenschüssen und hellem Fackelschein in die Stadt, wo der genannte Bischof ihn in der Domkirche vor dem Altare einsegnete, und die Wahl bestätigte, worauf, nicht von Allen mit gleicher Empfindung, das Tedeum angestimmt ward. Am andern Tage begab sich der neue König zu Pferde in das Schwedische Lager, um seinem Beschützer zu danken. Dieser kam ihm die Hälfte des Weges entgegen; Beide stiegen ab, umarmten sich freundschaftlich, und begaben sich mit wenigen Vertrauten in ein Bauernhaus, um daselbst den Plan für den nächsten Feldzug zu verabreden. August, der wieder nach Polen gekommen war, befand sich zu Sendomir, wo nicht bloß die Russischen Gesandten, sondern auch ein großer Theil der Polnischen Magnaten ihm die kräftigste Unterstützung versprachen. Ein wieder frisch verstärktes Heer und ein tüchtiger General, Namens Schulenburg, berechtigten ihn in der That, noch nicht ganz die Hoffnung aufzugeben.

So war also doch das bedauernswerthe Polen noch lange nicht beruhigt. Zum Unglück für Karl fehlte es auch an Truppen, die eroberten Städte gehörig zu besetzen; daher sie ihm, so wie er den Rücken wandte, auch immer wieder abgenommen wurden. In Warschau ließ er jetzt dem Stanislaus funfzehn hundert Mann zur Bedekkung zurück, und wandte sich dann schnell mit dem Heere nach Lemberg, theils um der Beute willen, die er in dieser Stadt erwarten durfte, theils um einem Russischen Heere zu begegnen, das von dorther kommen, und sich mit

mit den Sachsen vereinigen sollte. Unter einem fürchterlichen Gewitterregen kam er am 4. September vor der Stadt an. Von den ungeheuren Beschwerden dieses Marsches ermüdet, legte er sein Haupt auf eines Officiers Knie, und schlief, in seinen Mantel gehüllt, bei einem elenden Feuer von nassem Holze, ein Paar Stunden fort. Noch immer schoß der Regen stromweise vom Himmel, und nöthigte Karln, noch einen Tag vorübergehen zu lassen. Aber am 6. September schritt er unverzüglich zum Sturme. Er war einer der Ersten in der Stadt, nachdem die Dragoner Wall und Mauer erstiegen hatten. Er verhinderte die Plünderung mit Mühe, nahm aber 300,000 Thaler Brandschatzung für sich, nebst allem Geschütze und einem großen Vorrath von dort aufgehäuften Polnischen Handelswaaren.

So glücklich diese Unternehmung abgelaufen war, so unangenehm ward doch Karls Freude durch eine Nachricht aus Warschau getrübt. August hatte nämlich des Königs Zug nach Lemberg schnell benutzt, um sich mit seiner Macht auf die Hauptstadt zu werfen, die sich auch sogleich ergeben hatte. Seine Absicht, Stanislaus mit seiner Familie gefangen zu bekommen, hatte er zwar verfehlt, allein dafür gerieth ihm doch der Bischof von Posen in die Hände, den er sogleich nach Sachsen schickte. Auch die Häuser und Weinkeller der Anhänger des neuen Königs gewährten den rachgierigen Plünderern eine herrliche Beute. „Laßt es gut seyn, sagte Karl XII., man muß dem Könige August auch einen Zeitvertreib lassen, sonst verdrießts ihn, daß wir so lange bei ihm sind; aber glaubt mir, es soll ihm wenig helfen!" Um ihn noch in Warschau zu überraschen, machte er so schnelle Märsche, daß die Pferde in der ganzen Zeit nicht abgesattelt

wurden, und er selber in kein Bette kam. Aber August war zu klug, um ihn zu erwarten; er machte sich schnell davon, und vertheilte sein Heer, damit es sich leichter zurückziehen könnte. Der junge Löwe, noch mehr ergrimmt durch die verfehlte Beute, setzte nun hitzig den neuntausend Sachsen nach, welche der General Schulenburg anführte, und hoffte sie gänzlich zu vernichten. Schulenburg, der auf seinem Wege keinen einzigen festen Platz vorfand, machte elf Tage lang einen bewundernswürdigen Rückzug nach der Schlesischen Gränze hin; und als ihn der König bei Punitz, einige Meilen von der Oder, am 7. November (1704) doch ereilte, stellte er seinen kleinen Haufen so geschickt in Schlachtordnung, daß die Reuterei ihm fast nichts anhaben konnte. Von vier Uhr Nachmittags bis an den Abend währte die Schlacht, ohne daß die Schweden sich eines Vortheils rühmen konnten, und während der Nacht zogen sich die Sachsen unter der Begünstigung eines dichten Waldes so schlau an die Oder und über diesen Fluß zurück, daß Karl am Morgen verwundert und beschämt ausrief: „Dießmal hat uns Schulenburg besiegt!“ Er ging nun langsam zurück, und legte seine abgematteten Truppen in Großpolen, längs der Schlesischen Gränze hin, in die Winterquartiere.

---

4. Peter in Ingermannland.

(1701 — 1704.)

Die vier Jahre, welche Karl XII. eben so halsstarrig als unüberlegt damit hinbrachte, August von Polen zu verfolgen und zu entthronen, benutzte sein mächtigster Feind, der Zar Peter, ihm die Länder an der Küste der

Ostsee weg zu nehmen, die er eben zu besitzen gewünscht hatte, Ingermannland und einen Theil von Livland und Esthland. Nur kürzlich hatte er ein Schwedisches Geschwader auf dem Peipussee vernichtet, Dorpat und Narwa erobert, und Reval eingeschlossen. Sicher, daß Karl ihn so bald nicht stören werde, hatte er sich besonders Ingermannland so zugeeignet, als sey es gar nicht möglich, ihn je wieder daraus zu vertreiben. Er befestigte das am Ende des Ladogasees gelegene Nöteburg, das er am 18. October 1702 mit vieler Mühe erobert hatte, noch viel stärker, und nannte es mit einem passenden Namen Schlüsselburg; 1703 bezwang er Nienschanz, eine Meile vom Finnischen Meerbusen; und nun besaß er, was er längst gewünscht, einen freien und bequemen Handelsplatz am Ausflusse der Newa. Mit der größten Zuversicht, und ohne sich die Landschaft erst durch Verträge mit ihrem bisherigen Besitzer zu sichern, so furchtbar dieser auch war, machte er sogleich Anstalt, eine Stadt an diesem Orte erbauen zu lassen. Ein ungeheures Werk, da der Boden durchaus morastig war, und erst durch aufgetragene Erde befestigt und erhöht werden mußte. Indeß die Russische Leibeigenschaft gewährte Arbeiter in Menge. Auf zweihundert Meilen weit wurden die Menschen zusammengeholt. Sie kamen meist in Bettlerslumpen, und in diesen trugen sie auch die Erde herbei, denn man hatte weder Schubkarren noch Spaten. Am ersten Pfingsttage (27. Mai) 1703 ward der Grundstein zu der neuen Stadt, dem jetzigen St. Petersburg, gelegt, und zwar zuerst zu der Hütte, die der Zar selbst bewohnen, und von welcher aus er die Arbeiter und die in der Newa ankommenden Schiffe, seine größte Freude, übersehen wollte. Hunderttausende von Leibeignen arbeiteten nun Tag und Nacht. Viele

starben von der übermäßigen Anstrengung, der elenden Nahrung und der ungesunden Luft; aber die Abgegangenen wurden immer wieder durch neue ersetzt, und selbst Kalmücken und Tataren wurden herbeigetrieben. Bei solchem Eifer kam man denn mit den Festungswerken in unglaublich kurzer Zeit zu Stande, und auch der Häuserbau förderte sehr, da man Anfangs nur hölzerne Hütten baute. Schon im zweiten Jahre konnte die neue Stadt bewohnt werden, und damit dieß wirklich geschähe, erhielten viele Edelleute, Kaufleute und Handwerker aus Moskau und anderen Städten die strengsten Befehle, mit ihren Familien nach Petersburg zu ziehen. Die Meisten kamen sehr ungern und nur aus Furcht vor Peters Zorn, denn der Aufenthalt in jenen Morästen war weder angenehm noch sicher. Mehr als einmal, noch bei Peters Lebzeiten, war die Stadt in Gefahr, vom Meere weggeschwemmt oder vom Feuer, das an den fortlaufenden Schindeldächern unerschöpfliche Nahrung fand, von einem Thore zum andern verzehrt zu werden. Erst die fortgesetzte Pflege der Nachfolger Peters hat sie zu dem schönen Wohnorte gemacht, der sie jetzt ist. Welche Freude für den Urheber dieses großen Werks, als das erste Holländische Schiff in die Newa einfuhr, um den Bewohnern der neuen Stadt seine Ladung anzubieten! Die Schweden hatten sich zwar bemüht, den Bau von Zeit zu Zeit zu stören, allein da sie immer nur in geringer Anzahl kamen, wurden sie glücklich zurückgeschlagen. Um aber seiner künftigen Residenz außer Schlüsselburg noch eine Vormauer zu geben, ließ Peter auf der nahen Insel Retusari die Festung Kronstadt erbauen (1704), womit man, bei der Menge von Arbeitern, gleichfalls ungemein schnell zu Stande kam.

Für die Eröffnung neuer Erwerbsquellen in seinem barbarischen Lande war Peter auch in diesen Jahren fortgesetzt thätig. Er ließ Schäfer und Schafe aus Polen kommen, die Russische Schafzucht zu veredeln; er errichtete Leinwandmanufacturen und Papiermühlen, verschrieb Büchsenschmiede und Stückgießer aus Deutschland, ließ die Sibirischen Bergwerke anbauen, und einen Canal graben, der zum Besten des Handels die Wolga und den Don verbinden sollte.

Merkwürdig ist es, daß dieser Fürst, der ein so entschiedenes Herrschertalent und so vielen persönlichen Muth besaß, doch des kriegerischen Genius durchaus ermangelte. Auch wenn er die Feldzüge in Livland und Esthland mitmachte, überließ er den Oberbefehl doch immer anderen Feldherren, gewöhnlich dem Fürsten Menzikow, oder dem General Scheremetew. Als der Letztere am 16. Jul. 1705 bei Gemaurthof in Curland von dem Schwedischen General Löwenhaupt geschlagen ward, ohne mehr Leute als die Sieger zu verlieren, betrachtete Peter diesen letztern Umstand schon als einen Vortheil, denn, sagte er: „Ich kann immer zwei oder drei gegen einen Schweden entbehren."

5. Neue Versuche Augusts II.

(1705 — 1706.)

Das Jahr 1705 verging Karln größtentheils über verdräßlichen Streitigkeiten mit den Polnischen Großen und der Geistlichkeit. Er wollte vor allen Dingen Stanislaus gekrönt wissen, um dann mit ihm und der Republik Polen ein öffentliches Bündniß zum Angriff Ruß-

lands schließen zu können. Aber die Sächsische Partei wußte der Sache immer neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und erst nach mancher neuen Gewaltthätigkeit kam endlich am 5. Oct. 1705 die Krönung zu Stande. Der Primas entzog sich derselben und so mußte der Bischof von Lemberg sie verrichten. Der einzige vielleicht, der eine wahre und große Freude darüber empfand, war Karl. Der Gekrönte selbst schien eine Ahnung davon zu haben, daß er diese aufgezwungene Krone nicht lange tragen werde. Sein Gegner August war noch lange nicht erschöpft, sondern zog immer hin und her von Sachsen nach Polen und umgekehrt, und am Ende des Jahres kam Peter mit einem starken Russischen Heer nach Grodno in Litthauen, und besprach sich daselbst mit August über den nächsten Feldzug. Ein Aufruhr, der zu Astrachan ausgebrochen war, rief den Zar in das Innere seiner Staaten, doch ließ er den größten Theil des mitgebrachten Heeres zurück.

Mitten im Winter (11. Jan. 1706) brach Karl plötzlich aus seinem Quartiere auf, und wandte sich nach Litthauen, um die Feinde mit dem ganzen Heere zu überfallen. Weder Schnee noch Eis konnten seine Schritte hemmen; wer unterwegs erstarrte, blieb liegen.

Nächte hindurch mußten die Schweden im fürchterlichsten Froste unter freiem Himmel bleiben. Viele starben, aber Karl drang immer weiter vor. Und doch entkam August, und ging nach Warschau, das Karl nicht stark genug hatte bedecken können. Karls Verdruß darüber ward durch die Nachricht gemildert, daß sein wackerer General Rhenskjöld ein frisches Heer, das Schulenburg aus Sachsen herbeigeführt, am 6. Febr. bei Fraustadt geschlagen und fast ganz vernichtet habe. Karl schloß

hierauf die in Grodno befindlichen Russen ein; doch diese waren nicht mehr die von Narwa, und Karl wagte keinen Sturm. Aus Mangel an Lebensmitteln geriethen indeß die Belagerten in das größte Elend, und zuletzt, nachdem sie eine Menge Leichen in den vorüberfließenden Strom geworfen, und ihr schweres Geschütz nebst vielem Pulver und Kugeln versenkt hatten, brachen sie unter ihrem Anführer Ogilvy auf, und zogen sich nach Volhynien. Diese Noth genügte ihrem Feinde noch nicht. Auch er litt von Hunger und Frost, und wollte so viel Menschen nicht umsonst auf seinem gewaltsamen Marsche eingebüßt haben. So zog er denn den Unglücklichen nach, um sie ganz zu vernichten. Aber das mitleidigere Schicksal gönnte ihm diese Rache nicht. Die morastigen Wege, vom Thauwetter aufgelös't, verschlangen fast Pferde und Wagen. Die ersten fielen unter entsetzlichen Prügeln nicht selten todt nieder, die anderen mußten oft mit Winden aus dem Schlamm gehoben werden. Karl selber, um seine Schweden aufzumuntern, wadete oft tagelang bis an die Knie, ja zuweilen bis unter die Arme im Wasser, schlief wenig und aß schwarzes Brot. Hin und wieder erreichte man eine Abtheilung müder Russen, die man bald tödtete, bald gefangen nahm. Bei Sielce fand man unter den Verwundeten einen Hauptmann, von Geburt einen Franzosen, der mit dem Tode rang. Karl fragte ihn einiges über das Russische Heer. Jener wollte darauf wissen, ob sich der König von Schweden bei dem letzten Scharmützel befunden habe, und sagte, er wolle gern sterben, wenn er diesen berühmten Helden vorher noch sehen könnte! — „Ich bins," sagte Karl, und reichte ihm die Hand. Und wie mit verklärtem Gesichte sprach der Sterbende: „Seit Jahren habe ich gewünscht,

Ew. Majestät zu dienen, allein mein Unstern hat mich immer gezwungen, gegen einen so edlen Herrn zu streiten. Jetzt kann ich nichts mehr sprechen, als daß Gott Ew. Majestät in allen Ihren Unternehmungen mit Glück segnen wolle." Gerührt ließ Karl ihn in das nächste Dorf bringen, und, da er nach wenigen Stunden starb, anständig begraben.

Bis in Volhynien drang der König vor, und hier gönnte er seinen entkräfteten Truppen einen Monat Ruhe. Verödete Felder und niedergebrannte Dörfer verriethen, daß die Russen vorher hier gewesen waren. Unterdessen wurden die Nachrichten von Augusts neuen Fortschritten in Polen immer beunruhigender. Karl schwieg, aber man sah ihm an, daß er über einem neuen ungewöhnlichen Racheplan brütete. Endlich gab er Befehl, umzukehren (Jul. 1706), ging über den Bug und die Weichsel, und vereinigte sich bei Piontec mit Rhenskjöld. Aus allen seinen Vorkehrungen schlossen seine Freunde, daß er, nach seinem langen Umherziehn in Polen ohne berechneten Zusammenhang und festen Plan, jetzt den Vorsatz haben möchte, August in Sachsen, also innerhalb des Deutschen Reiches, anzugreifen.

---

6. Karl XII. in Sachsen.

(1706 — 1707.)

Wirklich war dieß des Königs Plan. Nur im Herzen seiner Staaten glaubte er August zur Entsagung und zum unverstellten Frieden zwingen zu können. Da es sehr gefährlich war, ihm in einer wichtigen Angelegenheit zu widersprechen, so versuchte es der Graf Piper wie-

derum, ihm schriftlich seine Bedenklichkeiten über ein so gewagtes Unternehmen vorzulegen, aber Karl erklärte ganz kurz, es sey einmal beschlossen. Und so ward der Marsch auf der Stelle angetreten. General Mardefeld blieb mit einem Heerhaufen zur Bedeckung Polens zurück, und Karl ging mit der Hauptmacht über Rawicz und Herrnstadt nach Schlesien. Der König Stanislaus mußte ihn begleiten. Den 31. Sept. (1706) ward die Oder überschritten. In Schlesien erhielt Karl eine Gesandtschaft vom Kaiser, der sich beschwerte, daß man sich so ohne Anfrage den Durchmarsch durch seine Staaten erlaube. Die Antwort war, was man den Sachsen Jahre lang zugestanden habe, werde ihm ja wol ein Mal verstattet seyn.

Als er sich der Oberlausitz näherte, ergriff ein allgemeines Schrecken die Einwohner. Ganze Dörfer fand man verlassen, weil die Bewohner sich mit ihrer Habe in die Städte geflüchtet hatten. Die königliche Familie floh ins Ausland, die Kostbarkeiten Dresdens rettete man auf den Königstein. Karl ließ eine Erklärung ausgehen, worin er den Einwohnern volle Sicherheit versprach, wenn sie sich ruhig verhielten, und die verlangte Kriegssteuer regelmäßig entrichteten. In der That war auch seine Mannszucht musterhaft. In bester Ordnung rückte er über Radeberg nach Meißen, gab der Stadt Leipzig auf ihr Ansuchen einen Schutzbrief für die nahe Michaelismesse, und zog dann über Grimma, Naunhof u. s. w. nach Altranstädt. Hier blieb er mit einem Theile des Heeres, indeß der General Meyerfeld mit dem andern nach Dresden zog. Dieß beschleunigte den Frieden. Karl verlangte nichts, als Abtretung der Königswürde, Anerkennung des Stanislaus, Abtritt von dem Bünd-

nisse mit Rußland, und Auslieferung der Brüder Sobiesky und Patkuls, der sich von Karls Feinden zur Aufhetzung des Lettischen Adels gegen die Schwedische Regierung hatte brauchen lassen. So schmerzlich die erste Forderung war, so mußte sie doch endlich bewilliget werden, weil Karl davon nicht abging, und so ward denn von den Gesandten, welche sehr weitläufige Vollmachten hatten, der Friede zu Altranstädt abgeschlossen (24. Sept.).

August war in Polen, als ihm das Blatt zur Unterschrift gebracht ward. In nicht geringerer Furcht vor seinem Bundesgenossen Peter, als vor seinem Feinde Karl, eilte er sogleich von Warschau nach Sachsen, und besuchte den letztern in seinem Hauptquartier Güntersdorf bei Altranstädt, in der Hoffnung, ihm durch persönliches Zureden mildere Bedingungen abzugewinnen (17. Dec.). Beide Könige blieben einen ganzen Tag beisammen und betrugen sich gegen einander mit großer Höflichkeit, auch stattete Karl dem Kurfürsten drei Tage nachher einen Gegenbesuch in Leipzig ab, allein von den einmal unterschriebenen Friedensartikeln nahm er nicht das Geringste zurück. Vielmehr blieb er dabei, er werde nicht eher mit dem Heere Sachsen verlassen, als bis sämmtliche Bedingungen vollzogen wären. So sehr man eilte, die deshalb nöthigen Unterhandlungen mit dem sehr erbitterten Zar Peter zu Ende zu bringen, so wußte doch Karl immer neue Vorwände zu finden, um die folgende Erndte noch in Sachsen abzuwarten, so daß die Schweden ein volles Jahr auf Kosten der Sachsen lebten: eine harte Plage, wiewol Karl fortfuhr, jeden Unfug seiner Soldaten aufs strengste — meistens mit dem Tode —

zu bestrafen *). Daß er übrigens seinen Aufenthalt in Sachsen aus einem alten Groll gegen August muthwillig verlängert habe, kann nicht geläugnet werden **). Man rechnete, daß dieser Besuch dem Kurfürstenthum drei und zwanzig Millionen an Geld, und 24,000 gewaltsam ausgehobene Rekruten gekostet habe.

Wie Karl nach seiner Gewohnheit täglich einige Stunden spaziren zu reiten pflegte, so ritt er eines Tages auch einmal von seinem Hauptquartier aus nach dem nahen Lützen, wo sein großer Vorfahr gefallen war. Er ließ sich die Stelle zeigen, und sagte gerührt: „Ich habe mich bemüht zu leben wie er, vielleicht schenkt mir Gott einst auch einen so schönen Tod."

---

*) Ein Grenadier, der von einem Bauer angeklagt ward, ihm sein Essen weggenommen zu haben, sagte mit drolliger Kühnheit: „Was ist denn ein Huhn! Ew. Majestät haben ja seinem Herrn ein Königreich weggenommen." Vermuthlich fand Karl in diesen Worten mehr Schmeichelndes als Beleidigendes, denn er schenkte dem Bauer einige Ducaten, und sagte zum Grenadier: „Wenn ich dem Kurfürsten sein Königreich genommen habe, so mußt du bedenken, mein Freund, daß ich es nicht für mich genommen habe."

**) Karl war hart genug, Stanislaus zu nöthigen, Augusten seine Thronbesteigung kund zu thun, und Augusten, jenem dazu Glück zu wünschen. Der Brief des Kurfürsten (aus Dresden, vom 8. Apr. 1707) lautet folgendermaaßen: „Mein Herr und Bruder. Wir haben es nicht für nothwendig gehalten, uns mit Ew. Majestät in einen besondern Briefwechsel einzulassen. Um aber Sr. Schwedischen Majestät gefällig zu seyn, gratuliren wir hiermit Ew. Majestät zu Ihrer Thronbesteigung, und wünschen, daß Sie in Ihrem Vaterlande getreuere Unterthanen finden mögen, als wir verlassen haben. Die ganze Welt wird so gerecht seyn, einzusehen, daß wir für alle unsere Wohlthaten mit Undank belohnt worden, und daß unsere mehrsten Unterthanen nur auf die Beförderung unsers Ruins bedacht gewesen sind. Wir wünschen, daß Sie nicht gleiche Unfälle treffen mögen, und empfehlen Sie dem Schutze des Allmächtigen. Ew. Maj. :c."

Wohl zufrieden mit der Demüthigung dieses zweiten Feindes, dachte er nun endlich an den Aufbruch (22 Aug. 1707), um dem dritten entgegen zu gehen. Der Rückmarsch ging wieder über Grimma nach Meißen. Im Dorfe Oberau ward am 7. Sept. angehalten. Karl machte nach seiner Gewohnheit mit etwa acht Begleitern einen Mittagsritt, und, wie zufällig, auf der Straße nach Dresden. Er schien in Gedanken, bis ihm Einer die Thürme der Hauptstadt zeigte. „Ei! sagte er, weil wir so nahe sind, wollen wir hinein reiten! Betroffen folgten die Anderen. Am Thore gab er sich für einen Trabanten des Königs von Schweden aus, aber er ward sogleich mit den Uebrigen auf die Hauptwache geführt. Hier erkannte ihn der Graf Flemming, und führte ihn auf das Schloß. August eilte ihm bestürzt im Schlafrocke auf der Treppe entgegen, und umarmte den unerwarteten Gast, der sich der kurfürstlichen Familie vorstellen ließ, eine halbe Stunde bei ihr blieb, und dann mit August einen Ritt durch die vornehmsten Straßen der Stadt machte, unter einem ungeheuren Zulauf des neugierigen Volks, dessen Staunen dem fünf und zwanzigjährigen Helden wol ein geheimes Vergnügen machte. Als sie am Thore waren, wurden die Kanonen auf den Wällen dreimal gelös't, und hierauf begleitete ihn August noch eine halbe Meile weit außerhalb der Stadt. Seine Generale, die über diesen Jugendstreich in nicht geringer Sorge gewesen waren, freuten sich herzlich, ihn so glücklich wiederkehren zu sehen.

Während seines Aufenthalts in Deutschland hatten sich die Protestanten in des Kaisers Schlesischen Ländern dringend an ihn gewandt, daß er ihnen eine freiere Uebung ihres Gottesdienstes verschaffen möchte. Ein al-

ter Landmann in Schlesien hatte sich sogar persönlich an ihn gedrängt, und ihn nicht eher losgelassen, als bis ihm der König die Hand darauf gegeben hatte. Kaiser Joseph I., der damals mit dem Spanischen Erbfolgekriege überflüssig beschäftigt war, gewährte gern das Gesuch, und gab die eingezogenen Kirchen heraus. Als einige Zeit darauf der päpstliche Nuntius ihn deshalb tadelte, antwortete er, er habe nicht ohne triftige Beweggründe gehandelt, und wäre der Papst dem Könige von Schweden so nahe gewesen, als er, er wäre vielleicht gar selber Lutherisch geworden.

Auf dem Rückmarsche durch Schlesien erntete nun Karl die schönsten Früchte der Dankbarkeit für seine Verwendung ein. Auf den Knien riefen ihm die erleichterten Bürger und Bauern ihren Dank entgegen. Am 17. Sep. ging er wieder über die Oder, und bald darauf gab er seinen Soldaten bei Posen eine Ruhe von sieben Wochen, während welcher der unglückliche Patkul, (dessen Auslieferung Augusts charakterlose Schwäche bezeugt, und seine Minister mit Schande brandmarkt) zu Kasimir auf kannibalische Weise hingerichtet ward *).

*) Schon im Lager bei Altranstädt hatte er drei Monate in Ketten an einen Pfahl geschlossen stehen müssen. Jetzt lautete das Urtheil des Kriegsgerichts, daß er als Landesverräther gerädert werden solle. Zum Unglück hatte man zu diesem schauderhaften Geschäfte den dümmsten Kerl, und dieser ein leichtes, unbeschlagenes Bauernrad genommen. Nach funfzehn langsamen Schlägen auf Arme und Beine und zweien auf die Brust mußte Patkul, weil er noch immer lebte, losgebunden und umgekehrt werden. Kopf ab! Kopf ab! stöhnte er bittend, und da der fühllose Mensch noch immer zögerte, so kroch der Arme auf seinen zerschlagenen Gliedern selbst heran, und legte das Haupt auf den Block. Aber auch dieß fiel erst auf den vierten Hieb.

7. Karl XII. in Rußland.

(1708 — 1709.)

Jetzt endlich gedachte sich der bisher unüberwundene Karl mit ganzer Macht auf seinen letzten und mächtigsten Feind, den Zar Peter, zu werfen. Was er eigentlich mit diesem und seinem ungeheuren Reiche machen solle, wußte er lange nicht. Einmal eröffnete er seinem Freunde Piper im Vertrauen, er möchte am liebsten den Zar zu einem Zweikampfe, der Alles auf einmal entschiede, herausfordern, und zwar müßten die Bedingungen desselben vorher auf das bestimmteste schriftlich aufgesetzt, und ihre Erfüllung von auswärtigen Mächten verbürgt werden. Der Graf stellte ihm dagegen vor, daß Peter vielleicht die Ausforderung nicht annehmen, und, wie schon öfter geschehen sey, den ganzen Einfall ins Lächerliche kehren möchte, und so unterblieb die Sache.

Im Anfange des Jahres 1708 ward über die Weichsel gesetzt, und auf die Nachricht, daß Peter selbst sich in Grodno befinde, in der rauhesten Jahreszeit dorthin vorgerückt. Die Polnischen Bauern waren auf die Schweden so erbittert, daß sie, in den Gebüschen versteckt, auf die Vorübergehenden schossen, und dafür machten diese wieder auf sie, wie auf wilde Thiere, Jagd. Wenn sie zuweilen einen ganzen Schwarm auf einmal fingen, so mußte Einer den Andern, und der letzte sich selbst aufhängen. Die Russischen Vorposten flohen überall, wo sich die Schweden nur zeigten, und selbst in Grodno machte die unerwartete Nachricht von ihrer schnellen Ankunft einen solchen Eindruck, daß das ganze Russische Heer sich zurückzog (16. Febr.), und Peter selbst nach

Petersburg eilte. Das erstere ward bis Radoszcowiczi verfolgt, wo man aus Mangel an Korn und Pferdefutter Halt machen und sieben Wochen liegen bleiben mußte. Im Anfange des Julius standen die Schweden an der Russischen Gränze, unweit des Dnieper. Moräste und ausgetretene Flüsse schienen das weitere Vordringen unmöglich zu machen; aber Karl hatte solche Eil, daß er da, wo man sich allenfalls mit Pontons hätte helfen können, immer zuerst bis an die Brust ins Wasser sprang, um nur seinen Leuten das Beispiel zu geben. Die Russen konnten es immer nicht glauben, daß die Wege gangbar wären, welche die Schweden wirklich zurückgelegt hatten. Am 13. Jul. erreichte man endlich den General Scheremetew, der sich bei der Stadt Holowczin am Flusse Bibitsch aufs Beste verschanzt, und vor sich den Fluß und Moräste hatte. Karl stellte spät am Abend sein Heer in Schlachtordnung, und am andern Morgen, früh um drei Uhr, gab er das Zeichen zum Angriff. Da auf einmal sahen die Russen, was sie nimmermehr erwartet hatten, den König von Schweden in den Fluß springen, und einen Haufen Soldaten ihm nach, Mäntel und Flinten über den Kopf haltend; dann Alle aus dem Fluß in die Moräste waten und hierauf dem fürchterlichsten Kanonenfeuer entgegengehen. Sieben Angriffe der tapferen Schweden wurden zurückgetrieben, und mancher fiel wehrlos, denn vielen war beim Durchwaten des Flusses Gewehr und Patrontasche naß geworden; aber endlich krönte der Sieg doch die Beharrlichkeit, und die Russen flohen. Karl verfolgte sie bis Mohilew, ruhte dort einige Wochen, und setzte dann auf Schiffbrücken über den Dnieper. Jetzt stand er auf Russischem Grund und Boden, in der Nähe von Smolensk, aber er hatte sich

vorher so wenig einen Plan entworfen, daß er seinen Generalquartiermeister fragte, was er nun thun solle*). Die Meinungen waren getheilt. Auf dem Marsche nach Moskau ließen sich unsägliche Schwierigkeiten vorhersehen, indeß wäre Karl doch auf diese Weise in das Herz Rußlands eingedrungen, und ein glücklicher Erfolg würde ihn hier mit einem Schlage an das Ziel seiner Wünsche geführt haben; aber zu seinem Unglück ließ er sich verleiten, auf den Vorschlag eines alten ehrsüchtigen Mannes einzugehen, der ihn mit eitlen Hoffnungen blendete, und ihn bewog, einen Weg einzuschlagen, der ihn von seinen Hülfsquellen noch viel weiter entfernte, und den Ausgang des ohnehin so schwierigen Unternehmens noch viel ungewisser und bedenklicher machte.

Dieser Mann war der siebzigjährige Hetmann (Fürst) der Kosaken, Mazeppa, ein Mann von Geist und Feuer und seltner Ueberredungsgabe. Er war bisher dem Zar zinsbar gewesen, wünschte sich aber jetzt in den unbeschränkten Besitz seines Gebiets, der Ukraine, zu sehen, und hoffte, dieß am besten durch Karls XII. Hülfe auszuführen. Im Vertrauen auf die Kriegslust und die Anhänglichkeit seiner Kosaken an ihn, hatte er sich schon früher an Stanislaus gewandt; jetzt bot er dem Könige Karl eine Hülfe von 30,000 Mann und Lebensmittel in Ueberfluß für seine Truppen an, wenn er, anstatt gerade nach Moskau zu gehen, den Umweg durch die Ukraine machen, und dort sich mit ihm vereinigen wolle. Dieser Vorschlag mißfiel allen Einsichtsvollen; aber je dringender besonders der Graf Piper den König davon abzubringen suchte, desto hartnäckiger bestand dieser darauf.

Der

*) Rühs Geschichte Schwedens, Th. V. S. 497.

Der General Löwenhaupt, der mit 15,000 Schweden in Livland stand, hatte Befehl erhalten, mit seinem Heere zu ihm zu stoßen, und ihm so viele Lebensmittel und Kleidungsstücke als möglich zuzuführen. Mit Verwunderung sah nun der Zar die Schweden nach der Ukraine ziehen. Ungeheure Waldungen und wüste Steppen, durch welche oft erst Wege gebahnt werden mußten, und in denen man weder bewohnte Oerter noch Lebensmittel fand, machten jetzt auch die Unverdrossensten ungeduldig, und keiner war vielleicht im ganzen Heere, außer Karl, der sich nicht herzlich wieder nach der Heimath zurücksehnte. Man kannte die Gegend nicht, die Wege wurden immer abscheulicher. Menschen und Vieh erlagen den ungeheuren Beschwerden, und eine Menge Kanonen mußte man in den Morästen stecken lassen. Die beständige Nässe und die zerrissene Kleidung der Soldaten erzeugten Durchfälle und andere Krankheiten, und weder Löwenhaupt noch Mazeppa ließen sich sehen. Endlich am 23. Oct., erschien der Erstere, aber von seinen 15,000 Mann hatte er kaum noch 6000, und von den tausend Wagen, die er dem Könige hatte zuführen wollen, nicht einen einzigen mehr. Ein weit überlegenes Russisches Heer hatte ihn, bald nach seinem Uebergang über den Dnieper, sechsmal in drei Tagen wüthend angegriffen, und ihn endlich, nachdem er sich, seines Namens würdig, mit bewundernswerther Tapferkeit durchgeschlagen hatte, gezwungen, sein ganzes Gepäck in Brand zu stecken, und sich, mit Zurücklassung von siebzehn Kanonen, zum Hauptheere hinzuziehen.

Mazeppa erschien in nicht viel besseren Umständen. Auch er brachte statt der versprochenen 30,000 Kosaken nur 5000, und weder Lebensmittel noch Geld mit. Die

schreckende Nachricht, daß der Zar mit einem furchtbaren Heere im Anzuge sey, hatte alle seine Versuche, das Volk aufzuwiegeln, fruchtlos gemacht. Aber eben weil alle Officiere Karls sich jetzt zornig über Mazeppa äußerten, gefiel es ihm, der immer seinen eignen Sinn behaupten wollte, sich ganz ruhig zu zeigen und dem Mazeppa nicht ein unfreundliches Wort zu sagen. Man stand jetzt bei Nowgorod Sewerskoi am Desnaflusse, und von hier brach man am 15. Nov. auf, um tiefer in die Ukraine hinein zu gehen. Unter unaufhörlichen Beunruhigungen der Russen, deren Heerhaufen den Schweden immer zur Seite streiften, und von denen der König selbst beinahe gefangen worden wäre, kam man am 22. Nov. in Baturin, Mazeppa's Wohnort an. Statt dessen fand man nichts mehr, als einen Aschenhaufen. Der Russische Fürst Menzikow war fünf Tage vorher hier gewesen, hatte die Stadt niedergebrannt, des Hetmanns Bildniß an den Galgen gehängt, und einen andern Hetmann ernannt. Jetzt trat die ungeheure Kälte ein, die den Winter $170\frac{8}{9}$ berühmt gemacht hat. Dennoch brach Karl, der fast nichts zu leben hatte und keine Zeit verlieren wollte, im strengsten Froste auf, und ging über Schnee und Eis nach Hadjaz und Wiprek. Die Reiter mußten absitzen, wenn sie nicht erfrieren wollten. Das Fußvolk zog stets in vollem Laufen fort. Dennoch erfroren einigen Tausenden Hände und Füße, und auf den Posten fand man täglich Erfrorne. Und unter solchen Umständen mußte man sich noch mit dem Feinde schlagen. Von dem Eise auf den Wällen von Wiprek prallten alle Kugeln ab, und erschlugen die diesseits stehenden Schweden. Die Eroberung dieses Orts kostete gegen funfzehnhundert Mann, jetzt ein bedeutender Verlust, da das ganze Heer kaum

noch 28,000 betrug, und man mitten in Feindes Land und von lauter Feinden umringt war. Doch wäre es noch Zeit gewesen zu entrinnen und nach Polen zurückzugehen; auch beschworen Piper und Mazeppa den König, es zu thun, aber Karls unbeugsamer Starrsinn ließ ihn auf diese Warnungsstimmen nicht hören; er wollte eher Alles wagen, als etwas thun, das einer Furcht oder einer Reue ähnlich sähe. Vorwärts also war sein stetes Streben, und erst müsse man, meinte er, die Russen aus der Ukraine treiben, und sich in der Hauptstadt Pultawa festsetzen, dann könne man noch immer thun, was man wolle.

Mit jeder Raste wurde der Zug beschwerlicher. Dem harten Froste folgte ein feuchtes Thauwetter, das die Wege fast unbetretbar machte und die kleinsten Bäche zu Strömen anschwellte. Dennoch wagte Karl sogar einmal des Abends den Weg über einen überschwemmten Damm. Da glitten viele Pferde und Menschen hinab, und viele Wagen versanken, ja andere, die man gar nicht durchzubringen hoffen konnte, mußten verbrannt werden. Das Schreien und Rufen der Verunglückten in der Dunkelheit war fürchterlich. Und für alle diese Beschwerden keine Erholung, denn nirgends fand man ein Haus; alles hatten die Russen vorher abgebrannt. Schwarzes, verschimmeltes Brot von Hafer und Gerste war noch die letzte übrige Nahrung. Ein Soldat gab dem Könige ein Stück davon; dieser aß es ganz, und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Es ist nicht gut, aber man kann es essen."

In der Nähe von Pultawa verschaffte Mazeppa von den befreundeten Kosaken bessere Nahrung. Aber die Stadt war fest, und hatte eine Russische Besatzung

von 8000 Mann. Am Ende des März 1709 ließ Karl sie berennen, aber vergeblich. Man fing hierauf eine Blokade an, allein es fehlte an Leuten, alle Zugänge zu decken, auch hatte man nur noch achtzehn Kanonen übrig. Schon rückten die Russen herbei, und warfen eine Verstärkung in die Festung; ja ein Schwedischer Heerhaufe, der die letztere hatte aufheben wollen, ward geschlagen. Jetzt ward endlich auch die lange unterdrückte Ungeduld der Schweden laut. Die Towarschen und Walachen, treffliche Hülfstruppen aus Polen, liefen davon, und gingen zum Feinde über. Täglich griffen die Russen an, und in einem dieser Scharmützel (27. Jun. 1709) ward Karl XII. selbst durch den Knöchel des linken Fußes so gefährlich geschossen, daß wenigstens eine sehr lange Zeit erforderlich schien, ehe er wieder einen Stiefel würde anziehen können. Peter, der sich jetzt persönlich bei seinem Heere eingefunden hatte, wollte die Bestürzung der Feinde und des Königs Ohnmacht nutzen, und rückte mit 65,000 Mann Russen an. Die Schlacht war unvermeidlich, und sie fiel entscheidend aus. Rhenskjöld führte die Schweden an, und Karl ließ sich von zwei Pferden in einer Sänfte umhertragen. Innerhalb zweier Stunden wurde der nie besiegte Held, das Schrecken dreier mächtigen Beherrscher, zum ärmsten Flüchtlinge gemacht, und ein Heer, gleich bewundernswerth wegen seines Thuns und Duldens, gänzlich vernichtet. Aber was hätte auch alle Tapferkeit gegen solche Uebermacht vermocht! Es fielen mehr als neuntausend Schweden und Kosaken. Das Vorderpferd vor Karls Sänfte ward erschossen; da ließ er sich von Trabanten tragen, aber bald darauf zerschmetterte ein Schuß auch die Stange des Tragsessels. Auch dem Zar flog eine Kugel durch den Hut, und eine

andere durch den Rock. Endlich war die Verwirrung allgemein. Rhenskjöld selbst, sammt dem redlichen Piper und einem Prinzen von Würtemberg, wurden gefangen, das ganze Gepäck, und darunter die reiche Kriegscasse — sieben Millionen Sächsische Thaler — umzingelt. Nichts war mehr zu retten. Den König half man auf ein Pferd; aber auch dieß Pferd ward unter ihm erschossen. Man holte ein anderes, und brachte ihn darauf glücklich bis zu einer Kalesche, in der er nun eiligst gegen den Dnieper hin floh. General Löwenhaupt sammelte den Rest der flüchtigen Schweden, gegen 16,000 Mann, ward aber von Menzikow mit eben so vielen frischen Reitern ereilt; und da er, auch wenn er gesiegt hätte, doch aus Mangel an Nahrung verloren gewesen wäre, so ergab er sich dem Feinde mit der Bedingung, daß das ganze Heer während der Gefangenschaft anständig behandelt und nach dem Friedensschlusse frei ausgeliefert werden solle. Leider dachte Peter nicht redlich genug, um dieß Versprechen zu halten. Keiner von diesen tapferen Kriegern sah sein Vaterland wieder; durch das ganze Russische Reich wurden sie zerstreut, und viele starben in den Sibirischen Bergwerken, oder als Bettler auf den Landstraßen.

---

8. Karl XII. in der Türkei.

(1709 — 1714.)

Vom Dnieper eilte der flüchtige König an die Ufer des Bug, fünf schreckliche Tagereisen, denn es ging durch unbewohnte Wüsteneien in einer brennenden Sonnenhitze, ohne einen kühlenden Labetrunk, ja ohne einen Bissen

Brots, denn alle Lebensmittel waren ausgegangen. Die Begleiter des Königs schossen zwar eine Menge Rebhühner und wilder Schaafe, und bereiteten sie zu, so gut sie konnten, aber was war das unter so Viele? Man mußte Wurzeln und wilde Kirschen zu Hülfe nehmen. Am 15. Julius kam man endlich am Bug, der damaligen Gränze des Russischen und Türkischen Reiches, an. Die Türken stutzten beim Anblick einer so starken Anzahl bewaffneter Reiter, denn es waren doch nahe an tausend Mann, und der Pascha von Oczakow wollte erst in Constantinopel anfragen, ob man sie einlassen dürfe. Zum Glück war der Pascha von Bender ein klügerer Mann, dem auch der Ruf von Karls XII. Thaten nicht verborgen geblieben war; und so erhielt dieser denn die Erlaubniß zum Uebersetzen eben zur höchsten Zeit, denn schon waren die nachsetzenden Kalmucken so nahe, daß sie noch fünfhundert Schweden gefangen nahmen, die sich aus Mangel an Fahrzeugen nicht schnell genug einschiffen konnten. Bald darauf erschien ein Aga an der Spitze eines Türkischen Reuterschwarms, der dem Könige ein prächtiges Zelt, Lebensmittel, Wagen, und andere Bequemlichkeiten überbrachte, und sich anschickte, ihn auf das ehrenvollste nach Bender zu begleiten, wo ihn der Pascha mit der ausgezeichnetsten Ehrerbietung empfing (1. Oct.).

Es wäre Karln ein leichtes gewesen, durch Ungern und Deutschland in seine Staaten zurückzukehren; aber der Gedanke, sich nach großen Thaten seinen Unterthanen als ein Feldherr ohne Heer wiederzuzeigen, und in einer schimpflichen Vermummung durch halb Europa zu reisen, das ihn bisher nur an der Spitze eines weltbeherrschenden Heeres gesehen hatte, war ihm unerträglich. Ein einziger Weg schien ihm nur übrig zu seyn, mit Ehren

zurückzukehren, nämlich durch eben dieses Rußland, in dem er jetzt geschlagen worden war, und zwar an der Spitze eines Türkischen Heeres, das von ihm siegen gelernt hätte.

Mit seiner gewöhnlichen Beharrlichkeit diesen romanhaften Plan verfolgend, schrieb er von Bender aus an den Sultan Achmet III., erzählte ihm kurz sein Unglück, zeigte ihm die Gefahr des Türkischen Reichs, wenn Rußland nicht mit vereinter Macht herabgedrückt würde, und forderte ihn auf, ein Trutzbündniß mit ihm zu schließen, und Petern sogleich den Krieg zu erklären. Voller Ungeduld wartete er der Antwort, auf die ihn Achmet indeß ein halbes Jahr lang harren ließ. Doch sah er wol, daß dieß nicht aus Verachtung geschehe, denn der Sultan ließ ihm kostbare Geschenke reichen, und ihm täglich fünfhundert Thaler und einen Ueberfluß an Lebensmitteln anweisen, damit er, wie es nachher in dem Schreiben hieß, als König leben könne. Ueber den vorgeschlagenen Krieg enthielt indessen dieses Schreiben so wenig Bestimmtes, daß jeder Andere, als der unbeugsame Karl, alle Hoffnung, hier jemals etwas zu erlangen, gewiß sogleich aufgegeben hätte. Er aber schickte den Polnischen Grafen Poniatowsky, den Vater des nachmaligen Königs von Polen, nach Constantinopel, um dort heimlich für ihn zu wirken; und dieser äußerst einnehmende, gewandte und kühne Mann eröffnete im Serail eine Reihe der feinsten Ränke. Durch List und Bestechungen drang er sogar bis zu der Sultanin Mutter vor, und wußte sie für sich einzunehmen. Juden und Verschnittene, Weiber und Priester mußten für ihn arbeiten. Durch geheime Wege wußte er es dahin zu bringen, daß zwei Großwesire, die nicht für Karl stimmten, nach einander abgesetzt und verwiesen wurden.

Dennoch verzehrte sich der König vor Ungeduld, obgleich er seinen Gefährten beständig das heiterste Gesicht zeigte. Der Pascha von Bender hatte ihm in dieser Stadt ein artiges Haus einrichten lassen, aber Karl wollte schlechterdings als König etwas Außerordentliches haben, und schlug deshalb vor der Stadt ein Lager auf, dessen Zelte sich durch den Fleiß seiner Leute allmählig in Baraken verwandelten. Da sich nun so viel Schweden und Polen zu ihm fanden, daß die Anzahl Aller sich auf achtzehnhundert Mann belief, so ward sein Lager fast zur Stadt und seine Begleitung zu einem kleinen Heere, das er auch wirklich alle Tage mit kriegerischer Strenge musterte. Die täglichen Betstunden wurden auch hier regelmäßig gehalten, zur großen Erbauung der staunenden Türken; außerdem spielte Karl Schach oder las, und ritt täglich drei Pferde müde. Um alles Mitleid — die peinigendste Empfindung, die einem Manne geäußert werden kann — zu verhindern, suchte er jetzt in einer beispiellosen Verachtung des Geldes den König zu zeigen. Er verschenkte große Summen, die er mühsam hatte aufborgen müssen, als ob es Kleinigkeiten wären, an die Janitscharen und an seine Leute, und ließ seine Freunde mit einer ausgezeichneten Pracht leben, wenn gleich er selbst seine einfache Lebensweise fortsetzte. Er war es nun einmal gewohnt, und wollte in keiner Lage des Vergnügens entbehren, durch das Außerordentliche seiner Natur die Welt in Verwunderung zu setzen.

In ganz Europa hatte unterdeß Karls unglückliches Schicksal Theilnahme und Rührung, bei seinen Feinden hingegen herzliche Freude erweckt. Peter wandte sich sogleich mit seinen Russen nach Polen, trieb mit leichter Mühe Stanislaus nach Schweden, und hielt am

7. October zu Thorn eine Zusammenkunft mit August II., der sogleich das getrennte Bündniß mit ihm erneuerte, und in einem Manifeste den Frieden zu Altranstädt für erzwungen und verletzt, mithin für null und nichtig erklärte, auch bald darauf mit gewaffneter Hand sein Königreich wieder in Besitz nahm, bei welcher Gelegenheit denn die Anhänger des Stanislaus übel bezahlt wurden. Am 28. October erschien auch eine Dänische Kriegserklärung, und vierzehn Tage darauf landete ein Dänisches Heer an der Küste von Schonen. Aber noch war so viel von Karls Geist in seinen Schweden vorhanden, daß eine Landmiliz von zwölftausend Mann fast freiwillig aufstand, und in Holzschuhen, Schafpelzen und wollenen Jakken, wie es ein Jeder hatte, die Waffen ergriff. Man gesellte diesen muthigen Bauerburschen achttausend Mann regelmäßiger Truppen zu, gab ihnen erfahrene Officiere, und zum Hauptanführer den General Stenbock. Dieser führte sie mitten im Winter auf das Dänische Lager bei Helsingborg zu, griff die Feinde am 28. Februar 1710 an, und schlug sie mit einem großen Verluste zum Lande hinaus.

Aus Livland und Esthland erhielt Karl dagegen so erfreuliche Nachrichten nicht. Diese Provinzen wurden so von den Russen überschwemmt, daß die kleinen Schwedischen Besatzungen sich unmöglich lange halten konnten. Am 7. Februar 1710 ergab sich Elbing, im März Wiborg, dann Riga, nach neunmonatlichem Widerstande; am 13. Julius die Festung Dünamünde, am 19. August der Hafen Pernau, und im September die Insel Oesel und die festen Städte Kexholm und Reval; so daß Peter am Ende des Jahres Herr von Livland, Esthland, Karelien und einem Theile von Finnland war, zusammen mehr als tausend Quadratmeilen eroberten Landes.

Karls Ungeduld wuchs mit jedem Tage. Endlich, im November 1710, kam eine tröstliche Botschaft aus Constantinopel an. Poniatowsky hatte es, nach dem Sturze zweier Großwesire, dahin gebracht, daß der dritte sich für den Krieg mit Rußland bestimmt, und am 21. November die Kriegserklärung bekannt gemacht hatte. Die Anstalten wurden rasch betrieben. Im Anfange des Frühlings 1711 setzte sich das Heer in Bewegung; der Großwesir selbst, Baltadschi Mehemet, war ihr Anführer. Ihm entgegen rückte ein ansehnliches Russisches Heer unter den Befehlen des Generals Scheremetew, doch von Petern selbst und seiner Gemahlin Katharina *) begleitet. Alles ließ sich für die Türken günstig an. Die Russen hatten sich auf den Beistand der Hospodaren der Moldau und Wallachei verlassen, die heimlich versprochen hatten, von der Türkischen Herrschaft abzufallen, wenn die Russen auf ihrem Gebiete erscheinen würden. Aber als diese wirklich in Jassy eintrafen (30. Jun. 1711), war die Furcht vor den Türken so groß, daß an keinen Abfall zu denken war. Nicht einmal Lebensmittel konnten die Russen bekommen, und als sie sich hierauf den Pruth hinab zogen, wurden sie bei dem Dorfe Falczin von den unendlich zahlreicheren Türken so eingeschlossen, daß man das ganze Heer hätte aushungern können. Die besten Generale Peters konnten sich das Mißliche dieser Lage

*) Diese merkwürdige Frau war die Tochter eines Livländischen Bauern, und Peter hatte sie 1702 bei der Eroberung von Marienburg kennen gelernt, wo sie mit unter den Gefangenen gewesen war. Ihr zu Gefallen verstieß er seine erste Gemahlin, heirathete jene heimlich 1707, und machte jetzt (1711) die Vermählung öffentlich bekannt. Sie hatte eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, seinen Launen auszuweichen, seine Ausschweifungen zu ertragen, und sich bis ans Ende im Besitz seiner Liebe und Achtung zu erhalten.

nicht verbergen. Peter selber sagte: „Jetzt bin ich weit schlimmer daran, als mein Bruder Karl bei Pultawa.“ Seine Verzweiflung ward so groß, daß er sich in sein Zelt verschloß und Jedermann den Zutritt verbot.

Ein Weiberkopf ersann das Mittel zu seiner Rettung. Seine getreue Katharina gab ihren ganzen Juwelenschmuck her, und bewog viele vornehme Officiere, auch von dem ihrigen hinzuzulegen, um einen Talisman für den Großwesir und seinen Generaladjutanten daraus zu bereiten, der einem mitgeschickten Friedensbriefe Eingang in die Gemüther dieser Beiden verschaffen sollte. Das Schreiben ward aufgesetzt, und durch einen klugen Officier ins Türkische Lager geschickt. Die Edelsteine wirkten schnell mit ihrer blendenden Kraft; der Großwesir bewilligte vorläufig einen Waffenstillstand von sechs Stunden, während dessen er die vorgeschlagenen Friedensbedingungen anhören wolle. Hierauf wurden der Vicekanzler Schapirow und der General Scheremetew mit Vollmachten in das Türkische Lager geschickt. Poniatowsky, der den Großwesir begleitete, hetzte ihn auf, das Schimpflichste zu verlangen, und so forderte er denn auch unter andern die Uebergabe des ganzen Russischen Heeres auf Gnade und Ungnade. Als dieß aber abgeschlagen ward, war der Wesir mit viel geringeren Opfern zufrieden, was auch Poniatowsky sagen mochte. So kam zum großen Verdrusse des Letztern in wenigen Tagen ein Friede zu Stande (23 Jul.), der dem außerordentlichen Vortheile, den die Türken in Händen hatten, durchaus nicht entsprach. Der Zar gab Asow wieder heraus, riß seine Festungen an der Türkischen Gränze nieder, und bat den Sultan wegen seiner unregelmäßigen Aufführung um Verzeihung. Dafür ließen ihn die

Türken nicht nur frei und ungehindert nach Rußland zurückkehren, sondern sie führten ihm sogar selber reichlich Lebensmittel zu, an denen er schon Mangel gelitten hatte.

Karl XII., durch Poniatowsky von der Noth des Zars benachrichtigt, hatte sich schnell zu Pferde gesetzt, um des Triumphs zu genießen, seinen Feind, wie er hoffte, als einen Gefangenen zu erblicken, und nun mußte er die Russen ungekränkt fortziehen sehen. Er hätte ihnen ganz allein nachsetzen mögen, und wollte auch den Großwesir dazu bewegen, aber vergebens. In der Wuth riß er diesem mit seinem Sporn ein Loch in den Kaftan, welches derselbe aber nicht zu bemerken schien. Poniatowsky verschrie diesen Frieden und Baltadschi's Treulosigkeit in Constantinopel so arg, daß letzterer abgesetzt und verwiesen wurde. Aber damit war doch nichts gut gemacht.

Als Karl, still und übel gelaunt, nach Bender zurückkam, fand er sein Lager durch eine starke Austretung des Dniester ganz unter Wasser gesetzt. Darüber mußte er sich, so ungern er es auch that, entschließen, einige Stunden weiter hinauf, nach Warnitza, zu rücken. Hier ließ er sich und seinen Lieblingen festere Häuser bauen; aber bald darauf erhielt er vom Großwesir die Weisung, das Land gänzlich zu verlassen. Dazu wollte er sich nicht anders verstehen, als wenn ihm hundert tausend Mann Türken zur Bedeckung nach Polen mitgegeben würden. Man wollte ihn hierauf durch die Noth zwingen, und entzog ihm den reichen Unterhalt, den man ihm bis dahin so großmüthig gereicht hatte. Karl lebte darum nicht ärmlicher, ob er gleich das Geld oft zu funfzig Procent von den Juden aufnehmen mußte. Noch suchte Poniatowsky einigemal den Großherrn zum Kriege gegen Ruß-

land zu bewegen, aber umsonst. Die Russischen Gesandten in Constantinopel sparten das Geld nicht; und endlich mußte Karl gar noch den Schmerz erleben, daß unter Englischer und Holländischer Vermittelung ein Freundschaftsvertrag zwischen Rußland und der Pforte geschlossen ward, dessen vornehmste Bedingung die war, daß Karl mit Gewalt aus dem Türkischen Reiche entfernt werden sollte. Nur die Religiösität Achmets III., die sich ein so ungastfreundliches Benehmen gegen einen hülfesuchenden König nicht zu erlauben wagte, hatte Karl bis dahin so edel geschützt; auch hatte man nicht geglaubt, daß er eine ganz freie Güte so lange mißbrauchen würde. Aber der Friede mit Peter hatte ihn so erbittert, daß er die Größe der Wohlthat ganz vergaß, und sich recht darüber freuen konnte, nun auch den Türken zum Trotze gerade das nicht zu thun, was sie haben wollten. Dabei blieb er hartnäckig; allein er vergaß, daß Trotz in der Ohnmacht nicht mehr groß, sondern verächtlich macht.

Und mehr als jemals wäre seine Gegenwart in Schweden gerade in diesem Jahre (1712) nöthig und nützlich gewesen. Dänemark, Rußland und Sachsen nahmen alle Schwedischen Besitzungen in Deutschland weg, bis auf das feste Stralsund, und obgleich der Graf Stenbock die Dänen am 20. Dec. bei Gadebusch schlug, und am 9. Jan. 1713 aus Rachsucht die Stadt Altona in Asche legte *), so mußte er sich doch zuletzt in der Festung Tönningen, in welcher die Verbündeten ihn aushungerten, mit seiner ganzen Mannschaft ergeben.

Daß Karl noch immer nicht ging, kam wol daher,

*) Wieder aus Rache dafür ließ Peter die damals Schwedischen Städte Garz und Wolgast verbrennen.

daß er immer auf günstige Veränderungen im Türkischen Ministerium hoffte, und, da man sich dort so äußerst schwankend betrug, auch wirklich der Erfüllung seiner Hoffnungen mehrmals sehr nahe war. Fünf Wesire hatte Poniatowsky durch seine Ränke schon gestürzt; der Großherr hatte nicht die mindeste Kenntniß von der Lage der Sachen im übrigen Europa; es kam also immer darauf an, wie man ihm die Dinge vorstellte. Gelang es nun, ihm, etwa wenn er in die Moschee ging, ein Schreiben zuzustecken, so war er so lange günstig für Karl gesinnt, bis ein Großwesir oder ein Günstling ihn wieder umstimmte. Karl, über diese schlechte Verfassung des Türkischen Hofes aufs höchste entrüstet, rächte sich an diesen „Hunden," wie er sie nannte, durch eine wirklich hündische Behandlung. Um mit Ehren abreisen zu können, sagte er den Paschen, brauche er eine halbe Million Thaler zur Bezahlung seiner Schulden. Der redliche Pascha von Bender, Ismail, wirkte ihm hierauf in der That vom Sultan ein Geschenk von 1200 Beuteln, d. i. 600,000 Thalern aus, doch mit der Bedingung, daß ihm das Geld nicht eher gegeben werden solle, als bis er wirklich abgereiset sey. Außerdem sollten ihn der Pascha und der Tartar-Chan mit einer starken Begleitung durch Polen sicher geleiten. Mehr konnte der Sultan gewiß nicht thun, er, dem der vierthalbjährige Aufenthalt des Königs schon Millionen gekostet hatte! Aber so sehr hatte das widrige Geschick Karls Herz verhärtet, daß sein Eigensinn jetzt in tückische Bosheit überging. Baron Grothusen, sein Schatzmeister, mußte dem ehrlichen Pascha das Geld ablocken, unter dem Vorwande, daß man doch die Schulden nicht bezahlen könne, wenn man schon im Abzuge begriffen sey; und als der besorgte Mann nach einigen

Tagen in den ehrfurchtvollsten Ausdrücken wieder anfragte, wann Se. Majestät denn nun endlich abzureisen gedächten, erhielt er die unerwartete Antwort, das könne so bald noch nicht geschehen, denn dazu brauche er noch tausend Beutel. Sprachlos, und wie vom Donner gerührt, stand der Pascha da; endlich sagte er schluchzend: „Es wird mir den Kopf kosten, daß ich Deiner Majestät diesen Dienst geleistet habe. Ich habe die Beutel gegen den ausdrücklichen Befehl meines Herrn ausgeliefert." Der König wollte ihn beruhigen, und versprach, ihn beim Sultan zu entschuldigen; aber der Türke erwiederte: „Wisse, daß mein Herr begangene Fehler nicht entschuldigt, sondern bestraft."

Recht in der Absicht, eine abschlägige Antwort, und mithin Anlaß zum Zögern zu erhalten — so unerträglich war ihm der Gedanke, ohne Heer zurückzukehren — kam er um die zweiten tausend Beutel bei dem Türkischen Hofe schriftlich ein. Aber jetzt war des Sultans Geduld erschöpft; er berief einen Diwan, und fragte, ob er nun wol mit gutem Gewissen den Fremdling aus seinen Staaten jagen dürfe. Die einstimmige Antwort lautete, dieß sey nur Gerechtigkeit. Es ward hierauf ein schriftlicher Befehl an den Pascha von Bender und den Tartar-Chan ausgefertigt, den König mit Gewalt zu vertreiben. Zitternd kündigte der Erstere dem Könige seinen Auftrag an, und fragte ihn, ob er als Freund oder Feind abreisen wolle. „Gehorche deinem Herrn, wenn du Herz hast, rief der König mit funkelndem Blick, aber geh mir aus den Augen." Der Pascha sprengte fort, und sagte dem ihm begegnenden Holsteinischen Gesandten Fabrice: „der König will der Vernunft nicht Gehör geben, du wirst seltsame Dinge sehen." Denselben Tag noch hör-

ten die Lieferungen auf; die Polen und Kosaken, die bisher noch um den König gewesen waren, zogen sich auf die Vorstellungen der Türken nach Bender zurück, so daß Karl mit seinen Officieren und etwa vierzehn hundert Schweden allein blieb. Es mangelte bald an Allem. Karl ließ die zwanzig schönen Arabischen Pferde, die ihm der Großherr geschenkt hatte, aus Mangel an Futter todtschießen, und sagte trotzig: „er bedürfe ihrer Pferde so wenig als ihrer Lebensmittel.”

Jetzt (Jan. 1713) zogen sich allmählig rings um ihn her zahllose Schaaren von Türken und Tataren zusammen. Karl war tollkühn genug, sich auf Gegenwehr gefaßt zu machen, und befahl seinen Schweden, das Lager wohl zu verschanzen. Da keines Freundes Zureden etwas über ihn vermochte, und er fast einem Wahnsinnigen glich, so versuchten Fabrice und Jefferies, der Englische Gesandte, aus wahrer Liebe zu ihm, die Türken lieber zur Güte zu bewegen. Die Janitscharen wurden durch Bestechung vermocht, einen Vorrath von Proviant hindurchzulassen, und der Pascha und der Chan wurden beredet, erst noch einmal ausdrücklich in Constantinopel anzufragen, ob man im Nothfall auch die Person des Königs verletzen dürfe. Darüber vergingen noch einige Wochen, aber Karl kam nicht zur Besinnung, und der rückkehrende Befehl aus dem Diwan lautete: auf Leben und Tod. Dieß hinterbrachte ihm Fabrice. „Der Befehl ist untergeschoben!” sagte Karl. Der redliche Mann verneinte dieß, und ging mit den Worten: „Wenn denn Ew. Majestät nicht hören wollen, was Vernunft, Religion und Ehre Ihnen vorschreiben, so habe ich nichts zu thun, als mich wegzubegeben.” Die Geistlichen, die Generale fielen ihm hierauf

auf flehend zu Füßen, umsonst; er wies ihnen kalt die Posten an, die sie vertheidigen sollten.

So rückte denn ein ganzes Heer mit zehn Kanonen und zwei Mörsern gegen Karls Häuflein an. Nochmals bot der edle Pascha von Bender die Güte an, doch vergebens. Die Kanonen wurden abgefeuert, ein Trompeter stürzte vom Dache herab. Grothusen eilte hinaus, redete mit den Janitscharen, die von Karl so viele Geschenke erhalten hatten, und brachte es durch seine Beredsamkeit dahin, daß sie ihm versprachen, nach Bender zurückzugehen, und sich nicht zum Morde ihres Wohlthäters und eines so erhabenen Hauptes brauchen zu lassen. Der Pascha, verlegen darüber, weil er sah, daß der Chan nun mit seinen Tartaren allein den König gefangen nehmen würde — eine Ehre, die er ihm nicht gönnte — strafte einige Janitscharen für diesen Ungehorsam, und beredete die anderen, noch einmal zum Könige hinzugehen, und ihm ihr sicheres Geleit bis Adrianopel anzubieten, wo er seine Sache mit dem Sultan persönlich abmachen könne. Dieser Einfall des Pascha traf glücklich zum Ziele. Karl wollte in seiner Erbitterung die redlichen Kriegsmänner gar nicht sehen, sondern drohte, ihnen die Bärte abschneiden zu lassen, wenn sie nicht gleich gingen. Mehr bedurfte es nicht, um sie zum Zorn zu entflammen. „Der Eisenkopf ist närrisch geworden," sagten sie im Weggehen zu Fabrice. Und gleich nach ihrer Zurückkunft gab der Pascha den Befehl zum Sturme des Schwedischen Lagers (13 Febr. 1713).

Die Kanonen donnerten, und in wenig Augenblicken waren die Verschanzungen erstiegen. Die Schweden ergaben sich der Uebermacht; nur Karl wollte sein Haus

bis auf den letzten Augenblick vertheidigen. Die Janitscharen wollten ihn gern schonen, daher kam er noch glücklich hinein, obgleich das Gedränge um ihn so groß war, daß er kaum um sich hauen konnte. Auch die Zimmer fand er schon mit Türken gefüllt. Etwa funfzig Hausgenossen standen ihm noch tapfer zur Seite. Mit diesen griff er jene wüthend an, hieb und stach selbst mehrere nieder, und reinigte wirklich in Kurzem das ganze Haus. Dann verrammelte er die Thüren wieder, und ließ aus den Fenstern feuern. Die Türken, die schon eine Menge Leute verloren hatten, beschossen darauf nicht nur das Haus, sondern schleuderten auch brennende Lunten auf das Strohdach desselben, die es bald in helle Flammen setzten. Dennoch wurde fortgefeuert, obgleich schon eine brennende Latte nach der andern auf die Vertheidiger herabfiel, und die Balken zusammenzustürzen drohten. Ein Trabant hatte den Einfall, man könne sich vielleicht bis zu einem andern, festern Hause durchschlagen, welches funfzig Schritte von diesem brennenden lag. Das gefiel Karln; er schloß ein dicht gedrängtes Bataillon aus seinem Häuflein, ließ die Thüre öffnen, und drang mit einer guten Salve aus Pistolen auf die Türken, hinaus. Aber jetzt war er verloren. Er stolperte, oder verwickelte sich mit seinen Sporen, stürzte nieder, und ward nun sogleich von den Janitscharen, nicht ohne Mühe und Wunden, entwaffnet. Man brachte ihn in das Zelt des Pascha von Bender, der ihn höchst ehrerbietig empfing, und ihn zum Sitzen einlud, „weil er wohl müde seyn würde.“ Er aber blieb stehen und bedauerte nur, daß der Kampf so kurz gewesen sey. Die Janitscharen betrachteten ihn wie einen Gott, denn eine solche Tapferkeit hatten sie nie gesehen.

Der Pascha ließ ihn zuerst nach Bender, und von da nach einem Dorfe bei Adrianopel führen. Als er eben auf dieser Reise begriffen war, ward sein Freund, der König Stanislaus, der unter dem Namen eines Schwedischen Majors die Reise zu ihm gewagt hatte, in Jassy festgenommen und gleichfalls gefangen nach Bender gebracht, wo er etwa ein Jahr blieb, und sich dann in das Herzogthum Zweibrücken begab. Karl baute sich indessen immer neue Luftschlösser auf, und die ungemessene Bewunderung, mit der ihn selbst dieß rohe Volk überall, wo er durchkam, empfing, war doch einiges Labsal für seinen gekränkten Stolz. Auch fuhr Poniatowsky noch immer fort, für ihn zu wirken. Ein Franzose drängte sich mit einem Bittschreiben an den Sultan selbst, als dieser in die Moschee ging, und in den am dortigen Hofe sich ewig durchkreuzenden Ränken wurden der Großwesir, der Mufti, der Pascha von Bender und der Chan abgesetzt, und die beiden letzteren auf Inseln verwiesen. Im October brachte man Karl nach Demotika, und wies ihm Naturallieferungen, wie ehemals, nur kein Geld an. Der neue Großwesir wollte selbst gern Krieg mit Rußland, erzürnte aber den König dadurch, daß er sich unterstand, ihn zu sich rufen zu lassen. Bald darauf ward er ohnehin schon wieder abgesetzt und erdrosselt, und Alles blieb beim Alten.

Nach der Plünderung bei Warnitza war dem Könige so wenig von seinem bessern Hausrath übrig geblieben, daß er sich schämte, Jemand zu sich kommen zu lassen. Der Kanzler Müller, der Baron Grothusen und der Oberst Düring durften allein mit ihm essen. Sie hatten wenig, bedienten sich selbst, und der Kanzler Müller besorgte die Küche. Damit man keine Besuche an=

nehmen dürfe, stellte sich der König krank, und kam in zehn Monaten nicht aus dem Zimmer. So verzehrte sich diese Riesenkraft aus Mangel an einem würdigen Gegenstande, in fast kindischem Eigensinn.

Man hatte ihn jetzt in Europa beinahe vergessen, und hielt ihn für todt; auch war er es ja wirklich für sein Volk und die Welt. Der Schwedische Reichsrath dachte allmählig darauf, den Thron zu besetzen, und machte seiner Schwester Ulrike Eleonore den Antrag, ihn anzunehmen. Sie schickte deshalb billig erst nach der Türkei, um Karl zu befragen, und dieß weckte ihn endlich aus seiner langen Erstarrung. Er schrieb den Reichsräthen, die er wie vorschnelle Bedienten betrachtete: wenn sie regieren wollten, so werde er ihnen einen von seinen Stiefeln schicken, von dem könnten sie ihre Befehle holen. Zugleich that er dem Großwesir seinen eigenen Wunsch, nun endlich abzureisen, kund. Vergebens hoffte er, noch ein Geschenk zu bekommen. Dennoch wollte er, seines armseligen Zustandes ungeachtet, noch einmal als König erscheinen, und es mußte unter den empörendsten Bedingungen so viel Geld zusammengebracht werden, daß Grothusen noch einmal mit dem Glanze eines außerordentlichen Schwedischen Gesandten, von achtzig prächtig ausgestatteten Personen begleitet, seinen Einzug in Constantinopel halten, und eine Abschiedsaudienz erlangen konnte. Am 1. Octbr. 1714 brach endlich der König, nach einem fünfjährigen ganz unnützen Aufenthalt in der Türkei, von Demotika auf, von einem zahlreichen Türkischen Gefolge ehrenvoll begleitet. Unterwegs langten Boten vom Großherrn an ihn an, welche ihm ein prächtiges, mit Gold gesticktes Zelt, Säbel und Dolch mit diamantenen Griffen, acht schöne Arabische Pferde mit

silbernem Geschirr und Steigbügeln, und sechzig Wagen, mit allerlei Mundvorrath gefüllt, zum Geschenk überreichten. Fünf Tage lang ertrug Karl die majestätische Langsamkeit des Türkenzuges, aber am sechsten befahl er, schon früh um zwei Uhr die Pferde zu satteln, und so hielt er's, zum großen Verdrusse seiner trägen Begleiter, alle Tage, bis man an die Türkische Gränze kam. Im Wallachischen ließ er auch sein Schwedisches Gefolge im Stiche, und ritt bloß mit den Obersten Düring und Rosen unter fremdem Namen weiter. Tag und Nacht dauerten die angestrengten Ritte durch ganz unbekannte Gegenden fort. Zuweilen mußte ein Wegweiser mit der Fackel voranlaufen. Jeder hatte noch ein Handpferd neben sich. Rosen ermattete in den ersten Tagen, und mußte zurückbleiben. Dann ward auch Düring ohnmächtig, aber Karl wollte lieber allein fort, als auf ihn warten. Düring bestach indeß den Postmeister, daß er dem König ein schlechtes Pferd gab, ihn selbst aber in einem mit zwei muthigen Hengsten bespannten Wagen drei Stunden später nachschickte. Wie gewünscht holte er ihn ein, und sie machten nun die ganze übrige Reise zusammen, des Tages zu Pferde, des Nachts im Wagen, und nirgends wurde längere Zeit angehalten, als zur Umsattelung oder Anspannung der Pferde gehörte. Die Reise ging über Stuhlweissenburg, Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow, Lotz und Triebsees nach Stralsund. In vierzehn Tagen legten sie zweihundert und achtzig Deutsche Meilen zurück. Am 22. Nov. in der Nacht um ein Uhr langten sie vor dem Thore Stralsunds an. Der wachthabende Officier machte Schwierigkeiten, sie einzulassen; da aber der angebliche Courier

gleich vom Aufhängen sprach, so ließ man ihn ein. Trotz dem ungeheuren Barte und der schwarzen Perücke, die nebst dem braunen Rocke seine Reisevermummung ausgemacht hatte, erkannte man ihn sogleich, und eine allgemeine Freude erfüllte am frühen Morgen die Stadt. Man mußte ihm die Stiefeln von den Beinen schneiden. Seit sechzehn Tagen legte er sich jetzt zum ersten Male wieder in ein Bett. Unbeschreiblich war das frohe Gedränge in den Straßen, als er sich am zweiten Tage zu Pferde sehen ließ; überall begrüßte man ihn jubelnd mit hellem Vivatruf, und Allen dankte er freundlich; ja um den guten Bürgern ihre unverstellte Liebe zu vergelten, erließ er der Stadt auf zehn Jahre die Abgaben und adelte die vornehmsten Rathsherren. Und seiner frommen Sitte getreu, fehlte er auch am nächsten Sonntage nicht in der Kirche beim Vor- und Nachmittags-Gottesdienste.

---

9. Peters des Großen Vergnügungen.

Peter hatte in diesem Jahre die Eroberung Finnlands beendigt, und selbst die Freude gehabt, den Schwedischen Admiral Ehrenschild zur See zu schlagen (27. Jul.) Sein Wille war sogar gewesen, Stockholm selbst anzugreifen, doch hatte er diese Unternehmung bald wieder aufgeben müssen. Er kehrte nun zu seinen neuen Colonien in Ingermannland zurück, die bei den willkührlichen Maaßregeln, die er sich erlaubte, allerdings in Kurzem sehr bevölkert worden waren. Viele tausend reiche Familien hatten nämlich bei Todesstrafe ihre fruchtbaren väterlichen Wohnsitze im Innern von Rußland verlassen, und sich in dem öden und sumpfigen Ingermannland anbauen

müssen. Mehr als vierzig tausend Finnische Bauern und Schwedische Kriegsgefangene arbeiteten unaufhörlich an den Festungen und Häfen, und seit dem April 1712 hatte sich der hohe Senat von Moskau nach Petersburg begeben müssen, wodurch die letztere Stadt nun förmlich zur Residenz erhoben worden war.

In den Wintermonaten sann sich dieser rastlos erfindende Kopf gewöhnlich irgend eine öffentliche Hauptlustbarkeit, nach Art der an anderen Höfen üblichen Carnevale, aus. Immer war es dabei auf lärmende Fröhlichkeit und ein recht ausgelassenes Lachen abgesehen, und diesen Zweck verfolgte er am liebsten durch Hervorbringung der schärfsten Contraste. Um ein Beispiel von diesen rohen Vergnügungen zu geben, wollen wir kürzlich diejenige Lustbarkeit schildern, die er für diesen Winter ausgesonnen hatte.

Er hatte in seiner Jugend einen Lehrer Namens Sotow gehabt, den er wegen seiner übelgebauten Figur noch in seinem siebzigsten Jahre zum Hofnarren, im Scherz zum Patriarchen und zuletzt gar zum Papste machte. Jetzt war dieser vier und achtzig Jahr alt, und nun verheirathete er ihn mit einer sehr raschen Wittwe von vier und dreißig Jahren. Vierhundert Personen wurden auf die Hochzeit geladen, und jeder mußte possierlich maskirt erscheinen. Die Hochzeitbitter waren Stammler, die Brautdiener Blinde und Lahme, die Läufer dicke Podagristen. Als die Gesellschaft beisammen war, ging der Zug nach der Kirche. Voran fuhr Einer wie der König David gekleidet, aber statt der Harfe einen mit Bärenfellen umwickelten Leierkasten drehend. Dazu brummten vier an seinen Schlitten gebundene Bären, die fortwährend geneckt wurden, und die ganze Gesellschaft verstärkte die

widerliche Musik durch unharmonische Stimmen oder Instrumente. Der Zar selbst, als Friesischer Bauer gekleidet, rührte mit drei Generalen die Trommel. Auch die Glocken wurden noch dazu geläutet. In der Kirche fand man einen hundertjährigen Popen, dem Gesicht und Gedächtniß schon vergangen waren, und den man Lichter und Brillen vorhalten und die Trauungsworte laut ins Ohr schreien mußte. Ein Trinkgelag im Palaste, das mehrere Tage dauerte, und bei dem kein Mensch nüchtern bleiben durfte, beschloß dieß kaiserliche Fest.

Bei einer ähnlichen Papsthochzeit, die am 10. September 1721 in Petersburg angestellt wurde, mußten sechs sogenannte Cardinäle, jeder auf einem Fasse, das auf zwei neben einander gebundenen Tonnen befestigt war, über die Newa reiten, und dazu auf Kuhhörnern blasen. Voran schwamm der betrunkene Papst in einer hölzernen Schale, die wieder in einer mit starkem Biere gefüllten großen Braukufe stand. Sämmtliche Maschinen wurden an Stricken gezogen. Als der Papst aus der seinigen ans Land steigen wollte, ward er von einigen Bedienten, die ihm helfen wollten, wie zufällig, umgeworfen und ins Bier getaucht, welches denn abermals ein Hauptspaß für die hohen Zuschauer war.

Sogar die fremden Minister mußten sich zu dergleichen Scherzen hergeben, wenn den Zar die Laune ergriff. Als er im Junius 1715 sein neuerbautes Lustschloß Peterhof einweihen wollte, ließ er sie Alle auf alten Ungerwein bitten, und nachdem sie sämmtlich betrunken waren, mußte jeder noch einen ganzen Quartpocal aus der Hand der Zarin annehmen, welcher sie dann Alle dergestalt überwältigte, daß sie sich beim Erwachen, Einer im Garten, der Andere im Walde, überhaupt aber auf der

Erde, und in einer sehr schmuzigen Verfassung wiederfanden. Dennoch ward ihnen nicht Zeit gelassen, völlig auszuschlafen; denn dem Zar fiel es ein, sich eine Bewegung zu machen, und einen Baumgang nach einem jungen Wald, nach der See hin, etwa hundert Schritte lang, auszuhauen. Dazu nun sollten die Herren Gesandten behülflich seyn. Schweren Hauptes nahm jeder die Axt in die Hand, und so hieben sie drei Stunden lang, wodurch sie der Weindünste ziemlich entledigt wurden. Beim Abendessen ging es auf dieselbe Weise zu, und sinnlos wurden sie Alle dießmal zu Bette gebracht. Aber des Zars Muthwille war noch nicht gesättigt. Kaum hatten sie anderthalb Stunden lang geschlafen, so mußten sie, nach Mitternacht, wieder vor seinem Bette erscheinen; „da wir dann, sagte einer der Theilnehmer, nochmals bis Morgens vier Uhr mit Wein und Brantwein dermaaßen belästigt wurden, daß sich am folgenden Tage Niemand erinnern konnte, wer ihn nach Hause getragen." Noch nicht genug, um acht Uhr wurden sie schon wieder nach Hofe zum Kaffee gebeten. Dieser bestand denn abermals in einer Schale Brantweins, die sie in einen gelinden Taumel versetzte. Hierauf lud man sie zu einem Spazirritt auf einen hohen und steilen Berg ein, der vor dem Schlosse lag, und führte ihnen zu dem Ende acht elende, abgelebte Bauerpferde ohne Sattel und Steigbügel vor, die, wie derselbe Berichterstatter sagt, alle zusammen keinen Reichsthaler werth waren. Ein vornehmer Russe ritt als Marschall voran, und krumm gebückt und keuchend folgten die betrunkenen Gesandten, die alle Mühe hatten, sich fest zu halten, zumal da sie mit der einen Hand genug zu thun hatten, um die armen Thiere durch unaufhörliches Prügeln im Gange zu erhalten. Diesem

mühseligen Mitte sah der Zar, zu seiner großen Lust, nebst seiner Gemahlin aus den Fenstern des Schlosses zu. Und noch war des Scherzes nicht genug. Zu Mittage harrte ihrer der vierte Rausch, und nach diesem brachte man sie in eine Schute, damit sie den Zar und seine Gemahlin auf einer Wasserfahrt nach Kronstadt begleiteten. Hier hatten sie einen heftigen Sturm und einen siebenstündigen Platzregen auszustehen, bei dem sie zuletzt bis an den Unterleib im Wasser zu sitzen kamen, so daß ein heftiges Fieber bei Allen, den Zar nicht ausgenommen, das Ende dieser unedlen Kurzweil war.

Einen in frühere Zeiten gehörenden Zug von der unglaublichen Rohheit dieses Fürsten erzählt Friedrich der Große in seinen Werken. Ein Herr von Prinzen, Preußischer Gesandter unter Friedrich I., ward, als er sein Creditiv überreichen wollte, auf das Schiffswerft hingewiesen. Der Zar saß auf dem Oberverdeck eines Schiffes, und lud ihn ein, an einer Strickleiter zu ihm heraufzuklettern. Bei dem ersten Schmause, dem dieser Gesandte beiwohnte, ließ der Zar aus übergroßer Lustigkeit zwanzig Strelitzen aus dem Gefängniß kommen, und hieb bei jedem Kelchglase Brantweins, das er leerte, einem dieser Unglücklichen den Kopf herunter, lud auch den Herrn von Prinzen zur Theilnahme an diesem Vergnügen ein, und nahm es fast übel, als derselbe sich dessen weigerte.

---

10. Karls XII. letzte Thaten.

(1715 — 1718.)

Als Karl nach Stralsund kam, fand er die Zahl seiner Feinde um zwei vermehrt. König Friedrich Wilhelm I.

von Preußen (der seinem Vater Friedrich I. 1713 gefolgt war) hatte durch einen Vertrag mit Sachsen und dem Zar einen großen Theil von Schwedisch-Pommern, unter dem Namen der Sequestration besetzt, und als Karl nach seiner Zurückkunft die Räumung Stettins verlangte, ohne die dafür aufgewendeten Summen zurückzahlen zu wollen, trat Preußen zu seinen Feinden. Ferner kaufte Hannover den Dänen die den Schweden weggenommenen Herzogthümer Bremen und Verden für 877,000 Thaler ab, und in dem deshalb am 26. Jun. 1715 zu Kopenhagen geschlossenen Vertrage versprach Georg I. (König von England und Kurfürst von Hannover) zugleich Theilnahme an dem allgemeinen Kriege gegen Schweden, und Peter und Friedrich Wilhelm I. von Preußen verbürgten Hannover die neue Erwerbschaft.

Eine so starke Verbindung hätte wol einen reichen und mächtigen König erdrücken können: wie viel mehr den Beherrscher eines armen Landes, das schon einen vierzehnjährigen Krieg ausgehalten, und seine ergiebigsten Provinzen verloren hatte. Woher sollte er frische Truppen und woher Geld nehmen, da die Finanzen des Reichs aufs äußerste zerrüttet waren? Zwar führte ihm das Schicksal hier einen Mann zu, der ganz die Eigenschaften hatte, die ihm fehlten, und der im Cabinette eben so groß, als Karl im Felde war, den Baron von Görz; aber es erforderte doch Zeit, ehe dieser seine sehr sinnreichen Finanzpläne zur Ausführung bringen konnte.

Zwei Preußische Heere, verstärkt durch Dänische, Polnische und Hannöversche Truppen, rückten im Sommer 1715 auf Stralsund und Wismar los. Umsonst hatten die Schweden Wolgast und die Insel Usedom im Frühjahr erobert; jetzt wurden sie wieder hinausgeschlagen.

Stralsund ward lebhaft beschossen, und am 15. November setzten funfzehntausend Dänen, Preußen und Sachsen, unter der Anführung des berühmten Fürsten Leopold von Dessau, der noch jetzt unter dem Namen des alten Dessauers im Munde unsers Volkes lebt, nach der Insel Rügen über, die sie unter Begünstigung eines dicken Nebels glücklich in Besitz nahmen. Der Versuch, sie zu vertheidigen, kostete Karln seinen Liebling Grothusen und seinen Reisegefährten Düring; er selbst kam unter sein Pferd, daß sich in der Dunkelheit der Nacht zuerst auf einen sogenannten Spanischen Reiter spießte, und gleich darauf von einer Kanonenkugel getödtet ward. Selbst Stralsund konnte er nicht länger retten, sondern mußte sich am 21. December heimlich nach Schweden einschiffen, worauf dann die Stadt am 23. übergeben und von den Dänen besetzt ward.

Den Winter über war sein Finanzminister Görz darauf bedacht, Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges zu eröffnen. Schrecklich hatte das arme Land unter dem langen Drucke gelitten. Selbst das Heer war im elendesten Zustande, und nicht einmal gehörig gekleidet. Die wenigsten Soldaten hatten ordentliche Wehrgehenke, sondern trugen den Degen an einem Stricke oder Bindfaden. Da kein Geld mehr im Lande war, so zahlte der Hof alle Besoldungen in Papiergeld, und in kupfernen Thalern aus, die ihrem innern Gehalte nach nicht einen Groschen werth waren.

Mit dem Anfange des neuen Jahres (1716) wollte Karl wieder einen von seinen gewöhnlichen Eisfeldzügen eröffnen, und zwar hatte er's dießmal den Dänen zugedacht, die er auf dem zugefrornen Sunde zu Schlittschuhen in Seeland besuchen wollte. Aber das Eis ging

früher auf, als sein Heer beisammen war, daher änderte er seinen Plan, und brach in Norwegen ein (10. Febr.). Die fast unübersteiglichen Hindernisse, die Klima, Witterung, Wälder und Wege verursachten, wurden noch durch die eherne Tapferkeit der patriotischen Norweger vermehrt. Auf dem Marsche nach Christiania warf sich ihm ein Dänischer Oberst, Namens Kruse, mit dem Sinne eines Leonidas, an der Spitze von zweihundert Mann in den Weg, und hieb mit eigner Hand sieben Schweden nieder. Karl ließ dem endlich Ueberwundenen seine Wunden verbinden, lobte ihn, und fragte, ob es noch mehr solcher braven Männer in Norwegen gäbe. „Ich bin nur einer der geringsten, Ew. Majestät," antwortete Kruse.

Am Ende des März kam man vor der Hauptstadt an, fand sie aber von den Einwohnern verlassen, und mußte aus Mangel an Lebensmitteln zurückkehren. Die überall versteckten Einwohner thaten den Schweden unsäglichen Schaden, ohne daß man ihrer habhaft werden konnte. An Friedrichshall wollte Karl sich dafür rächen, und rückte deshalb mit zweitausend fünfhundert Mann vor diese Festung (4. Jul. 1716). Allein die wackeren Bürger verbrannten lieber ihre eigene Stadt, ehe sie dieselbe dem Nationalfeinde überließen, und noch während des Brandes schossen sie so herzhaft auf das Schwedische Lager, daß Karl selbst von einem durch Bomben eingeworfenen Hause bis an die Brust in Schutt vergraben ward. Zur Vermehrung seines Unglücks ward fast um dieselbe Zeit seine Flotte, die dem Heere frische Lebens- und Kriegsbedürfnisse zuführen wollte, im Hafen von Friedrichshall von dem geschickten Dänischen Admiral Tordenschild überfallen und verbrannt. Jetzt konnte er

sich in Norwegen nicht länger halten, und kehrte deshalb nach vier verlorenen Monaten, nach Schweden zurück.

Den Winter brachte er zu Lund in Schonen zu, wo er die Zeit theils mit der gewissenhaftesten Durchsicht aller Kanzleipapiere, theils durch Unterhaltungen mit den Professoren der dortigen Universität zubrachte. Sein Minister Görz war unterdessen geschäftig, ihm von einer andern Seite Luft zu machen. Nach dem alten Grundsatz „Theile und herrsche" dachte er darauf, das gewaltige Bündniß gegen Schweden geschickt zu trennen. Dieß gelang ihm mit keinem besser als mit dem Zar Peter, der schon längst auf Dänemarks Herrschaft im Sunde und Englands Besitznahme von Bremen und Verden eifersüchtig war, und im Herbst 1717, auf einer Reise nach Holland, dem Baron Görz in einer geheimen Unterredung im Haag die größten Hoffnungen machte, einen besondern Frieden mit Schweden einzugehen. So vergingen anderthalb Jahre in Unterhandlungen, die sich mit dem Congreß zu Aland (May 1718), dem Meisterstücke der Görzischen Politik, endigten. In demselben verbanden sich Rußland und Schweden zu gegenseitigen ansehnlichen Hülfsleistungen. Karl wollte Petern alle von ihm eroberten Provinzen, außer Finnland, lassen, aber dafür sollte ihm Peter alle seine Deutschen Länder wiedererobern und Stanislaus in Polen wieder einsetzen helfen, auch zugeben, daß Karl ganz Norwegen durch Eroberung mit Schweden vereinigte.

Man war noch nicht ganz mit diesem Plane im Reinen, als Karl, der unmöglich so lange ruhen konnte, seinen früher vereitelten Plan, Norwegen zu erobern, aufs Neue vornahm. Er theilte sein Heer, 27,000 Mann,

in zwei Haufen: mit dem einen sollte der Baron Armfeld durch Herjedalen auf Drontheim losgehen, mit dem andern wollte er selbst von der Mittagsseite einfallen. Jener brach im August (1718) auf. Der Zug durch die Norwegischen Gebirge stand vielleicht an Beschwerlichkeiten keinem der berühmtesten Heereszüge in der Weltgeschichte nach. Kanonen und Laffeten mußten auf den engen Wegen von den Soldaten auf den Schultern getragen werden. Mit Reisbündeln mußte man erst die Sümpfe ausfüllen, durch welche man gehen wollte. Nahrungsmittel fehlten, von dem Pfützenwasser schwoll Menschen und Pferden der Leib auf, und die beständige Nässe und Kälte erzeugten täglich neue Krankheiten. Um Brot zu erhalten, mußte man erst das Getreide selbst auf dem Felde abschneiden, dreschen, mahlen und backen oder rösten, so gut man konnte. Und vor Drontheim selbst zeigte sich die Unmöglichkeit, diese von drei Seiten mit Wasser umgebene Festung zu erobern, so deutlich, daß man nichts Besseres thun konnte, als umkehren. Jetzt war der Winter in seiner fürchterlichsten Strenge eingetreten, und zum Unglück führte der Rückweg über ein acht Meilen langes Eisgebirge. Auf diesen nur von Bären und Raubvögeln bewohnten Höhen, die zu dieser Jahreszeit (Jan. 1719) wol nie ein menschlicher Fuß betreten hatte, kletterten zehntausend abgemattete Schweden, unter dem fürchterlichsten Sturme und Schneegewirbel, durch ungebahnte Wege, ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne hinlängliche Bekleidung, umher, und zogen noch ihr Geschütz hinter sich nach. Das Entsetzliche ihrer Lage vermochte sie, bei ihren Feinden Mitleid zu suchen. Man ließ einige Dänische Gefangene los, um den Befehlshaber von Drontheim von dieser Noth

zu unterrichten. Dieser sandte auf der Stelle dreihundert Schlittschuhläufer mit hundert und funfzig leichten Schlitten hin, allein die Hülfe kam zu spät. Fast das ganze Heer war ein Raub der Kälte geworden. Ganze Regimenter, im Zuge begriffen, standen erstarrt, ganze Haufen lagen im Schnee verschüttet, Andere, von den eisigen Klippen herabgeglitten, lagen in Abgründen zerschmettert. Noch lange nachher waren diese Gebirge, wegen der vielen Thiere, die der Dunst der Tausende von Leichen hierherlockte, der beste Jagdplatz in Norwegen. Von Armfelds Heere sahen kaum fünfhundert Mann ihr Vaterland wieder.

Noch trauriger endigte der Zug, den Karl XII. selbst mit dem Hauptheere nach der Mittagsseite von Norwegen unternahm. Erst am Ende des September (1718) brach er auf, und richtete seinen Weg aufs Neue nach Friedrichshall. Die Festung ward eingeschlossen, am 4. December wurden die Laufgräben eröffnet, und am 9. eroberte der König selbst eine Hauptschanze mit dem Degen in der Hand. Die Arbeiter in den Gräben konnten es seinem Eifer immer nicht schnell genug machen. Selbst am Sonntage, den 11. December, nachdem er Vor- und Nachmittags die Predigten in Tystedahl angehört hatte, ging er, troß der schneidenden Nachtluft, noch spät Abends um neun Uhr mit dem Oberingenieur Megret und dem Generaladjutanten Siquier, zweien Franzosen, hinaus, um zu sehen, wie weit man gekommen sey. Er lehnte sich über eine Brustwehr hin, stüßte den Kopf auf beide Arme, und sah den Arbeitern beim Licht der Sterne zu. Aus der Festung ward immer noch von Zeit zu Zeit lebhaft kanonirt. Beide Begleiter entfernten sich nach einander von ihm, und ließen ihn allein. Nach zehn Uhr

kam

kam Siquier nebst einigen Officieren zurück, aber Megret kam ihnen mit der Nachricht entgegen, daß der König — erschossen sey. Sie fanden ihn rückwärts gegen die Brustwehr gelehnt, Kopf und Handschuhe *) blutig, und die rechte Hand am Degen. Alle waren erschrocken und tief bewegt, nur die beiden Franzosen nicht, ja Megret sagte kalt: „Nun ist das Spiel aus, nun wollen wir heimziehen." Der Erbprinz von Hessen-Kassel befahl, den Todesfall geheim zu halten, bis er seiner Gemahlin, der jüngern Schwester Karls, Ulrike Eleonore, die Thronfolge gesichert hätte; hob die Belagerung von Friedrichshall auf, und ließ am 20. December das Heer nach Schweden zurückgehen. Erst am 26. Februar 1719 ward der königliche Leichnam in der Ritterholmskirche in Stockholm feierlich beigesetzt.

In Schweden hatte damals längst schon ein heimlicher Kampf zwischen der königlichen und der adeligen Gewalt gegährt, den Karl vorzüglich unter Görzens Mitwirkung für immer zu Gunsten des erstern zu entscheiden strebte. Kein Wunder, daß Görz dafür, zumal als Ausländer, vom Adel wüthend gehaßt ward. In dem geheimen Congreß zu Aland war unter andern festgesetzt worden, daß der Zar dem jungen Herzog von Holstein-Gottorp, dem Sohne der ältern Schwester Karls, die Anwartschaft auf den Schwedischen Thron verbürgen solle. Weder dieser entschlossene Prinz noch die Einschränkung ihres Wahlrechts gefielen den Schwedischen Ständen; und als nun Karl XII. so plötzlich gestorben war, eilten sie, auch Görzen zu verhaften, und übertrugen die

*) Vermuthlich war er zuerst mit der Hand nach der Wunde gefahren, und hatte dann zum Degen greifen wollen.

Krone schnell der jüngern Schwester, der oben genannten Ulrike Eleonore, einer schwachen Prinzessin, welche dieselbe ihrem Gemahl, dem gleichfalls schon erwähnten Erbprinzen Friedrich von Hessen, überließ, setzten aber vorher die Gränzen der königlichen Gewalt so bestimmt fest, daß der König nichts weiter als Repräsentant, und die Souveränetät einzig bei den Ständen blieb. An der Spitze dieser raschen Umwälzung stand der Graf Horn. Görz, der dieser Partei natürlich sehr im Wege war, ward nun vieler Staatsverbrechen angeklagt, und hingerichtet (28. Febr. 1719).

Dieselbe Adelspartei, welche diesen Justizmord befahl, trägt nun wohl mit Recht den Verdacht, den König selbst aus dem Wege geräumt zu haben. Sie that auch gar nichts, um die näheren Umstände seines Todes zu erforschen, obgleich das allgemeine Gerücht jene zwei Franzosen laut genug beschuldigte, Jedermann den Namen Siquier in sicaire verwandelte, und dieser Letztere in der Folge in einer hitzigen Krankheit sich selber den Mörder des Königs nannte. Man ließ es dabei bewenden, daß eine feindliche Kugel ihn getödtet habe, da doch keine derselben so weit hätte tragen können, und eine späterhin (11. Jul. 1746) vorgenommene genaue Untersuchung des Leichnams ausgewiesen hat, daß es keine andere als eine Pistolenkugel gewesen seyn könne, die neben der rechten Schläfe hineingedrungen und an der linken Seite des Schädels wieder herausgeflogen sey.

So starb in der vollen Blüthe seines Lebens — sechs und dreißig Jahre alt — ein Mann voll edler Kraft, die von Anfang an auf das Große gerichtet war und lieber nichts thun wollte, wenn sie nicht das Rühmlichste vollbringen konnte. Wäre das tiefe Bewußtseyn seines

Rechts bei dem Anfange des großen Kampfes nicht durch den Gedanken, die Rache an seinen Feinden um jeden Preis vollenden zu müssen, getrübt worden, und nicht in verderblichen Starrsinn umgeschlagen, und hätte er in seinen Kriegszügen eben so viel planvolle Berechnung entwickelt, als er sie durch heldenmüthige Tapferkeit verherrlichte, so würde man seinen Thaten eine weit größere und reinere Bewunderung zollen können. So aber wurden durch den Mißbrauch, den er von seinen Gaben machte, auch die ohnehin nicht großen Kräfte seines Landes nutzlos vergeudet, und in seinen Sturz verwickelte er auch den der Schwedischen Größe.

---

11. Erzwingung des Friedens.

(1719 — 1721.)

Alle Mächte thaten jetzt Friedensvorschläge. Der Klugheit nach hätte man sich mit dem gefährlichsten Feinde zuerst einigen sollen, allein seit Görzens Hinrichtung fehlte die Politik sehr im Schwedischen Cabinette, und England gewann in demselben so viel Einfluß, daß man mit Georg I. zuerst abschloß (20. Nov. 1719). Bremen und Verden blieben demnach dem Kurhannöverischen Hause, und dieses bezahlte dafür an Schweden eine Million Thaler. Darauf wurde man mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen einig (21. Jan. 1720). Er behielt gleichfalls das von ihm besetzte Stettin und Vorpommern bis an die Peene, nebst den Inseln Usedom und Wollin, und zahlte dafür an Schweden zwei Millionen Thaler. Dänemark war mäßig genug, alle Eroberungen herauszugeben, wenn Schweden ihm 600,000 Thaler baar be-

zahlte, und auf die bisher genossene Zollfreiheit im Sunde Verzicht thäte (3. Jul. 1720).

Jetzt war Rußland allein noch übrig. Peter war auf die neue Schwedische Regierung so aufgebracht *), daß er auf das härteste gegen sie zu verfahren entschlossen war. Schon 1719 hatte er erklärt, er werde die Schwedischen Provinzen mit Feuer und Schwert verwüsten lassen, wenn man seine Friedensvorschläge nicht annähme. Und er hatte Wort gehalten. Im Jul. 1719 war sein General Apraxin an der Küste von Upland gelandet, und hatte in kurzer Zeit, nach ächt barbarischer Weise, dreizehn Städte, drei hundert ein und sechzig Dörfer, hundert ein und vierzig adelige Güter, drei und vierzig Mühlen, vierzehn Eisenwerke, zwei Kupfergruben und ganze Strecken schöner Waldungen in Asche gelegt, Menschen und Vieh gemißhandelt und erschlagen, und dem armen Lande, aus bloßem Uebermuth, einen Schaden von mehr als zwölf Millionen Thalern zugefügt. Diese Barbareien wurden im folgenden Jahre wiederholt, bis endlich Schweden nothgedrungen Alles zugestand. So wurden denn in dem Frieden zu Nystädt (10 Sept. 1721) auf ewige Zeiten die schönen Schwedischen Provinzen Livland, Esthland, Ingermannland, von Finnland Wiborgslehn und ein Theil von Karelien, gegen zwei Millionen Thaler an Rußlaud abgetreten. August II. ward wieder von Schweden als König von Polen anerkannt, nur mußte er dem Stanislaus die Führung des königlichen Titels bewilligen, und ihm eine Million Thaler auszahlen.

*) Doch nicht auf Karl war er es gewesen. Vielmehr preßte ihm die Nachricht von dessen Tode den Seufzer aus: „Armer Bruder Karl, wie bedaure ich dich!"

Nächst Schweden selbst waren diese Friedensschlüsse für Niemand nachtheiliger, als für den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp. Er hatte in der That ein näheres Recht zum Schwedischen Throne, als seiner Mutter Schwester Ulrike, und Karl und Peter hatten ihm noch in ihren letzten Unterhandlungen die Erbfolge zusichern wollen. Jetzt war er ganz übergangen worden, weil Peter, aus Furcht vor den Türken, mit dem Frieden geeilt hatte. Mit Bestürzung vernahm der Herr von Bassewitz, des Herzogs Minister, bei der Glückwünschungsaudienz aus dem Munde des Zars die Nachricht, der Himmel habe ihm dießmal nicht erlaubt, für den Herzog von Holstein zu thun, was er wol gewünscht hätte; er hoffe aber, es werde sich wol einmal eine bessere Gelegenheit finden, ihm zu dienen, u. s. w. Mit einer wahrhaft männlichen Freimüthigkeit erwiederte der edle Minister: „Ich wünsche diesem neuen Versprechen mehr Festigkeit, als den vorigen, welche meinen Herrn nach langem Zögern verleiteten, die mächtige Hand zu küssen, die man ihm darreichte. Was mich betrifft, so möchte ich vor Gram sterben, daß ich so einfältig war, zu glauben, es gebe einen Sterblichen, der sein Wort halte, und daß ich einen Sprößling der Wasa nach Rußland führte, um hier der Politik zum Spielball zu dienen." Alle Anwesenden erblaßten bei dieser Rede, und zitterten für Bassewitz, aber Peter fühlte die Gerechtigkeit des Vorwurfs zu tief, um darüber zornig zu werden. Er sagte deshalb ungewöhnlich sanft zu den Umstehenden: „Man muß mit dem Uebermaaß seines redlichen Eifers Nachsicht haben; ich wollte, daß mir Viele mit solchem Eifer dienten." — „Hier, fuhr er gegen Bassewitz fort, indem er ihm ein großes Deckelglas reichte, trinkt auf die Gesundheit

eures Herrn. Ihr sollt sehen, daß ihr nicht Ursach habt, es zu bereuen, daß ihr ihn nach Rußland geführt habt."

Ueber den Frieden mit Schweden hatte Peter eine solche Freude, daß er sich vornahm, diese schönen Tage durch Handlungen der Wohlthätigkeit zu verherrlichen. Er erließ allen Unterthanen in seinem Reiche ihre rückständigen Abgaben, schenkte allen Schuldnern die Freiheit, und begnadigte alle Verbrecher, die vorsätzlichen Mörder ausgenommen. Gerührt von dieser Milde, ersuchte ihn der Senat, daß er erlauben möchte, ihn künftig mit dem Titel: Kaiser von Rußland, Vater des Vaterlandes, Peter der Große, benennen zu dürfen, welches er sehr freundlich aufnahm (22. Oct. 1721). Seitdem haben alle Zaren von Rußland den Kaisertitel geführt, der vorher nicht in diesem Lande üblich gewesen war.

---

12. Peters I. letzte Lebensjahre.

(1716 — 1725.)

Indem wir uns jetzt nach Rußland wenden, sey es erlaubt, einige Jahre zurückzugehen. Im Anfange des Jahres 1716 beschloß Peter, mit seiner Gemahlin eine Reise durch einen Theil von Europa zu machen. Am 29. Febr. kam er in Danzig an. In Stettin besprach er sich mit dem Könige von Preußen, und in Hamburg mit dem Könige von Dänemark. Der Letztere wollte damals einen Einfall in Schonen thun, und erbat sich dazu Russische Hülfe. Peter versprach, seine Flotte und Landmacht mit der Dänischen bei Kopenhagen zu vereinigen. Von Hamburg ging er nach Pyrmont, und von da kehrte er wieder nach Schwerin zurück, wo seine Nichte wohnte.

Unterdessen hatten sich wirklich 15,000 Russen zu Fuß und 6000 Reiter von Rostock aus nach Seeland eingeschifft und am 17. Jul. erschien er nun selbst mit seiner Gemahlin in Kopenhagen, und wurde mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Aber die Landung in Schonen unterblieb, eines zwischen Friedrich IV. und Peter eingetretenen Mißverhältnisses wegen. Ja der Letztere ist sogar beschuldigt worden, daß er Willens gewesen, sich der Insel Seeland und der königlichen Familie mit List zu bemächtigen, und nur, weil Friedrich noch zu rechter Zeit von dem Anschlage Kunde bekommen, sey er an der Ausführung verhindert worden. Es scheint aber die vorgebliche Enthüllung einer so verrätherischen Absicht eine grundlose Einflüsterung gewesen zu seyn.

Jetzt setzte Peter seine Reise wieder fort. Am 16. October kam er in Amsterdam an. Hier wetteiferte man, ihn zu unterhalten. Er besuchte auch sein altes Saardam wieder, und speis'te daselbst bei einem reichen Schiffszimmermann. Erst am 4. April 1717 verließ er Amsterdam, und reis'te über Antwerpen, Brüssel, Gent, Brügge und Dünkirchen nach Paris. Man zeigte ihm hier Alles, was einem so wißbegierigen Reisenden werth seyn konnte. In der Münze, wo er das Geldprägen hatte mit ansehen wollen, ward er sehr angenehm überrascht, als der Münzmeister eine in der Eil geschnittene Denkmünze vor seinen Augen prägen ließ, die sein wohlgetroffenes Bildniß enthielt. Den siebenjährigen König Ludwig XV. nahm er auf seinen Arm, küßte ihn, und sagte: „Ich wünsche, daß Ew. Majestät wohl aufwachsen und löblich regieren mögen; vielleicht werden wir mit der Zeit einander brauchen können." Auch die damals noch lebende Frau von Maintenon besuchte er.

Bei Richelieu's marmornem Grabmal rief er aus: „Großer Mann, dir wollte ich die Hälfte meiner Staaten geben, könntest du mich die andere regieren lehren!" Am 21. Juni 1717 verließ er Paris, und am 2. Aug. kam er in seiner Lieblingsstadt Amsterdam bei seiner dort zurückgebliebenen Gemahlin wieder an. Vier Wochen blieb er noch hier, dann ging er über Berlin in seine Staaten zurück.

Bei seiner Heimkehr wartete seiner das schwierige und bedenkliche Geschäft, über seinen eignen Sohn Alexei zu richten. Die Mutter dieses Prinzen war Peters erste, verstoßene Gemahlin, Eudoxia Fedorowna Lapuchin, und da der Zar die Abneigung gegen dieselbe auf den Sohn übertrug, war es kein Wunder, daß auch dieser dem Vater und dessen ganze Handlungsweise mit Mißtrauen betrachtete. Leicht flößten ihm die Priester, unter denen er aufwuchs, den entschiedensten Widerwillen gegen Peters Neuerungen ein. Als Katharina für die rechtmäßige Gemahlin des Zars erklärt ward, flüsterten sie ihm zu, daß die Fruchtbarkeit der neuen Ehe seinem Erbrechte gefährlich werden, und er dereinst, wie seine Mutter, in ein Kloster gesteckt werden könne. Die ganze Nation, sagten sie, verabscheue den auswärtigen Krieg so wie die inneren Veränderungen des Vaters, und er könne sich seine künftigen Unterthanen nicht geneigter machen, noch die Erbfolge zuverlässiger sichern, als wenn das Volk aus seinem Betragen erkenne, daß er in der Folge in die Fußtapfen seiner Ahnen treten, den Zarensitz wieder nach Moskau verlegen, und seinem Staate sowol als den Nachbarn Ruhe geben werde. Diesen Absichten und Wünschen kamen die Neigungen des Prinzen entgegen. Peter, der dieß mit großem Kummer sah, hoffte

durch die Vermählung Alexei's mit einer Deutschen Prinzessin eine Sinnesänderung bei ihm zu bewirken. Seine Wahl fiel auf eine Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig. Aber auch dieses Mittel, den Prinzen durch die Hand der Liebe und durch die nähere Bekanntschaft mit den milden Sitten des Auslandes für die Bestrebungen des Vaters zu gewinnen, schlug gänzlich fehl. Alexei behandelte seine Gemahlin höchst unwürdig, überließ sich den Ausschweifungen, und lebte mit einer Finnischen Leibeignen in dem vertraulichsten Verhältniß. Vor Gram darüber starb die Prinzessin in ihrem zweiten Wochenbette (1715). Peter, von Schmerz und Zorn erfüllt, und längst aufgebracht, daß der Thronerbe sich weder um den Krieg noch um Staatsgeschäfte bekümmere, warnte ihn. Er müsse, schrieb er ihm, sich der Thronfolge würdig zeigen, sonst werde er ihn von derselben ausschließen, er solle thätiger werden, oder in ein Kloster gehen. Mit erheuchelter Demuth antwortete Alexei, er fühle seine Unfähigkeit zur Regierung und wolle in den geistlichen Stand treten; aber während der zuletzt erwähnten Reise des Zars floh er aus dem Reiche, um bis zum Tode desselben im Geheimen im Auslande zu verweilen, wo es ihm denn, wie er meinte, an Anhängern nicht fehlen würde, um mit leichter Mühe den Thron zu besteigen.

Er begab sich nach Wien zu seinem Schwager, dem Kaiser Karl VI., der ihn auf ein Schloß im Königreich Neapel bringen ließ. Aber Peter erforschte seinen Aufenthalt und bestand dringend auf seine Auslieferung. Karl mußte zugeben, daß Russische Abgeordnete sich zu dem Prinzen begaben, die ihn auch überredeten, ihnen nach Rußland zu folgen. Hier leistete er nun (1718) feierlich Verzicht auf die Russische Krone, und sein Halb-

bruder Peter, Katharinens Sohn, wurde zum Thronfolger erklärt. Die von ihm angegebenen Theilnehmer und Mitwisser seiner Flucht wurden als Staatsverräther hingerichtet. Aber aus der Untersuchung gegen diese entwickelten sich neue Anklagen gegen Alexei. Es zeigte sich, daß er seine Bekenntnisse nicht vollständig abgelegt hatte, obschon ihm dieses als ausdrückliche Bedingung seiner Begnadigung zur unerlaßlichen Pflicht gemacht worden war. Dadurch entstand in Peter die Furcht, daß seine Reue nicht aufrichtig sey, und daß er den Vorsatz nicht aufgegeben haben möge, sich einst mit Hülfe der Altgesinnten auf den Thron zu schwingen und die verhaßten Neuerungen wieder zu vernichten. Nichts aber ging dem Zar über seine Schöpfung; ihrer Erhaltung glaubte er den Sohn opfern zu müssen. Er forderte daher von den Ständen, die Sache des Prinzen nochmals zu untersuchen, und ein rücksichtsloses Urtheil über ihn zu sprechen. Die weltlichen Stände — sey es aus Ueberzeugung, oder weil sie des Zars Absicht zu errathen glaubten, oder aus Furcht vor den Altgesinnten, die durch den Prinzen wieder künftig ans Ruder gelangen möchten — verdammten ihn zum Tode. Peter ließ das Urtheil bekannt machen; ob er es vollstrecken lassen solle, war er selbst noch nicht entschieden *). Der Prinz aber erschrak, als ihm sein Urtheil angekündigt ward, so heftig, daß er sogleich zum Tode erkrankte. Unter heißen Thränen bekannte er am folgenden Tage dem herbeigerufenen Zar, daß er sich schwer an ihm versündigt habe, und flehte ihn nun an, daß er ihm seine Verbrechen verzeihen, und vor seinem Ende den Vaterfluch, den er auf ihn gelegt, wieder von ihm abnehmen möge.

---

*) Halem, Leben Peters des Großen, Bd. II. S. 252.

Im hohen Grade gerührt, und ergriffen ertheilte ihm Peter seinen Segen und verließ ihn. Bald darauf verschied der Unglückliche (6. Jul. 1718). Die Gerüchte, daß er im Gefängnisse enthauptet oder vergiftet worden sey, sind völlig ungegründet, und erweisen sich schon durch ihren Widerspruch mit der von Peter veranlaßten feierlichen Verurtheilung als unwahr.

Die beiden letzten Jahre Peters waren noch sehr traurig, denn Geist und Körper litten; jener durch den Gedanken, daß alle seine mühsamen Arbeiten nach seinem Tode wieder einstürzen könnten *), dieser durch eine bösartige Entzündung an der Harnblase, die er lange verheimlichte, und durch seine fortgesetzte unregelmäßige Lebensweise unheilbar machte. Eine Erkältung kam dazu (er sprang ins Wasser, um ein Schiff retten zu helfen, das er auf einer Untiefe hatte stranden sehen), und dieß entschied über sein Leben. Er starb nach langen, entsetzlichen Schmerzen am 28. Januar 1725.

IV.

Die Nordischen Staaten nach dem Kriege.

1. Rußland unter Katharina I., Peter II. u. Anna I.

(1725 — 1740.)

Rußland, welches bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts an der Gränze Europa's und Asiens zwischen

*) Von seiner zweiten Gemahlin Katharina hatte er nur zwei Töchter; der Prinz, den sie ihm geboren, war früh wieder gestorben.

beiden Welttheilen unentschieden geschwankt hatte, war durch Peter den Großen eine Europäische Macht geworden; aber es war dieß mehr durch Staatskunst als durch Gesittung geschehen, und die beiden Hauptstädte zeigten in ihrer verschiedenen Gestalt noch lange den fortdauernden Kampf jener doppelten Richtung. Petersburg, die Hauptstadt der Regierung, stellte das Europäische Element dar; Moskau, die Hauptstadt der Nation, behielt, wenn nicht einen rein Asiatischen, doch einen gemischten Charakter. Peter der Große selbst hatte diese Zweiheit in sich getragen, und seine Handlungsweise war hervorgegangen aus der Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, zwischen Europa's Bildung und seines Volkes Rohheit der Vermittler zu seyn. Zu diesem Behufe hatte er es aber für hinreichend gehalten, die Cultur des Auslandes unmittelbar auf Russischen Boden zu verpflanzen, ohne den einst im Vorübergehen gefaßten Gedanken an Einrichtungen für den Volksunterricht fest zu halten. Anstatt guter Schulen wurde eine Akademie der Wissenschaften gestiftet, deren Mitglieder den schwierigsten Theilen der höhern Mathematik und den dunkelsten Gebieten der Völkerhistorien verdienstvolle Forschungen widmeten, aber den Fortschritt der Russischen Volksbildung wenig förderten. Indeß eigneten die Großen, theils durch Reisen, theils durch Privaterziehung, mit vieler Leichtigkeit die Sitten und die Künste des Auslandes sich an; Fremde aber behaupteten darum nicht minder im Russischen Staats- und Kriegsdienste, wie in keinem andern, Zutritt und Uebergewicht. Die Griechische Kirche legte ihnen kein Hinderniß in den Weg: denn ohngeachtet dieselbe als ein sehr bestimmter Nationalcultus bestand, war doch Rußland damals der einzige Staat in Europa, in welchem der

Ausländer christlicher Herkunft, der ihm dienen wollte, nicht nach seinem kirchlichen Religionsbekenntniß gefragt ward.

Die Regierung dieses großen Reichs gerieth nach Peters I. Tode in gefährliche Schwankungen, welche den Inhabern oder Stellvertretern der höchsten Gewalt mehrmals verderblich wurden, und die Geschichten der Römischen und Byzantinischen Kaiserzeit wieder zum Vorscheine brachten. Der Hauptgrund des Uebels lag in dem Mangel einer geregelten Thronfolge. Durch ein Gesetz, welches Peter I. am 5. Februar 1722 gegeben hatte, war dem jedesmaligen Herrscher das Recht eingeräumt, sich den Würdigsten zum Nachfolger zu setzen. Diese Bestimmung, von welcher die Selbstherrschaft Verstärkung und Festigkeit empfangen sollte, bewirkte das Gegentheil, indem sie den Besitz des Thrones dem Einflusse der Ränke und des Parteienkampfes in der Hof- und Staatsdienerschaft Preis gab. Der Charakter der auf Petern folgenden Regenten trug bei, die üblen Folgen dieses Gesetzes zu verschlimmern.

Unter dem Vorwande desselben wurde nach des Kaisers Tode seine Gemahlin Katharina durch den Fürsten Menzikow, ihren ehemaligen Gebieter, der vom niedrigsten Stande bis zum ersten Staatsminister und vertrauten Günstling Peters des Großen emporgestiegen war, auf den Thron gehoben. Dieser regierte; ein Cabinetsrath, dem alle übrigen Behörden, auch der Senat, unterworfen waren, hatte nur seinen Befehlen Folge zu leisten. Als die Feinde des Fürsten die Sache des verdrängten Peter Alexiewitsch (Sohns des verurtheilten Alexei), der dem Erbrechte nach Peter des Großen Nachfolger gewesen wäre, ergreifen wollten, kam er ihnen zuvor, erwarb sich selbst die Gunst dieses Prinzen, und traf Anstalten, demselben seine Tochter Maria

zu vermählen. Peter der Große hatte kurz vor seinem Tode den Angelegenheiten des Herzogs von Holstein-Gottorp, des Gemahls seiner ältesten Tochter Anna, große Theilnahme erwiesen, und Katharina selbst ließ dieser Familie eine Zuneigung blicken, welche den Fürsten beunruhigte. Ganz unerwartet starb die Kaiserin am 16. Mai 1727. Ihr Testament verordnete während der Minderjährigkeit Peters II. eine aus den Mitgliedern der kaiserlichen Familie bestehende Regentschaft. Menzikow riß aber sogleich die Alleingewalt an sich. Er verlobte den jungen Kaiser mit seiner Tochter, ließ ihn aus dem kaiserlichen Palast in den seinigen ziehen, und hoffte durch eine Vermählung seines Sohnes mit der Großfürstin Natalia, der Schwester des Kaisers, die Verbindung seiner Familie mit dem Throne unauflöslich zu machen. Der Herzog und die Herzogin von Holstein wurden fortgeschickt. Allein der Geiz und der Uebermuth des Fürsten wurden von Anderen, die ihn mehr beneideten als tadelten, benutzt, und Peter II. aufgereizt gegen denjenigen, der ihn in Knechtschaft halte und zum Untergange seines unglücklichen Vaters beigetragen habe. Im September 1727 ward Menzikow durch die Familie Dolgorucky gestürzt; ein Geldgeschenk, welches der Kaiser seiner Schwester Natalia schickte, Menzikow aber dem Boten abnahm und für sich behielt, war die unmittelbare Veranlassung seines längst vorbereiteten Falles. Der Glanz des Gewaltigen erlosch in der Stille des Sibirischen Städtchens Berezow, wohin er mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinen beiden Töchtern geführt ward. Von den Millionen, die er früher besessen hatte, blieben ihm täglich zehn Rubel zu seinem Unterhalte. Er suchte seinen Trost in Erbauung einer hölzernen Kirche, wozu er das Geld von

jenem Tagegelde ersparte. Als aber der Gram zuerst seine Gemahlin und dann auch seine Tochter, die einst zur Kaiserin bestimmte Maria, tödtete, versank er in tiefe Schwermuth, sprach kein Wort mehr und nahm nichts zu sich als Wasser, bis er (am 2. November 1729) starb.

Die Dolgorucky führten den jungen Kaiser nach Moskau. Sie schmeichelten dem Volke durch die Aussicht, daß sie diesen Ort wieder zum Herrschersitz machen, und den Hof von dem fremdthümlichen Petersburg für immer entfernt halten würden. Indem sie in ihrem Mündel eine leidenschaftliche Liebe zur Jagd, die allen zum Regieren erforderlichen Einsichten den Zugang verschloß, erregten und nährten, suchten sie ihren Einfluß nothwendig zu machen und ihn durch Verheirathung des Kaisers mit einer Dolgorucky gänzlich zu befestigen. Aber am 29. Januar 1730 starb Peter II. an den Blattern. Auch die Dolgorucky waren, wie vormals Menzikow, auf diesen Fall schon bedacht gewesen, und brachten es, im Verein mit den übrigen Mitgliedern des Staatsraths, dahin, daß, da jetzt der Mannsstamm des Romanowschen Hauses ausgestorben war, unter den weiblichen Gliedern der kaiserlichen Familie die jüngere Tochter Iwans, des ältern Bruders Peters des Großen, Anna Iwanowna, verwittwete Herzogin von Kurland, zur Kaiserin erklärt ward. Weniger berechtigt als ihre ältere Schwester Katharina, Herzogin von Mecklenburg, und als ihre Muhmen, die Töchter Peter des Großen, sollte sie den Thron als ein Geschenk ansehen, und ihn mit Beschränkungen erkaufen, welche der Staatsrath, der sich das Recht zu Krieg und Frieden, Ausschreibung von Abgaben und Ernennung eines Gemahls und Nachfolgers vorbehielt, der bisherigen unumschränkten kaiserli-

chen Gewalt auflegen wollte. Dem Anscheine nach hatte man sich nicht geirrt; die drei Abgesandten von Seiten des Staatsraths, des Senats und des Adels, erhielten von der Herzogin ohne Bedenken die Unterschrift der Capitulation, aber bald wurden sie aus ihrem Wahne gerissen.

Die lange Dauer der Alleinherrschaft, und die kraftvolle Art, in welcher dieselbe gehandhabt worden war, hatte die Nation dergestalt an diese Staatsform gewöhnt, daß der bloße Name des Gebieters das Gefühl und den Trieb blinder Unterwerfung erweckten. Der kleine Adel fand es unerträglich, eine Anzahl derjenigen, welche sonst vor dem Throne des Zars nicht mehr als er gegolten hatten, über sich herrschen zu sehen. Im Staatsrathe selbst bildete sich Anna bald eine Partei, an deren Spitze zwei, schon von Peter dem Großen gebrauchte Deutsche standen, der Reichsvicekanzler Ostermann, Sohn eines Predigers aus Bockum in Westphalen, und Münnich, ein Oldenburgischer Edelmann, der im Hessischen Dienste den Spanischen Erbfolgekrieg mitgemacht hatte, dann in Sächsische Dienste, aus diesen aber, in Folge eines Zweikampfes, in Russische getreten und zu den ersten Kriegswürden aufgerückt war. Auch ihr Liebling Biron *), dessen Entfernung zwar vor der Thronbesteigung ausbedungen worden, der aber seiner Gebieterin dennoch zur Krönung nach Moskau (15. Febr. 1730) gefolgt war, besaß Ehrgeiz und Unternehmungsgeist. Ein anderer ihr ergebener Mann, Soltikow, von ihr zum Obersten der Preobra-

schens-

*) Eigentlich Bühren, und Biron erst durch Annahme des Namens und Wappens dieser alten Französischen Familie, die in der Revolution erloschen ist.

schenskischen Garde erhoben, machte ihr auch diese Kraft dienstbar, so daß schon am 25. Februar die drei Fürsten Trubetzkoy, Boraitinsky und Tscherkaskoy mit mehr als sechshundert Edelleuten vor der Kaiserin erscheinen und ihr eine Bittschrift überreichen konnten, des Inhalts, daß alle Stände des Reichs, Geistlichkeit, Adel und Volk, die seit undenklichen Zeiten bestehende unbeschränkte Regierung für die dem Russischen Reiche angemessenste erkennend, die Herstellung dieser allein rechtmäßigen Verfassung forderten. Anna erwiederte, sie habe in der Meinung, daß die Nation es so haben wolle, eine Schrift unterzeichnet, die ihr entgegengesetzte Verpflichtungen auflege, und befahl, dieselbe zu holen und der Versammlung vorzulesen. Bei jedem Punkte fragte sie, ob dieß der Wille der Nation gewesen, und bei jedem wurde mit einem lauten Nein geantwortet. Darauf zerriß sie die von ihr unterschriebene Capitulation, verwies die Urheber derselben, die Dolgorucky und Galitzin, auf ihre Güter, und belohnte Die, welche dieses Unternehmen unterstützt hatten. Statt des geheimen Raths und des hohen Senats wurde ein neuer, aus ein und zwanzig Personen bestehender dirigirender Senat und ein geheimer Cabinetsrath errichtet, in welchem Ostermann als Kanzler den Vorsitz führte. Münnich sollte als Feldmarschall die Kriegskunst, die er unter Eugen und Marlborough in Italien und in den Niederlanden gelernt hatte, bei dem Russischen Heere in Anwendung bringen. Die seit Peters des Großen Tode eingetretene Vernachlässigung der Land- und Seemacht eröffnete der unermüdeten Thätigkeit dieses talentvollen Mannes, der bis dahin mit Erbauung des Ladoga-Canals beschäftigt gewesen war, ein weites Feld. Den Haupteinfluß aber übte Biron, oder

vielmehr er allein führte das Staatsruder, da ihm Anna, selbst ohne Neigung zu Staatsgeschäften, sich und das Reich überließ. König August III. vergalt Birons Theilnahme an seiner Erhebung zur Polnischen Krone damit, daß er, nach dem Erlöschen des Kettlerschen Hauses in Kurland, den vormaligen Stallmeister, dem der Kurländische Adel den Rang eines Edelmanns streitig gemacht hatte, nach dem Wunsche seiner Kaiserin im Jahre 1737 mit dem Herzogthum Kurland belehnte. Dieser Herzog von Kurland herrschte über Rußland mit eisernem Scepter. Als die Dolgorucky einen Versuch machten, die Gunst der Kaiserin wieder zu erlangen, verhing er über diese Familie ein schreckliches Strafgericht, ließ mehrere Glieder derselben grausam hinrichten und sandte Tausende ihrer Anhänger nach Sibiriens Wüsten. Selbst seine Gebieterin soll sich ihm zu Füßen geworfen und vergebens um Gnade für ihre Freunde und Freundinnen gefleht haben.

---

2. Krieg mit den Türken.

(1736 — 1739.)

Während dieser Vorgänge am Hofe zu Petersburg erwarben die Russischen Waffen großen Kriegsruhm, besonders gegen die Türken. Peter I. hatte, bei dem im Jahre 1711 geschlossenen Frieden mit den letzteren, im Eingange des Vertrags bekennen müssen, er verdanke seine Rettung der Barmherzigkeit der Gläubigen, und er habe den Frieden, um welchen er gebeten, aus Gnade erhalten. Er selbst hatte diese Schmach rächen wollen; aber die Umstände hatten ihn nicht begünstigt, und der

Tod ihn übereilt. Im Jahre 1735, wo sich die Türken in einen schweren Krieg mit dem Perser-Schah Nadir (Thamas Chuli Khan) verwickelt befanden, war ein bequemer Zeitpunct gekommen. Die vielen Streifereien, mit welchen die Russischen Kosaken von den Tataren heimgesucht wurden, gaben einen Vorwand, den Frieden zu brechen. Obgleich der Sultan Mahmud I. für diesen von den Tataren gestifteten Schaden Genugthuung zu geben versprach, verwarf doch die Russische Regierung dieß Anerbieten, weil sie einen Krieg wünschte, der, wie sie hoffte, ihre Waffen bis in die Krimische Halbinsel führen, und ihr am Ufer des schwarzen Meeres festen Fuß gewähren sollte.

Münnich wurde von Warschau, wo er noch mit der Einführung des vom Russischen Hofe eingesetzten Königs August III. beschäftigt war, im Jahre 1736 zum Heere berufen. Dieses versammelte sich zu Isoum, unweit der Ukrainischen Linie, und zog, während Lascy Asow, die wichtige Festung am Ausflusse des Don, eroberte, unter Münnichs Führung gegen die Krim. Der Zugang zu derselben war durch unfruchtbare Gegenden, durch umherschwärmende Feinde, und durch die berühmten Linien von Perekop auf der Landenge dieser Halbinsel, schwierig, ja durch die letzteren, nach der Meinung der Tataren, die fünftausend Menschen mehrere Jahre nach einander daran hatten arbeiten lassen, ganz unmöglich. Aber Münnich führte seine Russen an den zwölf Klafter breiten und sieben Klafter tiefen Graben, der quer hindurchging, und hinter dem eine Brustwehr zu bedeutender Höhe hinaufstieg. Die Russen stiegen trotz des feindlichen Feuers hinab; da aber ihre Leitern nicht an die Brustwehr reichten, mußten zusammengebundene

Spanische Reiter den Mangel ersetzen, wobei die Unteren den Oberen mit ihren Bayonetten und Spießen halfen. Diese Kühnheit erschreckte die Tataren so sehr, daß sie ihre für unüberwindlich gehaltenen Linien verließen, ihr ganzes Lager, und, zwei Tage darauf, auch die Festung Perekop den Russen überließen. „Ich sehe nicht, daß deine Krieger Fittige haben," sagte der gefangen gemachte Türkische Befehlshaber, der nicht wußte, daß Entschlossenheit des Feldherrn und Tapferkeit der Soldaten die Fittige eines Heeres sind.

Diesem Geiste seiner Truppen vertraute Münnich, als seine Generale ihn auf den Mangel an Brot und auf die Schwierigkeit der Versorgung in einem verheerten Lande aufmerksam machten, und vorschlugen, bei Perekop ein Lager zu beziehen. Er ließ am folgenden Tage aufbrechen, in der Hoffnung, die Hindernisse der Natur wie die Bollwerke des Feindes zu überwältigen. Allein die ersteren waren stärker. Ungeachtet er Koslow, den größten Handelsort der Krim, und Baghtschi-Sarai, die Residenz des Khans, erobert hatte, wurde er durch die Hitze und durch Krankheiten, die in seinem Heere einrissen, genöthigt, statt nach Kaffa vorwärts, nach Perekop, und, nach Zerstörung dieser Festung und der Linien, in die Ukraine zurückzugehen, wo er sich zum neuen Feldzuge rüstete.

Dieser schien den Türken entschiedeneres Verderben zu drohen. Denn der Oesterreichische Hof entschied sich jetzt, wie oben in der Geschichte Karls VI. schon erzählt ist, zur Theilnahme an diesem Kriege. Wie kläglich es aber mit der Anführung der kaiserlichen Heere beschaffen war, und welche Unfälle dadurch für sie herbeigeführt wurden, ist dort gleichfalls schon berichtet. Aber auch

den Russen maß man einen Theil der Schuld bei, und ihren abgesonderten Unternehmungen, die auf das Hauptziel des Krieges nicht hinwirkten, und untergeordnete Zwecke verfolgten.

Münnich wollte in diesem Feldzuge sich der Mündung des Dniepers in das schwarze Meer versichern, und zu dem Ende Oczakow erobern; die an der andern Seite des Ausflusses gelegene Festung Kinburn war schon im vorigen Jahre (1736) von den Russen erobert und geschleift worden. Oczakow ward von 20,000 Türken und einer starken Artillerie vertheidigt. Das Russische Heer befand sich in einer schwierigen Lage. Die Flotte, welche den Dnieper herab Lebensmittel und andere Belagerungsbedürfnisse herbeiführen sollte, war noch nicht angekommen, und in der Nähe weder Holz noch Futter für die Pferde zu finden. Münnich, der einen Rückzug für gefährlich hielt, war der Meinung, es müsse etwas gewagt werden. Die Pferde wurden daher zurückgeschickt, und auf dem harten Boden Schanzen und Laufgräben begonnen. Ein starkes Feuer der Belagerer setzte die Stadt an vielen Orten in Brand, ein großes Pulvermagazin ward dabei entzündet. In der dadurch entstandenen Verwirrung wurde die Festung unter großem Blutvergießen erstürmt. Die Stadt selbst war so zerstört, daß für die einrückenden Truppen nicht einmal ein Obdach zu finden war. Aber die Flotte, die vierzehn Tage nach der Einnahme erschien, machte es möglich, die Häuser in bewohnbaren Stand zu setzen, und die Festungswerke zu verstärken. Münnich verfuhr hierbei, so wie in der Wahl des Befehlhabers, mit so vieler Einsicht, daß einige Zeit darauf die Türken, als sie die Wiedereroberung der Festung versuchten, abziehen

mußten, ehe noch ein Entsatz angekommen war. Münnich war nach der Ukraine zurückgegangen und hatte die Belagerung der Festungen Bender und Chotzym auf den nächsten Feldzug verschoben. Der dießjährige hatte 60,000 Menschen gekostet, und einen Türkischen Steinhaufen eingebracht. Und auch dieser mußte am Ende des folgenden Feldzuges (1738), als Mangel und Pest einen höchst verlustvollen Rückzug nothwendig gemacht hatten, wieder geräumt werden.

Dieß machte den Türken neuen Muth; denn auch die Russische Flotte hatte auf dem schwarzen Meere gegen die Türkische den Kürzern gezogen, die Oesterreicher aber waren immer weiter zurückgewichen. Im nächsten Jahre (1739) verloren diese die Schlacht bei Grotzka gegen den von den Einsichten des Franzosen Bonneval *) unterstützten Großwesir, worauf das Türkische Heer die wichtige Festung Belgrad einschloß. Münnich hatte indeß den Feldzug von 1739 glänzend und rühmlich geführt. Er war mit seinem 65,000 Mann starken Heere an den Dnieper gegangen, aber dießmal nicht durch die gefährlichen Tatarischen Wüsten, sondern durch Polen, nach dessen Einwilligung nicht gefragt ward. Die Türken waren erst in Ungewißheit über Münnichs Absicht, dann durch seine Schnelligkeit überrascht. Der Russische Feldherr erreichte den Dnieper, und setzte am 29. Juli über diesen Fluß, sich den Orten nähernd, wo acht und

*) Dieser Franzose hatte den Turban angenommen, und die Türken auf Europäische Art zu üben versucht. Als er aber diese neue Einrichtung weiter als über die 3000 Mann, mit denen er den ersten Versuch gemacht hatte, ausdehnen wollte, mußte er sie, um die Janitscharen nicht zu reizen, einstellen. Die Russen aber wurden besorgt, und zogen die beiden anderen Franzosen, die Bonneval halfen, heimlich in ihre Dienste.

zwanzig Jahre vorher Peter I. so große Schmach erlitten hatte. Gleiches Schicksal gedachte auch dießmal der Seraskier Vely Bassa den Russen zu bereiten, allein die Mittel, deren er sich dazu bediente, führten sein eigenes Verderben herbei. Er wollte die Russen recht tief in das Land locken, ihnen dann alle Futterung abschneiden, sie mit kleinen Heerhaufen beunruhigen, und so ohne Hauptschlacht vernichten; deshalb ließ er sie durch die engen Pässe und verrufenen Gebirge bei Perekop und Tschernanza ziehen, wo er sie mit einem zehnfach schwächern Heere hätte aufhalten können, geschweige denn mit dem viel stärkern, welches er unter seinem Befehle hatte. Münnich, der die Absichten des Türkischen Befehlshabers erkannte, aber verachtete, rückte bis in die Ebene, wo das Dorf Stawutschane liegt, vor. Hier stand der Feind in einem durch Kunst und Natur stark befestigten Lager, von welchem er bald rings um das Russische Heer sich zog, während die Tataren Tag und Nacht dasselbe umschwärmten.

Die Lage Münnichs war bedenklich. Eine Niederlage würde nicht allein das Heer vernichtet, sondern auch das Reich in Gefahr gesetzt haben. Die Polen, durch die Russischen Durchzüge beleidigt, lauerten auf eine solche Kunde, um ihrem Verdrusse Luft zu machen; Schweden nährte Entwürfe der Rache für die im Nystädter Frieden erlittenen Verluste. Münnich sah keine beßre Rettung, als im Siege. Sein Scharfsinn entdeckte die Gelegenheit dazu in einer Gegend des Lagers, wo Moräste und ein Fluß keinen Angriff erwarten ließen. Alsbald ordnete er den Hauptangriff gegen diese Seite an, ließ ihn aber durch einen Angriff auf einer andern Stelle verstecken. Als es ihm nun einmal ge=

lungen war, die Hindernisse des Orts zu überwältigen, war die wüthende Gegenwehr der überrascht herbeieilenden Türken vergebens; ihre Flucht geschah mit großem Verlust von Menschen und Kriegsbedürfnissen. Die Festung Chotzym, vor welche Münnich gleich nach der Schlacht zog, ergab sich. „Das hat Gott gethan, schrieb der fromme und tapfere Feldherr; der Pruth, bisher ein Fluch für Rußland, ist ihm ein Segen geworden.“ Allein die glänzenden Hoffnungen, die ihn schon über die Donau bis in das Herz des Türkischen Reichs trugen, wurden durch den schmachvollen Frieden vereitelt, welchen unterdeß Oesterreich übereilt geschlossen hatte. Nun mußte auch Rußland nachgeben. Es erhielt in seinem Frieden nicht einmal die freie Schifffahrt auf dem Schwarzen und dem Asowschen Meer, und Asow nur mit geschleiften Festungswerken. Münnich mußte sich begnügen, den Weg zur Vertreibung der Türken mit den Waffen gewiesen zu haben.

---

3. Thronveränderungen nach dem Tode der Kaiserin Anna.

Die Kaiserin Anna hatte keine Kinder. Wie nun schon durch ihre Erhebung die weibliche Nachkommenschaft Peters des Großen übergangen worden war, so wurde auch bei ihrem Tode nicht diese Nachkommenschaft, sondern die Nichte der Kaiserin, ihrer Schwester, der Herzogin Katharina von Mecklenburg, Tochter Anna, die an den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig vermählt worden war, zur Erbfolge bestimmt. Doch sollte sie nicht selber regieren, sondern ihr Sohn Iwan den Thron besteigen, und während der Minderjährigkeit des-

selben Biron als Regent des Reichs die Vormundschaft führen. So lautete die Acte, welche der sterbenden Kaiserin zur Unterzeichnung vorgelegt ward. Die Grafen Münnich, Ostermann, Löwenwolde und Bestuchew, theils von Furcht, theils von Hoffnung geleitet, hatten die Sache unterstützt. Als nun Anna am 28. Oct. 1740 starb, übernahm der Herzog-Regent mit dem Titel „Kaiserliche Hoheit," den er sich vom Senate beilegen ließ, die Verwaltung.

Die Eltern des Großfürsten, die Prinzessin Anna und der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, hielten sich dadurch in ihren Rechten, der Letztere sogar in seiner äußern Ehre verletzt; auch der Feldmarschall Münnich fand sich bald in seiner Hoffnung, Oberbefehlshaber aller Macht zu Wasser und zu Lande zu werden, getäuscht. Das Mißvergnügen Beider vereinigte sie gegen Biron, der sich durch die Treue der zwei Garderegimenter, die sein Bruder und sein Sohn befehligten, gesichert glaubte. Aber Münnich, noch mehr bedroht durch eine geheime Verbindung zwischen Biron und der Prinzessin Elisabeth, der Tochter Peters des Großen, die er vornehmlich von der Thronfolge verdrängt hatte, gewann die Preobraschenskische Garde, und überfiel mit derselben in der Nacht zum 8. Nov. 1740 seinen Feind im Palaste. Er nahm ihn gefangen, und schickte ihn erst nach Schlüsselburg, bald darauf aber nach Sibirien. Anna erklärte sich zur Regentin, und Münnich ward Alles leitender Premier-Minister. Aber die Einigkeit zwischen Beiden dauerte nicht lange. Münnichs hochfahrender Sinn ertrug keine Nebenbuhler; er fühlte, sie ersetzen zu können. Ob er gleich dem Herzog Anton Ulrich die Würde eines Oberfeldherren lassen mußte, konnte der Be=

sieger der Türken nicht umhin in die Bestallung zu setzen: „daß der Feldmarschall Münnich diese Würde zwar habe verlangen können wegen seiner Verdienste, daß er sie aber dem Vater des Kaisers überlasse." Eben so sehr ward der Herzog durch die wegwerfende Weise beleidigt, womit ihn Münnich behandelte; selten oder gar nicht wurden ihm die Anordnungen, die der Premier-Minister über das Kriegswesen traf, vorher mitgetheilt. Der Graf Ostermann, der die Staatssachen gern allein leiten wollte, benutzte die Neigung Münnichs für Preußen *), um ihn bei der Regentin, welche diesem Hofe gram war, verhaßt zu machen. Während einer Krankheit Münnichs, und bald nach einem unter seiner Vermittelung mit Preußen abgeschlossenen Bundesvertrage, ging daher die Großfürstin als Gewährleisterin der Pragmatischen Sanction, eine Verbindung mit den Höfen zu Wien und Dresden ein, die nur gegen Friedrich gerichtet seyn konnte, der kurz vorher in Schlesien eingebrochen war. Nun forderte Münnich seinen Abschied, in der Meinung, er sey unentbehrlich, und man werde ihn bitten. Allein die Regentin sah sich gern von einem lästigen Theilnehmer befreit, und entließ ihn.

Während die Glieder der Regierung sich unter einander auf diese Weise entzweiten, hatte sich in der Nähe ein Ungewitter gebildet, welches plötzlich sie alle zerschmetterte, und auch Münnich, der nur zu lange mit seiner Abreise gezögert hatte, noch in den Untergang zog. Elisabeth, die jüngere Tochter Peters des Großen, lebte in scheinbarer, aber von Münnich wohl beobachteter Stille

*) Friedrich II. hatte zu seinem Gesandten den Major von Winterfeld, einen Stiefschwiegersohn Münnichs gewählt, und ließ den letztern wegen mancher Angelegenheiten um Rath fragen.

zu Petersburg. Ihre Reize verschafften ihr Freunde, ihre Abstammung gewann ihr bei dem Volke, das unwillig seit langer Zeit Deutsche über sich herrschen sah, Zuneigung, in ihr selbst war die Ueberzeugung lebendig, als Tochter Peters des Großen ein besseres Recht zum Throne als die Regentin und deren Sohn zu haben. Nach Münnichs Entfernung von der Verwaltung war es leichter geworden, etwas Kühnes zu wagen; die Geldunterstützungen des Französischen Gesandten La Chetardie, der Oesterreich eines wichtigen Bundesgenossen berauben wollte, gewährten äußere Hülfsmittel, und die sorglose Sicherheit der Regentin Anna verstattete, was durch Münnichs sorgfältige Beobachtung der Prinzessin bisher gehindert worden war. Diese spazirte nun oft in den Kasernen der Garde umher, hielt Kinder gemeiner Soldaten über die Taufe, erlaubte solchen Soldaten, hinten auf ihren offenen Schlitten zu treten, wenn sie in den Straßen von Petersburg herum fuhr, und that mehrere Schritte, welche sie hätten verdächtig machen sollen. Die Gesandten Englands und Oesterreichs warnten vergebens.

Das beabsichtigte Unternehmen entzog sich der Aufmerksamkeit durch die Unscheinbarkeit des unmittelbaren Werkzeugs, dessen Elisabeth sich bediente. Es war ihr Wundarzt Lestocq, der ihren Entschluß zur Reife und die Sache zur Ausführung brachte. Er zeigte ihr, als er an einem Morgen zu ihr trat, ein Kartenblatt, auf dessen einer Seite er ihr Bild mit der Kaiserkrone, auf der andern mit einem Nonnenschleier, ihre Anhänger aber auf Blutgerüsten, gezeichnet hatte. „Wählen Sie, sagte er, die Wahl hängt von dem Augenblick ab." Elisabeth entschloß sich. In der Nacht vom 24. zum 25 November 1741 fuhr sie, von ihrem Kammerjunker Woron=

zow und von Lestocq begleitet, auf einem Schlitten nach den Kasernen der Grenadiere von der Preobraschenski-schen Garde, brachte einige hundert Mann auf ihre Seite, und eilte, ohne Widerstand zu finden, nach dem kaiserlichen Palast, wo die großfürstliche Familie gefangen genommen wurde. Dasselbe widerfuhr den Grafen Ostermann, Löwenwolde, Golowkin und Münnich. Militair und Civil huldigten ihr am folgenden Tage; eine Kundmachung bewies dem Volke die Rechte und Ansprüche der neuen Kaiserin, und die Unrechtmäßigkeit der vorigen Regierung.

Um alle Spuren der letztern zu vernichten, wurden die mit Iwans Bildnisse geprägten Münzen sorgfältig eingezogen und umgeschmolzen, der unglückliche Knabe selbst, der kaum ins zweite Lebensjahr getreten war, erhielt einen Kerker in Schlüsselburg zur Wohnung, lernte weder lesen noch schreiben, und der wachthabende Officier ward angewiesen, ihn auf der Stelle niederzustechen, wenn ein Versuch, ihn zu befreien gemacht werden sollte. Seine Eltern wurden nach Sibirien verwiesen, und da sie ihr Unglück durch ihre gegenseitige Liebe sich erträglich machten, wurden sie auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, die zwar das Gelübde gethan hatte, niemals ein Todesurtheil zu unterschreiben, aber nur um desto grausamer strafte, von einander getrennt *). Die übrigen

*) Die Regentin Anna starb am 9. März 1746 zu Kolmogori bei Archangel; ihr Gemahl, der Herzog Anton Ulrich blieb bis an seinen Tod, der erst 1775 erfolgte, in Sibirien, auch nachdem die Verhältnisse sich längst geändert hatten. Er weigerte sich, die von Katharina II. ihm ertheilte Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland anzunehmen, um dort sein Unglück nicht zur Schau zu tragen. Seine Kinder wurden nach Dänemark gebracht, wo sie erblos gestorben sind.

Gefangenen, unter ihnen auch Münnich, wurden zum Tode verurtheilt, aber auf dem Blutgerüste begnadigt, und sämmtlich nach Sibirien verwiesen. Münnich, den seine Gattin und sein Hausprediger Martens dahin begleiteten, begegnete in der Vorstadt von Kasan dem Herzoge Biron, der nebst vielen Anderen zurückkehrte. Sie blickten sich starr an, und fuhren, ohne ein Wort zu sprechen, an einander vorüber.

Unter diesen Rückkehrenden befand sich auch Bestuchew, der als ein treuer Anhänger Birons, in dessen Sturz mit verwickelt worden war. Lestocq, zum Grafen erhoben, und mehr auf Geldbelohnungen als auf Würden bedacht, empfahl ihn der Kaiserin zum Vicekänzler, gab aber sich selbst in ihm den gefährlichsten Feind. Entgegengesetzte politische Ansichten, da Lestocq Preußens Partei hielt, während Bestuchew mit der Kaiserin Oesterreichisch gesinnt war, wurden Anlaß oder Vorwand seines Falles. Man beschuldigte ihn, er habe, mit Preußen und Frankreich vereint, Schweden auf Kosten Rußlands mächtiger machen wollen. Die Kaiserin ließ den Mann, der sie auf den Thron gehoben hatte, durch Peitschenhiebe zum Geständniß seiner angeblichen Schuld bringen, dann knuten und nach Sibirien führen. Bestuchew, Preußens unversöhnlicher Feind, seit im Jahre 1745 der Französische Gesandte, vereint mit dem Preußischen, ihn hatte stürzen wollen, um die Englisch-Oesterreichische Partei vom Hofe zu verdrängen, ward nun ausschließlich die Seele der Russischen Staatskunst.

Elisabeth überließ das Regieren Anderen, und führte für sich ein äußerst zügelloses Privatleben, dessen Ausschweifungen wunderlich genug mit Uebungen andächtelnder Frömmigkeit durchflochten wurden. Einer ihrer

Günstlinge, Rasumowsky, welcher als Chorknabe in der kaiserlichen Kapelle gesungen hatte, und zum Grafen erhoben worden war, wurde, wie man sagt, heimlich ihr Gemahl; ein anderer Iwan Schuwalow, war durch seine Habsucht das Schrecken der Handelsleute. Die Verwaltung des Staates befand sich in der schrecklichsten Auflösung; eine geheime Inquisition verwandelte oft die Pflege des Rechts in die Ausübung schreiender Ungerechtigkeiten. Die Todesstrafe ward abgeschafft; aber um kläglichen Weibergeklätsches willen erhielten nicht selten Mitglieder der vornehmsten Familien die Knute und wurden mit abgeschnittenen Zungen nach Sibirien geschickt.

---

4. Polen.

(1709 — 1763.)

Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, den die Natur mit glänzenden Gaben ausgestattet und sein günstiges Geschick, durch den Tod eines ältern Bruders, zur Herrschaft über ein wohlhabendes, gebildetes und treues Volk berufen hatte, brachte es im Jahr 1697 durch Geld und Bewerbungskünste dahin, daß ihn die Polen zu ihrem Könige wählten. Um diese Krone zu erlangen, entsagte er dem Glaubensbekenntnisse, dessen Beschützer die Kurfürsten von Sachsen seit zwei Jahrhunderten gewesen waren. Die Wiedereroberung des Kurhauses Sachsen für die katholische Kirche wurde in Rom mit dem Ambrosianischen Lobgesange in allen Kirchen und durch Abfeuerung der Kanonen der Engelsburg gefeiert. August that diesen Schritt, welchen im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts einige protestantische Fürsten und Gelehrte aus

Ueberzeugung oder nach Ueberredung gethan hatten, als Weltmann, dem keine der beiden Kirchenformen am Herzen lag, und der daher, als die Politik ihm einen großen Gewinn für Verlassung derselben bot, kein Bedenken trug, ein Opfer zu bringen, das seiner Ueberzeugung nichts kostete. Indeß hätte die Politik ihm auch sagen sollen, daß er durch seinen Uebertritt sein Haus aus der bedeutsamen Stellung hinwegrückte, die dasselbe als Vorstand des evangelischen Reichskörpers mit einem Ansehen und Einflusse, welche dem des Kaisers wenig nachstanden, besessen hatte. Zwar sollte, seiner Absicht gemäß, in diesem Verhältnisse, wie in der kirchlichen Verfassung des Sachsenlandes selbst, nichts verändert werden, und wie er zu diesem Behufe seinen Unterthanen die bündigsten Zusicherungen gab, daß das evangelische Kirchenwesen als Staatsreligion Sachsens, ungestört von der katholischen Hofreligion, fortbestehen solle; so erklärte er auch den protestantischen Reichsständen, daß seine Religionsveränderung ein bloßes persönliches Werk sey, und brachte es, nach Ueberwindung der ersten Empfindlichkeit, wirklich dahin, daß ihm der Vorsitz des evangelischen Reichskörpers in Regensburg unter der Bedingung, diese Angelegenheit durch seine evangelischen Minister führen zu lassen, von den evangelischen Mitständen wieder übertragen ward. Es fehlte aber seitdem bei den Gliedern dieser Körperschaft das rechte Vertrauen in ihr andersgläubiges Haupt, und das kirchlich-politische Fundament der Bedeutsamkeit Sachsens war für immer erschüttert. Aber so gewaltig war das Joch der Staats- und Lebensformen, welches damals auf dem Deutschen Volke lastete, daß dieser Schmerz in sich verstummen mußte, und unter den zahlreichen Posaunenstößen, welche die litterari-

sche Schmeichelei zur Verherrlichung des Sächsischen Herkules und Achilles ertönen ließ, ward kein Wort der Klage über den Schritt, durch den der Landesvater von dem Herzen seines Volkes sich losriß, gehört, wenigstens nicht der Druckerpresse vertraut. *)

Die Polnische Krone, welche August um so hohen Preis erkaufte, war ein so wenig wünschenswerthes Gut, daß die Nation im Jahre 1668, als König Kasimir durch keine Bitten abgehalten werden konnte, dieselbe niederzulegen, ein Gesetz gemacht hatte, daß hinführo kein König abdanken dürfe. Während im übrigen Europa die Macht der Könige, unterstützt von den Fortschritten der bürgerlichen Cultur, größere Stärke gewann und der vormals mitherrschende Adel überall Unterthan des Thrones ward, eignete in Polen, wo die Städte aus ihrer Unbedeutsamkeit sich nicht empor arbeiten konnten, und der Bauer zu völliger Leibeigenschaft herabgedrückt ward, der Adel ausschließend alle staatsbürgerlichen Rechte sich zu, und stellte, im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung ein halbe Million gegen zehn Millionen, allein die Nation vor. Als solche bildete er eine demokratische Republik, deren erwähltes Oberhaupt an der Staatsgewalt nur geringen Antheil besaß, und meist nur seinen Namen zur Genehmigung der von dem Reichstage gefaßten Beschlüsse hergab. Athen und Rom hatten zur Zeit des höchsten Rausches der Volksherrschaft weder so große Gleichheit der Bürger, wie die des Polnischen Adels, gekannt, noch so stürmische Versammlungen

---

*) Einen merkwürdigen Zug der Volksstimmung erzählt Müller in den Sächsischen Annalen. Als das Tedeum wegen der erlangten Königskrone in der Frauenkirche gesungen worden war, stimmte die versammelte Gemeinde das Lied an: Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ.

gen, wie die Polnischen Reichstage waren, gesehen. Alle Edelleute waren in ihren Rechten und Ansprüchen einander gleich, und es machte in denselben keinen Unterschied, ob der eine Güter im Werthe eines Fürstenthums besaß, der andere vom Dienstlohne lebte. Neben den Deputirten oder Landboten, welche die einzelnen Woiwodschaften erwählten, nahm zwar ein Senat, aus den sämmtlichen Erzbischöfen, Bischöfen, Woiwoden, Kastellanen und den Ministern des Königs bestehend, an der National-Repräsentation Theil; aber diese Körperschaft, die nicht auf erbliches Besitzthum, sondern auf Aemter königlicher Verleihung gegründet war, wurde im Kampfe um diese Aemter und Würden gewöhnlich selbst ein Tummelplatz des wildesten Parteigeistes, und war ganz und gar nicht geeignet, die Hinneigung des Nationalcharakters zum Faktionsgetreibe zu ermäßigen, und Haltung in das Polnische Staatswesen zu bringen. Im Jahre 1652 geschah es, daß ein Landbote Siczinski aus Litthauen, Widersprüche gegen die Beschlüsse des Reichstages erhob und großes Getümmel erregte, nachher aber der Nothwendigkeit, dem Mehrtheile nachzugeben, durch heimliche Flucht entwich. Sein Anhang stellte nun die Behauptung auf, daß hiernach die Fassung eines einmüthigen Beschlusses nicht mehr statt finden könne, und der Reichstag war schwach oder bethört genug, diese Ansicht gelten zu lassen. Dergestalt wurde durch eine einzige Gegenstimme nicht nur das ganze Ergebniß der damaligen Berathungen gesprengt, sondern auch ein Grundsatz anerkannt, der die Kraft der Gesammtheit der Willkühr jedes einzelnen Abgeordneten Preis gab, welchem es einfiel, mit den Worten: Ich will nicht, Einspruch gegen einen Beschluß zu erheben, und durch seine Entfer-

nung den Reichstag zu zerreißen. Das liberum veto — so hieß dieses in der Geschichte der Staatsverfassungen einzige Vorrecht — wurde von den Polen zugleich verwünscht und vergöttert. Wer es ausübte, wurde, wie der Urheber, dem öffentlichen Abscheu geweiht; aber das Recht, es auszuüben, galt für das Palladium der Freiheit. Bei der Krone ward eine stete Neigung dasselbe anzutasten, vorausgesetzt, und dieselbe ebendeshalb von der Nation mit stetem Mißtrauen betrachtet. Jedermann fühlte, daß der König, welcher die Gesetze vollziehen und für Erhaltung des öffentlichen Wohls sorgen sollte, mit einer Einrichtung nicht zufrieden seyn konnte, nach welcher, in einem stärkern Maaße als irgendwo anders, Parteigeist und Leidenschaft über die Gesetzgebung herrschen durften; aber Niemand wollte dazu beitragen, sich seinen Antheil an der Staatsgewalt nehmen oder verkürzen zu lassen. Unter dem Einflusse dieses zerstörenden Verfassungsgrundsatzes versank Polen, welches früher unter den Reichen des Nordens die erste Stelle eingenommen hatte, in innere Auflösung. Die Staatsgewalt befand sich in völliger Ohnmacht. Bei jedem Schritte, den sie versuchte, um irgend einen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu beleben, trat ihr das widersinnige Veto entgegen. Die Heere blieben ohne Kriegskunst und ohne geregelte Ergänzung, die Festungen auf Städte, mit alten, vor Erfindung des Geschützes errichteten Mauern beschränkt. Alle großen Veranstaltungen, welche bei anderen Völkern durch die Staatskraft ins Leben gesetzt wurden, fehlten nothwendig da, wo der Widerspruch eines Einzelnen auf den Land- und Reichstagen jeden, auch den gemeinnützigsten und einleuchtendsten Vorschlag, rückgängig machen konnte. In den drin-

gendsten Nothfällen half man sich durch Conföderationen, — außerordentliche Verbindungen, welche geschlossen wurden, um das, was nach Zerreißung des Reichstages in gesetzmäßigen Formen nicht zu bewirken war, im ungesetzlichen Wege zu Stande zu bringen. Diejenigen, welche eine Conföderation zu errichten gedachten, verabredeten mit einander ihre Maaßregeln und hielten Zusammenkünfte; dann thaten Kreise, Woiwodschaften, Provinzen ein Gleiches; zuletzt vereinigten sich diese einzelnen Verbindungen durch eine besondere Acte zu einer General-Conföderation, und erschienen unter diesem Namen auf dem Reichstage. Die Könige selbst versuchten zuweilen, solche Conföderationen zu bilden, oder sie traten denen, welche sich ohne ihre Theilnahme gebildet hatten, bei. Der Aufstand gegen die Staatsgewalt wurde dergestalt zu einer rechtmäßigen Handlung, und was anderwärts für ein Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung galt, war in Polen zuweilen das einzige Mittel, einige Spuren derselben herzustellen oder aufrecht zu erhalten. Schon das war ein Zeichen derselben, daß bei den Berathschlagungen der Conföderationen die bloße Mehrheit der Stimmen entschied, und nicht, wie bei den Reichstagen, Einmüthigkeit der Meinungen verlangt ward.

So gering die Einwirkung des Königs auf das Ganze des Staatswesens war, so ward doch die Verwirrung aufs höchste gesteigert, wenn sein Tod den Schattenthron in Erledigung setzte. Alsdann versammelten sich zum Wahl-Reichstage unter dem Vorsitze des Erzbischofs Primas von Gnesen, in der Ebene von Wola bei Warschau, nicht wie zu anderen Reichstagen, die Landboten, sondern so viele des Adels in Person, als ein Pferd aufzubringen und nach Warschau zu rei-

ten im Stande waren. Diese Hunderttausende von berittenen Wählern, deren jeder zur Erlangung der Krone berechtigt war, erhoben zuerst ihre Stimme zur Absingung des Veni Creator Spiritus, dann stellten sie sich unter die Fahnen ihrer Woiwoden, und die Wahlhandlung begann, indem die Wahlstimmen der Woiwoden, von dem Geschrei des bei ihnen versammelten Adels genehmigt, dem Erzbischofe überbracht wurden, welcher zuletzt denjenigen, für den die Stimmen sich vereinigt hatten, als König ausrief. Es konnte geschehen, daß in dieser Weise einer aus der Mitte und nach dem freien Entschlusse des Adels, auf den Thron gehoben ward. Eine Wahl dieser Art war, wie schon im vorigen Bande (S. 510.) erzählt ist, im Jahre 1669 gehalten, und den Bemühungen zweier fürstlicher Bewerber und ihrer Parteien entgegen, der unbedeutende Thomas Wisniowiecky, dessen Name zufällig genannt worden war, von der Mehrheit des Adels mit plötzlichem Jubelrufe, wie aus einer Eingebung, als König begrüßt worden.

Auch die Wahl des folgenden Königs Johann Sobiesky, geschah im Jahre 1673 durch einstimmigen Zuruf, wenigstens dem Anscheine nach, unvorbereitet, was indeß bei dem Feldherrnruhme des Mannes nicht eben unerklärbar war. August von Sachsen hingegen verdankte im Jahr 1697 unverholen dem Umstande, daß sein Gesandter Flemming auf dem Wahlreichstage mit seinem Gelde länger als der Französische mit dem seinigen ausreichte, seinen Sieg über den Prinzen Conti, seinen Mitbewerber, und demnach das nicht beneidenswerthe Glück König von Polen zu heißen *). Wie er in

*) Um das Geld, das die Polnische Krone ihm kostete, herbei zu schaffen, verkaufte August die Erbvoigtei über Quedlinburg, die

dem Kriege gegen Karl XII. die Polnische Krone verlor, und im Altranstädter Frieden auf dieselbe Verzicht leistete, als aber die Kunde von der Schlacht bei Pultawa erscholl sogleich mit einer Sächsischen Armee nach Polen zurückkehrte, und den von Karl eingesetzten Stanislaus Leszinsky als Anmaaßer vertrieb, ist in der Geschichte des Nordischen Krieges erzählt worden.

Nach seiner Wiederherstellung behielt König August die Sächsische Armee in Polen, in der Absicht sich derselben zur Unterdrückung der Nationalfreiheit und zur Einführung wirklicher Königsgewalt zu bedienen. Aber der unzweifelhafte Wunsch war ohne einen bestimmt entworfenen Plan, und so viele glänzende Eigenschaften August auch besaß, so fehlte ihm doch diejenige Geistes- und Charaktergröße, welche erforderlich gewesen wäre, wenn die wilden Elemente des Polnischen Wesens hätten bewältigt und allmählig in die Formen des modernen Staatsthums gezähmt werden sollen. Er glaubte alles gewonnen zu haben, wenn er die Großen gewonnen hätte. Inzwischen wurde der niedere Adel durch die Erpressungen, welche die Truppen des Königs nothgedrungen ausübten, weil ihnen der unentbehrlichste Unterhalt abging, zum höchsten Unmuthe gereizt. Er ergriff endlich die Waffen, conföderirte sich durch das ganze Reich und fiel über die Sachsen her. In ihren Quartieren zerstreut, konnten dieselben sich nicht mit Erfolge

---

dazu gehörigen Aemter Ladenburg, Sevenberg und Geerdorf, das Reichsschulzenamt in Nordhausen und das Petersberger Kloster, an Brandenburg für 300,000 Rthlr.; Die Sächsischen Rechte auf das Herzogthum Lauenburg an Hannover für 400,000 Rthlr.; die Landeshoheit über Schwarzburg an die bis dahin lehnspflichtigen Grafen um 200,000 Rthlr. und einen jährlichen Steuerbeitrag von 1000 Rthlr.

vertheidigen und wurden größtentheils aufgerieben. Die Großen, auf welche August gerechnet hatte, traten der allgemeinen Bewegung bei, und dem Könige blieb am Ende nichts übrig, als die Russische Vermittelung anzusprechen. Durch dieselbe kam, am 3. November 1716, ein Vergleich zu Stande, nach welchem der König seine Sachsen entließ, aber auch die National-Armee weit unter die Hälfte ihres früheren Bestandes herabgesetzt wurde. Diese Verminderung der Staatskraft galt dem Könige vermöge des widersinnigen Verhältnisses, welches zwischen ihm und der Nation statt fand, für einen von ihm errungenenen Vortheil.

Von dieser Zeit an vertauschte August den Plan, die Polnische Nation durch Gewalt zu unterjochen, gegen den andern, sie durch Sittenverderbniß und Prunksucht sich zu eigen zu machen. Er hielt einen glänzenden und üppigen Hof, an welchem die Künste der Verfeinerungen den Genüssen der rohen Sarmatenkraft beigesellt wurden. Die Verführung bemächtigte sich des weiblichen Geschlechts, und indem dasselbe die Gewalt benutzen lernte, welche es über Sclaven der Sinnlichkeit zu erwerben vermag, entstand in Polen ein Einfluß der Weiber auf Staatsangelegenheiten, welcher der Macht, die sie in Frankreich übten, wenig nachgab. Dennoch vermochte König August nicht durchzusetzen, was in anderen Zeiten den Königen von Frankreich, England und Spanien gelungen war, Herr in dem Reiche, dessen König er hieß, zu werden, und die Herrschaft des Adels in gehorsame Unterthänigkeit umzuwandeln. Wie lebhaft sein Eifer war, diesen Zweck zu erreichen, doch fehlte ihm das Genie oder das Glück, welches Fürsten in ähnlichen Verhältnissen mit Erfolgen gekrönt hat. Kein Mittel zu

diesem Behufe wurde verschmäht, keines aber gereicht dem Könige weniger zum Ruhm, als daß er sogar seine vormaligen Glaubensgenossen der Verfolgung überließ, um dem Mißtrauen des Mehrtheils der Nation zu begegnen, und die von seinen Gegnern gegen ihn erhobene Verdächtigung, daß er nicht eifrig katholisch sey, zu entkräften. Durch Benutzung dieser gezwungenen Stellung des Königs gelang es den Feinden der Protestanten, denselben alle Vortheile der Religionsfreiheit, welche sie in den beiden letzteren Jahrhunderten in Polen genossen hatten, zu entreißen. Dem Anscheine nach hätte diese Absicht an dem liberum veto ein unübersteigliches Hinderniß finden sollen, indem die Stimme eines einzigen dissidentischen Landboten verfassungsmäßig hinreichte, die Beschlüsse der Unduldsamkeit und des falschen Religionseifers zu nichte zu machen; dennoch ging unter Umständen, die in ihren Einzelheiten nicht genau bekannt sind, unzweifelhaft aber auf das Zusammenwirken geheimer Verabredungen von der einen, und auf Schwäche oder Ueberraschung von der andern Seite schließen lassen, etwas ganz Unerwartetes und Verfassungswidriges durch. Der außerordentliche Reichstag, der am 1. Februar 1717 zur Bestätigung des Vergleiches über die Entfernung der Sächsischen Truppen gehalten ward, erhob sich plötzlich über seine Befugnisse, und ließ die von einer Conföderation entworfenen Gesetze als Gesetze der Republik vorlesen, ohne der Minderzahl Einspruch zu gestatten. Bekanntlich ist es so schwer nicht, große Massen durch geschickte Behandlung einer vorhandenen Stimmung zu den widersinnigsten Beschlüssen fortzureißen. Ein solches Kunststück gelang damals dem verfolgungssüchtigen Theile des katholischen Klerus, und aller Anhänglichkeit der Polni-

schen Nation an das liberum Veto zum Trotz wurde damals das Gesetz gemacht, daß alle dissidentischen Landboten von dem Reichstage ausgeschlossen seyn sollten. Um jeden Verdacht zu entfernen, daß er irgend eine Anhänglichkeit an seine Glaubensgenossen habe, machte August bald darauf den Uebertritt seines Sohnes, des Kurprinzen August, bekannt*). Die gegen das nicht katholische Kirchenthum gerichtete Anfeindungs- und Verfolgungssucht nahm seitdem von Jahr zu Jahr zu, im merkwürdigen Gegensatze gegen die allgemeine Duldung, auch der von den Protestanten selber verfolgten Socinianer, durch welche Polen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte vor allen anderen Staaten Europa's sich ausgezeichnet hatte.

Die von unbesonnenen Jünglingen verübte muthwillige Beschädigung eines Christus-Bildes war Veranlassung gewesen, daß im Jahr 1638 die zu Rakau, einem Städtchen in Podolien, befindliche Schule und Hauptstätte des Socinianismus in Polen zerstört wurde. Ein

*) Dieser Uebertritt war schon im Jahr 1712 zu Bologna geschehen. Die Bekanntmachung an die Sächsischen Landstände aber erfolgte am 23. Oct. 1717, zu einer Zeit, wo man in Sachsen eben im Begriff war, das zweihundertjährige Jubelfest der Reformation zu feiern. In dem Rescript hieß es, der König habe seinem Sohne in diesem Stücke volle Freiheit gelassen; der Prinz aber habe sein Herz ihm offenbaret, daß er sich bewogen finde, den katholischen Glauben anzunehmen. Da nun die Religion, zu welcher der König sich bekenne, erfordere, daß er solcher Entschließung keineswegs entgegen, sondern auch damit vergnügt sey; so wolle er solches den Ständen und Unterthanen bekannt machen, und sie zugleich bedeuten, sich durch diese Glaubensveränderung in keine Besorgniß setzen zu lassen. „Wir selbst sind in der Religionssache Niemand beschwerlich gewesen, wohlwissend, daß der Glaube eine Gabe Gottes ist und daß alle unsere Unterthanen sich in dem, was das Gewissen anbelangt, derselben Freiheit zu erfreuen haben müssen, so wir unsern königlichen Prinzen frei gestellet." Theatrum Europaeum vom Jahre 1717. S. 169.

ähnlicher Vorfall brachte im Jahr 1724 über eine Stadt, die für eine Hauptstütze des Lutherthums auf dem Gebiete der Polnischen Herrschaft galt, schweres Unheil. Thorn, von den Deutschen Rittern gegründet, hatte im Jahr 1454 gleich dem übrigen Westpreußen den Gehorsam des Ordens verlassen und sich unter den Schutz der Krone Polen begeben (Th. VI. S. 410). Als im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts die in Deutschland entstandene Reformation über Polen sich verbreitete, verschaffte die Gunst der Obrigkeiten und die Neigung des Bürgersinnes den neuen kirchlichen Formen auch in den Westpreußischen Freistädten schnellen Eingang. Im Verlaufe der Zeit verschmolzen sich diese Formen mit der städtischen Verfassung aufs engste zu einem Gegensatze gegen das Polnische Staats- und Nationalwesen, welches sich mehr und mehr seinen älteren, mit Deutscher Art und Sitte befreundeten Verhältnissen entzog. Der Einfluß, welchen die Jesuiten unter den Königen aus dem Hause Wasa in Polen erlangten, und ihr Bemühen, in den von der Römischen Kirche abgewendeten Städten neue Pflanzstätten zur Wiederherstellung des alten Kirchenthums anzulegen, fand daher hier, wie anderwärts, lebhaften Widerstand und verstärkte den bürgerlichen und kirchlichen Oppositionsgeist gegen den andersgläubigen Staat, dem die Stadt unterworfen war. Nach vieljährigem Widerstande mußte aber nachgegeben und dem Orden die Erbauung eines Collegiums gestattet werden. Seitdem gab es unaufhörliche Händel des Magistrats mit den eingedrungenen Vätern. Die Bürger klagten, daß die Jesuiten durch freien Unterricht und anderweite Unterstützungen Knaben und Erwachsene an sich zögen; daß sie durch Gewerbsbetrieb innerhalb ihres

Collegiums die städtischen Berechtigungen umgingen, daß die Jesuiten sich ein freches beleidigendes Betragen gegen die übrigen Einwohner, besonders gegen die Schüler vom Lutherischen Gymnasium erlaubten, und darin von ihren Vorgesetzten eher bestärkt als gehemmt würden. Die hierüber entstandene Erbitterung kam endlich durch Schuld jener übermüthigen Jünglinge zum Ausbruche. Am 16. Juli 1724 mißhandelte ein Polnischer Jesuiten-Schüler, bei Gelegenheit einer Prozession, einige evangelische Zuschauer, welche nicht niederknien wollten, und wiederholte dieß ein paar Stunden nachher mit mehreren Begleitern an Leuten, welche sich auf der Straße befanden. In der hierüber entstandenen Schlägerei wurde der Urheber des Lärms von der Wache verhaftet. Zur Wiedervergeltung bemächtigten sich die Jesuiten-Schüler eines Lutherischen Gymnasiasten und sperrten ihn im Collegium ein. Während der Magistrat den Pater Rector um Auslieferung desselben beschickte, versammelte sich eine Menge Schüler und Handwerksgesellen vor der Thür des Collegiums. Durch Schimpfworte und Steinwürfe gereizt, drang ein Haufe desselben in das Haus und befreite den Gefangenen. Die Jesuiten-Schüler schossen und warfen nun unter das Volk, läuteten auch mit ihrer Stundenglocke Sturm, zogen aber nur noch mehr Gegner herbei. Ein erneuter Angriff auf das Collegium geschah; der Pöbel drang ein, zerschlug Fenster, Tische Geräthe und Bilder, und machte endlich von den Trümmern unter freiem Himmel ein Feuer, an welchem er sich ergötzte, bis ihn um Mitternacht die Wache davon trieb. Ohne Zweifel war dieß ein sträflicher Unfug, und das Verfahren des Magistrats bei der polizeilichen Abwehr, wie nachher bei Untersuchung und Bestrafung

des Vorfalls, vom Tadel nicht frei; der Verdacht wenigstens lag sehr nahe, daß die lange Verspätung der dem Collegium gebührenden Hülfe seiner Abneigung gegen die Jesuiten und seinem Wunsche angehöre, dieselben die Stärke des Volkshasses fühlen zu lassen. Noch weniger war den Forderungen der Klugheit sein nachheriges Verfahren angemessen. Auf das laute Geschrei, welches die Jesuiten erhoben, wurde nichts erwiedert, und weder ein Schritt zur Begütigung der Beleidigten gethan, noch der Klage auf Kirchenraub und Gottesschändung, welche sie in Warschau anbrachten, etwas Ernstliches entgegen gesetzt; nicht einmal ein bedeutender Mann aus dem Rathe hingesandt. So konnte sich das Ungewitter zum Verderben der armen Stadt ungehindert zusammenziehen. Im September erschien eine Untersuchungs-Commission, bei welcher sich zwei geschworne Feinde der Thorner, der Bischof von Plozk und der Fürst Lubomirski befanden. Weil bei der Plünderung des Collegiums einige Marien- und Heiligenbilder beschädigt, und nachher sogar verbrannt worden waren, sprach man nur von der Beleidigung, die der Königin des Himmels angethan worden sey, und bewies, daß dieser gegen Gott an seiner Mutter verübte Frevel viel strenger bestraft werden müsse, als wenn ein irdischer Monarch beleidigt worden sey. Alles ließ schon damals ein äußerst ungünstiges Ergebniß erwarten: die Commission suchte unter andern von einem Amtsdiener des Magistrats mit Androhung der Tortur die Aussage zu erpressen, daß der erste Bürgermeister den Befehl zum Tumulte gegeben habe, und bis zum Abgange derselben wurden über sechzig Menschen zur Haft gebracht. In früheren kräftigeren Zeiten des Bürgerthums würde, bei solchen Aussichten, eine wehrhafte Stadt Maaßregeln er-

griffen haben, sich gegen eine ihr zugedachte schmähliche Behandlung sicher zu stellen; besonders mußte nach Polnischer Verfassung, in welcher Widerstand der Einzelnen gegen Beschlüsse der Gesammtheit nichts Ungesetzliches war, ein solcher Entschluß weniger bedenklich als anderwärts erscheinen. Allein gegen das Gefühl von Kraft und politischer Mannheit, welches in jenem Jahrhundert allgemeiner Schlaffheit der Polnische Adel in sich lebendig erhalten hatte, bildete der Sinn des leidenden Gehorsams, welcher im Deutschen Bürger- und Mittelstande unter dem Drucke der steifen Formen eines geistlosen Kirchen- und Staatswesens einheimisch geworden war, einen gar traurigen Gegensatz.

Am 2. October wurde auf dem Reichstage zu Warschau die Sache an das Königliche Assessorial-Gericht gewiesen, und am 26. October die Verhandlung begonnen. Der Ankläger Nagrodski trat im Namen der Jesuiten mit den härtesten Anträgen auf; von Seiten der Stadt erschienen zwar Abgeordnete, um den angenommenen Advokat Bohuszewski in seiner Vertheidigung zu unterstützen, aber durch einen schweren Mißgriff waren untergeordnete, des Polnischen Wesens und der Mittel, die Großen zu gewinnen, unkundige Personen zu diesem Geschäfte gewählt worden. Auch die von anderen Seiten her versuchten Rettungswege verfehlten ihr Ziel. Einer Bittschrift an den König, die im Namen der Westpreußischen Städte für das bedrängte Thorn übergeben werden sollte, versagte die Stadt Elbing ihre Unterschrift. Auch hätte König August in dieser Angelegenheit nichts thun können, bei den Richtern aber war der Haß gegen ein andergläubiges Bürgerthum, welches der Kirche und dem Adel entgegen seine Selbständigkeit gewonnen hatte,

zu mächtig, um Fürbitten Gehör zu geben. So wurde denn am 30. October 1724 ein Spruch gefällt, welcher den ersten Bürgermeister Rösner und den zweiten Bürgermeister Zernecke nebst neun anderen Bürgern zur Enthauptung und zum Verlust ihrer Güter verurtheilte, wofern die Ankläger ihre Behauptung eidlich zu erhärten vermöchten. Da die Verurtheilten hiervon zeitig genug Nachricht erhielten, hätten sie sich durch die Flucht retten können. Aber den Stadt-Präsidenten Rösner hielt die irrige Hoffnung zurück, daß die Dienste, welche er im Schwedischen Kriege dem Könige August erwiesen hatte, Berücksichtigung finden würden, vielleicht auch die Meinung, daß der Rector der Jesuiten den Eid, von dessen Leistung die Gültigkeit des Bluturtheils abhängig war, nach den Gesetzen des Ordens nicht werde schwören dürfen. Am 18. November ging ein Schreiben der Executions-Commission mit der Warschauer Post ein, in welchem der Stadt die Ankunft dieser Commission zur Vollstreckung des Urtheils angezeigt ward. Rösner, als Vorstand des Magistrats, erbrach dasselbe und ergab sich in sein Schicksal. Am andern Tage rückte der Fürst Lubomirski, der sich gleich nach Fällung des Urtheils mit einem Executions-Commando auf den Weg gemacht hatte, in die Stadt, ohne ein Hinderniß anzutreffen. Die Verurtheilten wurden verhaftet, und (am 5. Dec.) vor das Commissions-Gericht gestellt. Noch sahen sie in dem, den Jesuiten obliegenden Eid auf Blut und in dessen Unverträglichkeit mit den Ordensgesetzen derselben einen Schimmer von Hoffnung. Aber auf die Frage, ob er diesen Eid schwören wolle, erklärte der Rector, daß ihm selbst zwar die Regeln seines Ordens denselben untersagten, daß er ihn aber durch sieben andere namhaft

zu machende Zeugen ablegen wolle. Die hiegegen erhobenen Einwendungen wurden nicht beachtet, und durch die frevelhafte Eidesleistung das Loos der Unglücklichen entschieden; denn nach Polnischen Gesetzen war das Urtheil nunmehr unwiderruflich. Wenige Stunden darauf kam ein Eilbote mit einem Schreiben des Päpstlichen Nuncius zu Warschau, in welcher den Jesuiten die Eidesleistung untersagt ward; die Commission kehrte sich aber an dieses Verbot nicht, und ließ noch an demselben Abende den Verurtheilten ankündigen, daß sie nur noch den nächsten Tag zu leben hätten. Die Anerbietungen, durch Religionswechsel sein Leben zu retten, wies Rösner, dem sie am angelegentlichsten gemacht wurden, mit Festigkeit von sich, und die übrigen Verurtheilten bezeigten in gleicher Weise sich standhaft in dem Bekenntnisse ihres Glaubens.

Am 7. December wurde Rösner in der Frühe des Morgens im Hofe des Rathhauses bei Fackelschein, die übrigen am hellen Tage auf einer in der Mitte des Marktes errichteten Blutbühne enthauptet, einige erst, nachdem ihnen die Hände vorher abgehauen worden waren. Das Wehklagen der Weiber und Kinder, so wie die an die Commission gerichtete Bitte, den Proceß nach Deutschem oder Preußischem Rechte entscheiden zu lassen, war unbeachtet geblieben. Nur der zweite Bürgermeister Zernecke erhielt auf bedeutsame Verwendung zuerst einen Aufschub, dann Begnadigung, weil der Ankläger für ihn gebeten hatte; er ist es, welcher nachmals Geschichtschreiber Thorns und dieses betrübten Vorgangs geworden ist. Die Stadt selbst mußte die evangelische Hauptkirche an die Katholischen abtreten, und den Jesuiten eine ungeheure Rechnung als Schadenersatz bezahlen; auch sollte das

evangelische Gymnasium aus den Ringmauern geschafft werden. Von den Urhebern der Händel ward Niemand bestraft. Mehrere Mächte Europa's, auch Katholische, hatten sich vorher für die Opfer erfolglos verwendet; nachher schrieben die Könige von Preußen und Schweden an den Kaiser und an den König von Frankreich, von England und von Dänemark, und erinnerten sie an ihre im Oliva'schen Frieden übernommene Bürgschaft für die weltliche und kirchliche Verfassung von Thorn. Friedrich Wilhelm gab dem Könige August selbst in einem Schreiben sein Mißfallen an dieser Geschichte sehr offen zu erkennen, und nannte das grausame Verfahren mit dem ihm gebührenden Namen. Allein August war hierbei, freilich nicht zu seinem Ruhme, nur ein untergeordnetes Werkzeug, und ließ am Regensburger Reichstage erklären, daß das Assessorial-Gericht zwar in seinem Namen spreche, aber von ihm unabhängig sey, und daß ihm nicht, wie anderen Königen, das Begnadigungsrecht zustehe. Derjenige Monarch, welcher allein unter den damals lebenden in dieser Verletzung der Verträge auch anderweit willkommenen Anlaß, mit der Krone und Republik Polen zu rechten, gewonnen haben würde, der Zar Peter der Große, starb im ersten Monat des folgenden Jahres. So blieb das Blut der Bürger von Thorn ungerächt; die spätere Entwickelung der Schicksale Polens, durch welche diese Stadt unter die Herrschaft eines Deutschen Königs zurückgeführt wurde, konnte aber hier desto leichter eine versöhnende seyn.

König August würde es vielleicht nicht ungern gesehen haben, wenn die Nachbarn Krieg angefangen hätten, weil ihm dieß Gelegenheit verschafft haben würde, seine Sachsen wieder ins Land zu ziehen. Den Plan,

mit Hülfe derselben, die Polnische Krone seinem Sohne zu versichern, hatte er nie aufgegeben, und er würde wahrscheinlich kein Bedenken getragen haben, für diesen Zweck die Ausschweifungen, welche der kirchliche Eifer der katholischen Polen gegen die Evangelischen in Thorn begangen hatte, durch seine eifrig evangelischen Sachsen vertheidigen zu lassen. Ein Geschichtschreiber will sogar wissen, der König habe die Tataren zu Einbrüchen in das Land zu bewegen gesucht, um nur einen Vorwand zur Wiederkehr seiner Truppen zu gewinnen *). Nach der Politik des Jahrhunderts und nach der Bereitwilligkeit, mit welcher August von jeher alle höheren Beziehungen und Verpflichtungen irdischen Vortheilen nachgesetzt hatte, ist diese Angabe wenigstens nicht unglaublich. Indeß blieb August immer fern von seinem Ziele, und als er am 1. Februar 1733 während eines Reichstages zu Warschau starb, war für die Nachfolge seines Sohnes nichts vorbereitet.

Die Blicke der Polen wandten sich auf den König Stanislaus Leszinsky, der, seit seiner Verdrängung aus Polen, anfangs in ziemlich dürftigen Umständen im Elsaß gelebt, aber im Jahr 1725, wie schon oben erzählt ist, das unerwartete Glück gehabt hatte, seine Tochter zur Königin von Frankreich erhoben zu sehen. Am Französischen Hofe ward es zum Ehrenpunkt, daß dem Schwiegervater des Königs die verlorene Krone wieder aufs Haupt gesetzt werden müsse. Der Erfolg erschien um so gesicherter, als der Primas Potocki, ein Freund des Stanislaus, auf dem nach dem Tode des Königs gehaltenen Convocationsreichstage die Fassung und eidliche Be-

kräf=

*) Rulhière Histoire de l'anarchie de Pologne. liv. I. pag. 143.

kräftigung eines Beschlusses bewirkt hatte, nach welchem jeder auswärtige Fürst von der Wahl ausgeschlossen seyn und kein anderer als ein Piast, das heißt ein Eingeborner, erwählt werden sollte. Der Französische Gesandte Monti unterstützte die Bemühungen des Primas mit Geld und Versprechungen so glücklich, daß die Nation bald für Stanislaus entschieden war. Oesterreich und Rußland aber erklärten sich gegen ihn. Der höhere politische Gesichtspunct, keinen Einfluß Frankreichs in Polen dulden zu wollen, kam bei diesen Mächten hierbei weniger in Betracht, als andere untergeordnete Verhältnisse. Der Kaiser Karl VI. wollte den Kurfürsten von Sachsen für Anerkennung der pragmatischen Sanction und die damit verbundene Verzichtleistung auf die Ansprüche entschädigen, die derselbe durch seine Gemahlin, eine Josephinische Erzherzogin, auf die Oesterreichische Monarchie für sein Haus erwarten konnte. Rußland, damals von Biron, dem Günstlinge der schwachen Kaiserin Anna beherrscht, war für den Kurfürsten August durch dessen Zusage gewonnen, daß er, als König von Polen, dem Biron die Belehnung mit dem erledigten, bereits unter Russische Verwaltung genommenen Herzogthum Kurland ertheilen werde. Zum Vorwande wurde von Oesterreich eine aus der älteren Verbindung Polens mit Ungern hergeleitete Pflicht, über Erhaltung der Polnischen Verfassung zu wachen, von Rußland aber der Vertrag von 1717 gebraucht, der dieser Macht das Recht einräumen sollte, Polen zu beaufsichtigen, ungeachtet derselbe nur die Räumung des Polnischen Gebiets von Russischen Truppen betroffen hatte. Beide Mächte erklärten, daß sie die Erwählung des Stanislaus als eine Verletzung der Polnischen Verfassung betrachten müßten,

da derselbe früher durch einen Beschluß der Nation von der Polnischen Krone für immer ausgeschlossen worden sey. Zur Unterstützung dieses Widerspruchs überschritt ein Russisches Heer die Gränze des Königreichs.

Inzwischen gelang es dem Stanislaus, die Hindernisse, welche seiner Reise durch Deutschland entgegenstanden, durch eine Verkleidung zu beseitigen, und plötzlich in die Mitte des zu Warschau versammelten Wahltages zu treten. Hier ward er am 12. September 1733 durch eine ungeheure Mehrheit zum Könige ausgerufen. Aber eine schwache Gegenpartei, die Bischöfe von Krakau und Posen an der Spitze, hatte sich auf dem andern Ufer der Weichsel in Praga versammelt, und die Ankunft der Russen beschleunigt. Unter dem Schutze derselben hielten nun etwa funfzehn Senatoren und sechshundert Edelleute bei dem Dorfe Komiec einen Wahltag, und riefen den Kurfürsten von Sachsen unter dem Namen August III. als König aus. Stanislaus glaubte nicht, sich in Warschau behaupten zu können, und begab sich nach Danzig, wohin ihm der Primas und der Französische Gesandte, Marquis von Monti, folgten. Fast ganz Polen war für ihn, aber obwohl das Gebiet der Republik an Größe Deutschland übertraf, hatte der fast einmüthig erwählte König einem feindlichen Heere von mäßiger Zahl keine Mittel entgegen zu setzen. Ein Kriegsfürst mit großen Feldherrngaben würde den Adel in die Waffen gerufen und an der Spitze desselben den Fremden, welche unbefugter Weise in die inneren Angelegenheiten Polens sich mischten, den Weg über die Grenze gewiesen haben; aber ein solcher war der liebenswürdige und wohlthätige Philosoph Stanislaus nicht. Er beschränkte sich darauf, in Danzig die Ankunft der Französischen Hülfsvölker zu

erwarten, und den Muth der ihm sehr ergebenen Stadtobrigkeit und Bürgerschaft durch Hinweis auf Französische Hülfsvölker, welche nächstens erscheinen sollten, aufrecht zu erhalten, während ein Russisches Heer unter Münnich, zu welchem sich bald noch Sächsische Truppen unter dem Herzoge Adolph von Weissenfels gesellten, Danzig einschloß und belagerte. Der König von Frankreich erließ selbst an den Rath und die Bürgerschaft ein Schreiben mit der Versicherung, daß er ihr Interesse als sein eigenes ansehe, und nach der Freundschaft, die er zu ihnen trage, entschlossen sey, zur Sicherstellung desselben Nichts, was in seinen Kräften stehe, zu verabsäumen. Aber die geringe Aufmerksamkeit, welche der Cardinal Fleury dem Seewesen widmete, und noch mehr die Spannung desselben mit der Königin, waren Ursache, daß für die Polnische Angelegenheit sehr geringe Anstrengungen gemacht wurden. Die in Brest und Toulon liegenden Escadren blieben müßig; nur aus Dünkirchen gingen einige Französische Kriegsschiffe in die Ostsee, und erschienen auf der Danziger Rhede. Da sie sich aber nicht getrauten, vor der überlegenen Russischen Flotte eine Landung zu bewerkstelligen, kehrten sie wieder um nach Koppenhagen. Der Französische Gesandte am Dänischen Hofe, Marquis von Plelo, war aber von größerm Kriegsmuthe als die Befehlshaber der Flotte und der Truppen durchdrungen. Er stellte ihnen vor, daß durch so furchtsamen Zurücktritt von dem einmal angefangenen Unternehmen die Französische Nationalehre befleckt werde, und erklärte sich selbst bereit, die Gefahren zu theilen.

Hierauf liefen am 24. Mai 1734 elf Französische Kriegs- und Transportschiffe in die Danziger Rhede und setzten 2400 Mann Landtruppen bei Weichselmünde ans

Land. Da ihnen aber der Weg nach der Stadt durch Russische Verschanzungen gesperrt ward, versuchten sie am 27. Mai, sich denselben mit Gewalt zu eröffnen, waren jedoch hierin nicht glücklich. Der Marquis von Plelo ward erschossen und das Corps auf seinen Lagerplatz zurückgeworfen, wo es nach einigen Tagen gegen freien Abzug und Transport auf Russischen Schiffen, da die eigenen sich entfernt hatten, capitulirte. Einige Wochen später, am 22. Juni, ergab sich auch das Fort Weichselmünde den Russen. Stanislaus überzeugte sich nunmehr selbst, daß fernerer Widerstand keine Hoffnung eines glücklichen Erfolges darbiete, und veranlaßte die Stadtbehörde, Vertragshandlungen mit den Belagerern anzuknüpfen. Bei den Eröffnungen, welche der Graf Poniatowski im Auftrage des Königs hierüber dem Collegio der Hundert machte, wurde eines der Mitglieder im Schmerzgefühle vom Schlage getroffen und stürzte todt zu den Füßen des Grafen *); der Abschluß des Vertrages wurde aber dadurch verzögert, daß der Russische Feldherr und der Sächsische Prinz, nach dem unedelmüthigen Geiste der damaligen Politik, die Auslieferung des Königs zur ersten Bedingung machten. Stanislaus mußte nun, zur Rettung seiner Freiheit und wol selbst seines Lebens, auf Flucht bedacht seyn. Nachdem mancherlei Plane zu diesem Behufe gefaßt und verworfen worden waren, verschaffte ihm der Französische Gesandte eine Bauernkleidung, in welcher der unglückliche Fürst sich in der Nacht zum 27. Juni 1734, in Begleitung des Schwedischen Generals Steinflicht, der in gleicher Art verklei-

---

*) Lettre du Roi de Pologne, in den Oeuvres du philosophe bienfaisant, T. I. pag. 37, unter welchem Titel eine Sammlung der Schriften des Stanislaus erschienen ist.

det war, auf den Weg aus der Stadt machte. Die Gefährlichkeiten dieser Fluchtreise, die er selbst in einem Briefe an eine Freundin beschrieben hat, waren groß, und mehrmals befand er sich nahe daran, den Feinden in die Hände zu fallen. Doch erreichte er endlich die Preußische Stadt Marienwerder, und begab sich von da nach Königsberg, wo ihm Preußen volle Sicherheit gewährte. Die Stadt Danzig kapitulirte am 6. Juli 1734; sie behielt ihre Freiheit und Verfassung, mußte sich aber zu einer Geldbuße von zwei Millionen Thalern an Rußland verstehen. Nicht bloß der Primas, sondern auch der Französische Gesandte, wurden als Gefangene behandelt und ins Russische Lager gebracht. Die Polnischen Magnaten, welche sich in großer Zahl bei Stanislaus in der Stadt befunden hatten, erkannten nun die Rechtmäßigkeit der Erwählung Augusts; auch der Primas unterwarf sich. Von dem Eidschwure, durch welchen die Nation sich verpflichtet hatte, keinen Fremden zum Könige zu wählen, ertheilte die Römische Curie Lösung. Stanislaus wurde nachher, wie schon oben erzählt ist, im Wiener Frieden durch Lothringen und Bar, welches der Herzog Franz Stephan, der Eidam des Kaisers, gegen Toscana abtrat, dergestalt entschädiget, daß dasselbe nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte. Am 27. Januar 1736 stellte er zu Königsberg eine Entsagungsacte aus, und nahm zwei Jahre darauf von seiner neuen Herrschaft Besitz, nachdem der Großherzog, Johann Gasto von Toscana am 9. Juli 1737 gestorben war. Seine Residenz war Lüneville. Daselbst regierte er, von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt, und von Europa geehrt, noch neun und zwanzig Jahre, mit dem Titel eines Königs von Polen und Großherzogs von Litthauen

glücklicher als August durch die klägliche Rolle, die er als Schattenkönig von Polen spielte *). Vor seiner Krönung mußte dieser Pacta Conventa von fünf und siebzig Artikeln beschwören, was er in und für Polen alles thun und nicht thun wolle; es fehlte ihm aber zu jedwedem Thun eben so sehr an Macht, wie an Geschick und geistiger Kraft, die in der Staatsverwaltung Polens der Wirksamkeit des Königs entgegenstehenden Hindernisse zu überwältigen. Während seiner dreißigjährigen Regierung brachte er einen einzigen Reichstag, den Pacifications-Reichstag im Juli 1736, zu Stande. Was der König schon in den Pactis Conventis beschworen hatte, daß Derjenige für infam und vogelfrei erklärt werden solle, der fremde Heere, ohne besondere Bewilligung der Republik, in das Königreich führen würde, ward hier zum Reichstagsgesetz erhoben, dergestalt, daß August dasselbe Verfahren, durch welches er die Krone erworben hatte, in seiner Gegenwart und unter seiner Zustimmung und Unterschrift, als ein todeswürdiges Verbrechen bezeichnen ließ. Da man dem Könige noch Vorliebe für die Confession, von welcher er in seiner Jugend abgetreten war, zuschrieb, trug der Haß gegen ihn bei, daß die schon durch seinen Vater gemachten Gesetze zur Ausschließung der Dissidenten von allen Staasämtern, auf diesem Reichstage verschärft wurden. Mit Recht ist bemerkt worden, daß man ein Regentenleben, wie das des Königs August III., nicht eine Regierung nennen sollte, da derjenige doch nicht regiere, der bloß durch

*) Stanislaus starb am 23. Februar 1766 neun und achtzig Jahr alt, an den Folgen von Brandwunden, die ihm Entzündung seiner Kleider am Kamin bei unvorsichtiger Annäherung zugezogen hatten.

sein körperliches Daseyn wirke *). Sein Aeußeres war schön, ohne die Herzen zu gewinnen; sein Geist aber so träge oder stumpf, daß er niemals die Sprache seines Königreichs zu lernen vermochte. Seine einzige Leidenschaft war die Jagd. In der Meinung selbst zu regieren, überließ er alle Staatsgeschäfte seinem Günstlinge, dem Grafen Heinrich von Brühl, der durch Gewandtheit seine Gunst gewonnen, und sich durch den Schein sclavischer Unterwürfigkeit in derselben befestigt hatte. Dieser war sein steter Begleiter in den Wäldern. Oft brachte Brühl den ganzen Morgen bei dem König zu, ohne ein Wort zu reden, während August Taback rauchend, im Zimmer auf und abging, und seine Blicke auf den Minister fallen ließ, ohne ihn zu sehen. „Brühl, habe ich Geld?" — Ja, Sire! — war die ganze Unterhaltung **). August hatte aus Gewohnheit den Geschmack seines Vaters an Pracht und Kunstwerken beibehalten, ohne an jener Gefallen zu finden, und ohne sich auf diese zu verstehen. Da es aber ihm selbst Mühe machte, sich der Bequemlichkeit des Privatlebens zu entziehen, sah er es gern, daß sein Minister, gleichsam für ihn, den grenzenlosesten Aufwand in Festen, Kleidungen, Equipagen und dergleichen machte. Die Indolenz des Gebieters und die Verschwendungssucht des Günstlings boten sich hierbei einander die Hände. Um das erforderliche Geld aufzutreiben, belastete Brühl Sachsen mit Schulden, und verkaufte in Polen die Staatsämter an den Meistbietenden. Als Fremder war er eigentlich in Polen von der Theilnahme an der Staatsverwaltung ausgeschlos-

*) Spittler's Europäische Staatengeschichte. Th. II. S. 508.

**) Rulhière Histoire de l'anarchie de Pologne. T. I. p. 177.

sen; er wußte aber durch eine Geschlechtstafel, die er durch einen Rechtsspruch bekräftigen ließ, die Rechte Polnischer Abkunft zu erwerben, und übte seitdem auch in Polen die Macht aus, welche dem Könige zustand. Die Vergebung der Staatsämter war der vornehmste, für das Vermögen des Ministers sehr einträgliche Bestandtheil derselben. Das politische System Augusts und Brühls war gänzliche Ergebung an Rußland. Der König und sein Minister buhlten nur um die Gunst der Russischen Günstlinge und schienen sich nur als untergeordnete Geschäftsträger des Petersburger Hofes zu betrachten. Von diesem wurde über Angelegenheiten Polens verfügt z. B. ein neues von Rußland abhängiges Griechisches Bisthum für die Bekenner der Griechischen Kirche in Polen errichtet, der Durchmarsch und die Verpflegung der Russischen Truppen im Kriege gegen Preußen angeordnet, ohne die Regierung Polens nur zu befragen. Warschau war die Hauptstadt einer Russischen Provinz. Der König zog den Aufenthalt in Dresden vor, weil die Wälder des Kurfürstenthums besser zur Jagd eingerichtet waren, als die Wälder Polens; alle zwei Jahre reiste er nach Warschau, um daselbst den verfassungsmäßigen Reichstag zu halten. Nach einigen stürmischen Sitzungen wurde derselbe jedesmal durch einen der Landboten unter irgend einem Vorwande zerrissen, und der König, durch die Gewohnheit getröstet, kehrte sobald die Jahreszeit günstig geworden war, nach Dresden zurück. Polen befand sich dergestalt viele Jahre hindurch ohne eigentliche Staatsverwaltung. Der Adel versank, nach dem Beispiele des Hofes, immer tiefer in Ueppigkeit und Prunksucht, die Lage des Volks wurde gedrückter, weil die Grundbesitzer darauf ausgingen, zur

Bestreitung ihrer größeren Ausgaben ihre Einkünfte zu vermehren. Der alte kriegerische Geist der Nation wich der Erschlaffung, und die Versammlung des allgemeinen Aufgebots würde schon im Mangel vollständiger Bewaffnung große Hindernisse gefunden haben, wenn es auch dem Hofe jemals hätte einfallen können, sich zu solch einem kraftvollen Gedanken zu erheben.

Aber mitten in diesem Verfall äußerer Bedeutsamkeit und innerer Stärke bildete Polen auch einen Gegensatz der Freiheit gegen die Herrschaft der Militair- und Finanzkünste, welcher die benachbarten Staaten unterworfen wurden, und dieser Gegensatz allein war im Stande unter den nachdenkenden Polen nicht Wenige über den Zustand ihres Vaterlandes zu trösten. Während in den Ländern der Aufklärung das Staatsthum die Uebergewalt, die es über alle bürgerlichen, kirchlichen und menschlichen Verhältnisse erlangt hatte, dazu verwendete, die Selbstständigkeit und moralische Schwungkraft des menschlichen Geistes durch die Mechanik und Technik der Heer- und Staatsverwaltung zu erdrücken, während ein eiskalter Indifferentismus über die Gemüther sich ausbreitete, der neue Köhlerglaube an die Allmacht der Ziffern und Massen die Mißgestalten des Kirchenglaubens überflüssig ersetzte, und die moderne Staatswirthschaft durch Handelssperren, Waarenverbote, erzwungene Fabrication und ähnliche Förderungsmittel des Nationalreichthums von dem Zielpuncte ihrer Bestrebungen sich desto weiter entfernte, je ämsiger sie demselben nachjagte, — entbehrte Polen mit den Vortheilen des geregelten Staatswesens auch die großen Irrthümer und Uebel, an denen das Zeitalter krankte. Diejenigen, welche in diesem Lande ohne Regierung und Verwaltung zu

dem Stande der Herren oder Freien gehörten, fanden sich leicht über die politische Nichtigkeit des Staates durch die vollkommene Unabhängigkeit entschädigt, deren sie selbst genossen. — Daher kam es, daß in der Folge so viele Polen, die nichts weniger als Sclavensinn hegten, als entschiedene Anhänger von Rußland handelten. Die Vormundschaft, welche diese despotische Macht über Polen ausübte, gewährte die Bürgschaft eines Maaßes von Freiheit, wie es sonst nirgend in Europa vorhanden war. Uebrigens gereicht es dem Nationalcharakter zur Ehre, daß der Mangel aller Staatsgewelt nicht zur Auflösung der sittlichen Ordnung führte, sondern daß man, nach glaubwürdigen Zeugnissen, von Verbrechen und Freveln weniger als anderwärts hörte. Die Nation blieb den Grundsätzen kirchlicher Frömmigkeit treu, und der Einfluß der Geistlichkeit ersetzte die Abwesenheit polizeilicher Zucht- und Gewaltmittel. Auch die Nachbarn befanden sich nicht übel. Der Verkehr mit Polen unterlag keinen Beschränkungen, insofern nicht etwa die künstliche Staatswirthschaft von der eigenen Seite hemmend eingriff. Kauf und Verkauf war nach dem vorhandenen Bedürfniß gestaltet. Erwerb und Wohlstand für die Grenzländer das natürliche Ergebniß. In Polen selbst gab es keine Fabriken und Manufakturen, sondern Ackerbau und Viehzucht. Die Grundbesitzer standen im Genusse und noch mehr im Rufe des Reichthums, und das Loos der Bauern, wie kümmerlich es war, mochte in der Regel nicht schlechter seyn, als das der zahlreichen Arbeiter, welche heut die Werkstätten des erzwungenen Kunstfleißes füllen. Es kann nicht die Rede davon seyn, Verhältnisse wie die dargestellten, als annehmlich oder wünschenswerth bezeichnen zu wollen, aber wenn der Gegensatz

des Naturlebens der Germanischen Völker gegen einen verfeinerten Gesellschaftszustand den größten Römischen Geschichtschreiber zu seiner berühmten Schilderung des erstern begeistert hat, darf es auch nicht befremden, daß eine Verfassung, die im Jahrhundert der Staatstechnik ein alteuropäisches Volksleben in die Mitte künstlicher, nach materialistischen Prinzipien geregelter Staatsmaschinen hinstellte, unter den Eingebornen selbst ihre Freunde und Vertheidiger hatte.

---

5. Schweden nach Karl XII.

(1718 – 1751.)

Karls XII. Tod hatte Schweden in einem erschöpften Zustande gelassen, in welchem, wie sich die Reichsstände in einem Ausschreiben ausdrückten, dem Königreiche nichts übrig blieb, als die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes. Um dieser aber den Zugang zu öffnen, glaubten sie, die Macht des Regenten vorher beschränken zu müssen, und wählten daher Karls XII. Schwester, Ulrike Eleonore zur Herrscherin, um unter einer weiblichen Regierung nicht nur sich zu erholen, sondern auf Kosten der königlichen Gewalt zu erheben. Indem sie dabei das Maaß überschritten, machten sie das Unglück Schwedens nur ärger. Aus dem Getriebe streitender Parteien, die nothwendig entstanden, als die Macht der Regierung, statt alle Glieder zu durchdringen und zu verbinden, allein auf den Adel überging, erwuchs eine politische Kraftlosigkeit, die das Reich Schweden, sonst so bedeutend eingreifend in die Gesammtheit der Europäischen Staaten, zum untergeordneten Werkzeuge auswärtiger Ränke herabsetzte.

Nachdem man sich durch die, dem Nystädter Frieden vorangehenden Verträge mit Hannover, Preußen und Dänemark, worin fast alle von Gustav Adolf erkämpften Besitzungen aufgeopfert wurden, Ruhe von Außen verschafft hatte, ging man an die neue Gestaltung der innern Verfassung. Die unumschränkte königliche Gewalt ward abgeschafft, die gesetzgebende Macht den Reichsständen, die Regierung der Königin und dem Reichsrathe, dessen Glieder vorher königliche Räthe hießen, übertragen. In diesem Rathe sollte die Königin zwei Stimmen führen, alle Sachen nach der Mehrheit entschieden werden; die Entscheidung über Krieg und Frieden, das Recht der Besteuerung und der Vorschlag zu erledigten Reichsrathsstellen ward den Reichsständen vorbehalten. Im Jahre 1720, als die Königin ihrem Gemahl Friedrich I. die Regierung überließ, wurden die Rechte der Krone noch mehr beschränkt. Die Souverainetät kam ganz an die Reichsstände. Alle Behörden wurden ihnen verpflichtet, alle Stellen im Reichsrathe, wie im Heere, vom Obersten aufwärts, von ihrer Ernennung abhängig gemacht; jeder Angriff auf die Unabhängigkeit der Reichsstände ward für ein Majestätsverbrechen erklärt. Waren die Reichsstände nicht versammelt, so herrschte der Reichsrath, ein Ausschuß, der den König völlig zum Dogen herabdrückte.

Im Schooße der herrschenden Aristokratie entstanden zwei Parteien, die Gyllenborgsche und die Hornsche (die der Hüte und der Mützen), die um die Worte König Gustavs III. zu gebrauchen, aus der Nation zwei verschiedene Völker machten, welche vereinigt nach dem Verderben des Vaterlandes strebten. Die Mützen waren an Rußland, die Hüte an Frankreich verkauft; die Politik

Schwedens richtete sich nach den Geldsummen, welche diese beiden Mächte an die eine oder die andere dieser Parteien zahlten. Die Reichstage waren Schauplätze der Parteiwuth, und statt an die zweckmäßigsten Mittel zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu denken, war die ganze Aufmerksamkeit jeder Partei darauf gerichtet, sich die Mehrheit der Stimmen zu verschaffen, um sich vor der Gewaltthätigkeit der andern zu schützen; nicht selten wurde Blut vergossen.

Nur unter solchen Umständen konnte ein Krieg mit Rußland entstehen, der eben so unklug unternommen als kläglich geführt ward. Im Jahre 1735 hatte Frankreichs Einfluß gesiegt, und es war ein Vertrag mit dieser Krone geschlossen worden, in welchem Schweden gegen jährliche 300,000 Thaler versprach, weder Frankreichs Feinden Truppen zu geben, noch irgend eine Verbindung ohne Frankreichs Wissen zu schließen. Auf dem Reichstage 1738 triumphirte die Französische Partei durch Erkaufung der Stimmen vollends über die entgegengesetzte friedliche, welche damals von den kriegerischgesinnten Hüten den Namen (Schlaf-) Mützen erhielt. Der Graf Tessin ward zu der einflußreichen Würde eines Reichstags-Marschalls erhoben, der Reichsrath auf stürmische Weise durch Ausstoßung der friedlich Gesinnten gereinigt und mit Gyllenborgschen besetzt. Der Französische Gesandte hatte die jungen Edelleute von der Garde für den Krieg zu erhitzen gewußt, und die Stimmung dafür verbreitete sich selbst über die Frauen. Der Schimpf und der Verlust des Nystädter Friedens ward gebraucht, das Schwedische Ehrgefühl aufzureizen, und in der bedenklichen Verwickelung Rußlands in den Krieg mit der Pforte die Aussicht auf Ersatz des verlornen Ruhmes

und Besitzes geöffnet. Das Schicksal des Schwedischen Majors Sinclair, eines großen Gegners der Russen, der in Constantinopel und in Polen gegen Rußland unterhandelt hatte, und auf der Rückreise in der Gegend von Crossen angefallen und ermordet ward, gewährte dem Hasse gegen Rußland neue Nahrung. Man gab dem Feldmarschall Münnich diese Ermordung Schuld, so sehr auch der Russische Hof allen Verdacht der Theilnahme an derselben abzulehnen suchte.

Obgleich die Russen unterdeß ihren Frieden mit den Türken geschlossen hatten, wurden nun sogleich 6000 Mann nach Finnland geschickt. Eigentlich war die Gelegenheit für die Schweden, zu erobern, vorüber, und der Bewegungsgrund für die Franzosen, den Türken Luft zu machen, weggefallen. Aber die Leidenschaft war einmal aufgeregt. Der Tod der Kaiserin Anna und der Regentenwechsel in Rußland, bei dem auch der Französische Gesandte thätig war, schien den Schweden einen Krieg mit Rußland sehr leicht, der Tod des Kaisers Karls VI. aber und der darauf eintretende Erbfolgestreit, auch den Franzosen die Beschäftigung Rußlands sehr nützlich zu machen. Aber indem man Alles aufbieten mußte, um die Gegner des Krieges im Zaume zu halten — theils durch schimpfliche Bestrafung einiger derselben, denen man den Schein des Hochverraths aufbürdete *), theils indem man die ganze Frage über Krieg und Frieden von den Reichsständen einem Ausschusse von gewonnenen Personen übertrug — wurde die gelegene Zeit abermals versäumt, und der Krieg erst am 4. August 1741 erklärt. Dennoch erwartete man, daß wenigstens Kare-

*) Baron Gyllienstierna mußte zwei Stunden im Halseisen stehen.

lien, Kexholm, Wiburg und der Ausfluß der Newa, nebst den Festungen Nöteburg, Petersburg, Kronstadt und Kronschlott gewonnen werden würden.

Schon der Anfang des Feldzugs hätte diese Hoffnungen niederschlagen können. Die Russischen Generale Keith und Lascy brachen in Finnland ein, und siegten über die Schweden bei Willmanstrand den 3. September 1741. Allein, hatte man zuerst die Russische Macht falsch berechnet, so rechnete man nun auf die Verwirrung, welche die abermalige Thronrevolution in Petersburg hervorgebracht haben werde. In der That ließ die neue Kaiserin, Elisabeth, einen Waffenstillstand antragen. Die Schweden glaubten nun, Rußland könne den Frieden nicht entbehren, und thaten hohe Forderungen, unterließen aber die in jeder Rücksicht so nöthigen Rüstungen. Die Russen rückten hierauf wieder in Finnland ein, und trieben das Schwedische Heer von einem Posten zum andern bis nach Helsingfors. Hier ward das Heer, das auch von der schlecht bemannten Flotte keine Hülfe erhielt, von den Russen eingeschlossen und mußte am 20. Aug. 1742 sich ergeben. Statt des gehofften Gewinnes war nun schwerer Verlust zu erwarten, und ganz Finnland schien das Opfer zur Versöhnung des mächtigen Feindes werden zu müssen.

Aber ein weniger kostspieliger Weg zur Ausgleichung fand sich. Der König Friedrich I. war ohne Erben, und die schwierige Frage über die Nachfolge auf dem Throne entstand. In dem Hause Holstein=Gottorp war ein, in weiblicher Linie dem Hause Wasa verwandter Prinz vorhanden, der Herzog Peter Ulrich, Enkel der ältern Schwester Karls XII., deren Gemahl in der Schlacht bei Clissow erschossen worden war. Da aber

Peter Ulrich, nach dem Erbrecht seiner Mutter Anna, der Tochter Peters des Großen, schon zum Russischen Throne bestimmt war, kam ein anderer Prinz dieses Hauses, Adolph Friedrich, in Vorschlag. Auch dieser Fürst war mit dem Hause Wasa verwandt, indem Karls IX. Enkelin, Christine Magdalene, die ältere Schwester Karl Gustavs, mit dem Markgrafen Friedrich VI. von Baden vermählt, Großmutter der Gemahlin des Herzogs von Holstein, Albertine Friederike, und Urgroßmutter Adolph Friedrichs war. Zwar wollte der Bauernstand, besonders die Thalbauern, die auch mit bewaffneter Hand in Stockholm erschienen, den Dänischen Kronprinzen erwählt und die Calmarische Union hergestellt haben, und Dänemark bot für diesen Fall zwölf Linienschiffe und 12,000 Mann zur Fortsetzung des Krieges. Aber der Adel erklärte sich gegen diesen Vorschlag; er fürchtete, seine Gewalt unter einem an Eigenmacht gewöhnten Könige zu verlieren. Die Russische Kaiserin sah gleichfalls die Vereinigung dieser Reiche ungern. Also näherten sich Beide einander; der Adel erklärte sich für Adolph Friedrich, der nun zum Thronfolger erwählt ward, und Elisabeth schloß einen billigen Frieden zu Abo (1743), in welchem sie sich mit einigen Abtretungen in Finnland zur Sicherung ihrer Gränzen, mit der Provinz Kymmenegard, nebst den Städten und Festungen Friedrichshamn, Willmanstrand und Nyslot begnügte. Für diesen Ausgang büßten die Schwedischen Generale Buddenbrok und Löwenhaupt, denen der Reichsrath alle Schuld beimaß, da sie doch nur übel ausgeführt hatten, was übel entworfen worden war, mit ihren Köpfen. Acht Jahre nachher (1751) starb König Friedrich ohne Erben, und der zu seinem Nachfolger er=

erwählte Herzog Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp bestieg den Schwedischen Thron.

V.

Der Oesterreichische Erbfolgekrieg.

(1740 — 1745.)

---

1. Veranlassung und Ausbruch des Krieges.

Kaiser Karl VI. tröstete sich unter den Verlusten und Kränkungen, welche den Abend seiner einst glänzenden Regierung trübten, mit dem Gedanken, daß er durch das in den letzten Friedensschlüssen dargebrachte Opfer seiner Tochter Maria Theresia *) wenigstens eine ruhige Erbfolge gesichert habe. Alle Mächte Europa's hatten der pragmatischen Sanction Gewähr übernommen, und der biederherzige Karl jenem warnenden Worte des erfahrenen Eugen, daß zweimal hunderttausend Bajonette dieselbe besser als eine Million Eidschwüre aller Fürsten Europa's verbürgen würden, den Glauben versagt, während der nach Eugens Tode geführte unglückliche Türkenkrieg den Verfall des Heeres und der Finanzen vollendete. Am 25. October 1740 starb Karl, der Letzte des Hauses Habsburg, welches seit dem im Jahre 1278 von Rudolf über Ottokar auf dem Marchfelde erstrit-

---

*) Geboren den 13. Mai 1717, vermählt am 12. Febr. 1736 mit dem Herzoge Franz von Lothringen, der ein Jahr darauf Lothringen an Stanislaus Leszinski mit dem Erbanfall an Frankreich abtrat, und dafür das durch das Aussterben der Mediceer in Erledigung kommende Großherzogthum Toscana erhielt.

tenen Siege vierhundert und zwei und sechzig Jahre über Oesterreich geherrscht und an dasselbe die Kronen von Ungern und Böhmen, die Lombardei und die Niederlande geknüpft hatte. Europa war an weibliche Regierungen gewöhnt; in Rußland hatten zwei Kaiserinnen, Katharina und Anna, kurz nach einander regiert, und die Letztere hinterließ eben damals die Regentschaft über das Reich wiederum einer Frau. Maria Theresia, durch Geist und Schönheit ausgezeichnet, schien ganz geeignet, den gealterten Stamm der Monarchen zu einem kräftigen Leben zu erneuern. Alles blickte voll Hoffnung nach der jungen Königin von Ungern und Böhmen (diesen Titel nahm Maria Theresia an, da sie das Kaiserthum nicht erben konnte). Niemand ahnte, daß ein anderer als sie Gebieter Oesterreichs zu werden trachte oder gar schon zu seyn sich einbilde.

Aber wenige Tage nach dem Tode des Kaisers erklärte der Baiersche Gesandte in Wien, Graf von Perusa, daß sein Herr, der Kurfürst Karl Albrecht, die Erzherzogin Maria Theresia als Erbin und Nachfolgerin des verstorbenen Kaisers nicht anerkennen könne, da ihm selbst die Oesterreichische Monarchie gehöre, und zwar sowohl nach seiner Abstammung von der ältesten Tochter Kaiser Ferdinands I., als auch noch besonders nach einer testamentarischen Verfügung dieses Monarchen, kraft deren, nach Abgang der männlichen Erben des Hauses Habsburg, die Nachkommen dieser Tochter in den Königreichen Ungern und Böhmen succediren sollten. Es war voraus zu sehen, daß man Oesterreichischer Seits die von Baiern aufgestellte Erbfolgeordnung durch die zeither immer beobachtete Rechtsregel widerlegen würde, nach welcher das nähere Verhältniß eines Nachkommen

zum letzten Besitzer auch dessen Näherrecht auf die Erbschaft bestimme. Die Berufung Baierns auf eine testamentarische Verfügung Ferdinands I. wurde dadurch erledigt, daß sich aus der Urkunde, als dieselbe eingesehen ward, ergab, die Erbfolge der Tochter Ferdinands sollte nicht nach dem Abgange der männlichen, sondern der ehelichen Leibeserben der Söhne dieses Kaisers eintreten, wonach von dem Anspruche des Baierschen Hauses noch gar keine Rede seyn konnte. Dessenungeachtet verließ der Gesandte Wien, nachdem er gegen die Erbfolge der Erzherzogin Protestation eingelegt und die Gerechtsame seines Herrn förmlich verwahrt hatte. So unbegründet dieses Verfahren erschien, war es jedoch nicht unerwartet, da der Kurfürst schon bei Lebzeiten des Kaisers die Anerkennung der pragmatischen Sanction verweigert, und sich der Genehmigung derselben beim Reichstage in Regensburg widersetzt hatte. Desto weniger ward in Wien besorgt, daß auch andere Mächte, welche die Sanction feierlich anerkannt und sogar gewährleistet hatten, die Gültigkeit derselben anfechten würden.

Dennoch geschah dieß, vornehmlich auf Antrieb einer am Französischen Hofe geschäftigen Partei, deren Seele der nachher zum Marschall erhobene Graf von Belleisle war. Dieser Projectmacher hoffte, sich durch den Umsturz der Oesterreichischen Monarchie Wichtigkeit und einen unsterblichen Namen zu erwerben. Der dirigirende Minister, Cardinal Fleury, war der Sache entgegen und hätte gern Ruhe gehabt, wurde aber zum Nachgeben genöthigt. Frankreich selbst sollte nicht mit eigenen Ansprüchen auftreten, wohl aber Spanien, das zwar auch die Sanction anerkannt und gewährleistet hatte, nun

aber behauptete, daß diese Anerkennung und Gewährleistung, als den unveränderlichen Rechten der Spanischen Krone entgegen, unkräftig und nichtig gewesen sey. Die Könige von Spanien aus dem Oesterreichischen Hause und die nach Spanien vermählten Oesterreichischen Prinzessinnen hätten nehmlich ihre Rechte auf die Erbfolge der Deutschen Linie für den Fall, daß der Mannsstamm dieser Linie erlösche, vorbehalten, und der König von Spanien als Abkömmling jener, gehe daher, für sich und seine Prinzen, einer Fürstentochter der Deutschen Linie unzweifelhaft vor. Frankreich fand nun, daß seine Garantie der Sanction nur in so fern gültig sey, als dieselbe den Rechten eines dritten keinen Abbruch thue, und hielt sich verpflichtet, für diese Rechte in die Schranken zu treten. Wie die Ansprüche Spaniens mit den Ansprüchen Baierns auf den Gesammtbesitz der Monarchie Theresia's in der Folge vereinbart werden sollten, blieb vor der Hand unentschieden; wenn fürs Erste nur die Monarchie selbst erobert seyn werde, glaubte Belleisle, werde das Uebrige sich schon finden. Um die Verwirrung vollständig zu machen, wurde auch der König August von Polen und Kurfürst von Sachsen durch die Französischen Einflüsterungen vermocht, die Ansprüche seiner Gemahlin, der ältesten Tochter des Kaisers Joseph I., der als älterer Bruder Karls VI. vor dem letztern die Monarchie besessen hatte, zur Sprache zu bringen. Zugleich wurde der Kurfürst von Baiern ermuntert, sich um die erledigte Kaiserkrone zu bewerben und ihm zur Erlangung und Behauptung derselben die kräftigste Unterstützung Frankreichs verheißen. Am 18. Mai 1741 schlossen die beiden Kronen Frankreich und Spanien mit dem Kurfürsten zu Nymphenburg ein förmliches Bünd=

niß in der dem blödesten Auge sichtbaren Berechnung, daß der neue Kaiser nichts als ein Geschöpf Frankreichs seyn, und sammt dem Deutschen Reichskörper ganz in die Hände dieser Macht gerathen werde. Außerdem wurden mit den Kurfürsten von Köln und von der Pfalz, und mit den Königen von Sicilien und von Preußen Verbindungen angeknüpft.

Der Letztere befand sich schon seit dem Dec. 1740 mit Maria Theresia im Kriege, nicht wegen der pragmatischen Sanction, deren Gültigkeit er nicht bestritt, sondern wegen der von derselben unabhängigen Ansprüche des Brandenburgischen Hauses auf die Schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, zu deren Geltendmachung der Tod Karls VI. ihm eine willkommene Gelegenheit darbot. Die weiter unten ausführlich zu erzählenden Erfolge, welche Friedrich in Schlesien davon trug, förderten den Baiersch-Französischen Eroberungsplan. Am 31. Juli 1741 begann der Kurfürst von Baiern den Krieg gegen Oesterreich durch Ueberrumpelung der Stadt Passau und der dabei liegenden Festung Oberhaus; durch die Ankunft eines Französischen Heeres von 30,000 Mann verstärkt, rückte er ohne sonderlichen Widerstand in Oesterreich vor, und ließ als Erzherzog am 2. October 1741 zu Linz sich huldigen. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, welcher kurz vorher, am 19. September, dem Bündnisse der drei Höfe förmlich beigetreten war, beeilte sich nun noch, eines Theils der großen Beute sich zu bemächtigen, und sandte ein Sächsisches Heer unter Anführung seines Stiefbruders, des Grafen Rutowsky, nach Böhmen. Die Bundesgenossen, auf welche Maria Theresia in ihrer Bedrängniß rechnen konnte, waren König Georg II. von England und die Regentin des

Russischen Reichs, die Großfürstin Anna. Aber jener, der in der That 30,000 Hannoveraner in Norddeutschland versammelt hatte, wurde durch ein Französisches Heer unter dem Marschall Maillebois von der einen, durch ein Preußisches von der andern Seite eingeschlossen, und am 27. September 1741 zur Annahme eines Vertrages genöthigt, in welchem er sich verpflichtete, der Königin von Ungern keinen weitern Beistand zu leisten, und bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Stimme dem Kurfürsten von Baiern zu geben. Rußland aber wurde durch einen im Juli 1741 von Schweden, auf Eingebungen Frankreichs, ihm erklärten Krieg von jeder thätigen Unterstützung der Königin abgehalten.

---

2. Kaiser Karl VII.

(1742 – 1745.)

In dieser Bedrängniß erwuchs für Maria Theresia Rettung aus den Fehlern ihrer Gegner. Anstatt den Weg nach Wien längs der Donau hinab zu verfolgen, wandte der Kurfürst von Baiern sich plötzlich nach Böhmen, weil er besorgte, wenn die Sachsen allein dieses Königreich eroberten, möchten sie dasselbe behalten wollen. König Friedrich hatte diesen vom Ziele abführenden Marsch widerrathen, aber die Französischen Generale sahen denselben nicht ungern, da ihnen wenig daran gelegen war, dem Kurfürsten von Baiern die ganze Oesterreichische Monarchie in die Hände zu spielen; Auflösung derselben, nicht Veränderung der Dynastie, schwebte ihnen vor Augen. Am 26. November 1741 bemächtigten sich die Sachsen durch einen glücklich ausgeführten nächtli-

chen Ueberfall der Hauptstadt Prag und am 19. Dec. empfing Karl Albrecht daselbst die Huldigung als König von Böhmen. Aber während er sich in diesem Prunke gefiel, und an den größern der Kaiserkrönung dachte, fand Maria Theresia Zeit und Mittel, das Erbe ihrer Väter zu retten. Auf einer Versammlung der Ungerschen Stände im Schlosse zu Presburg, am 11. Sept., gewann sie durch kluge Willfährigkeit die Gemüther. Als hierauf die junge Königin in einer eben so rührenden als würdevollen Rede die Hülfe der Nation in Anspruch nahm, wurde ihr mit dem begeisterten Ausrufe: Wir wollen sterben für unsern König Maria Theresia, geantwortet*). Schon vor dem Ende des Octobers fanden sich 15,000 berittene Edelleute in Presburg ein, und aus den Gespannschaften strömten zahlreiche Mannschaften herbei. Zwei Heere wurden gebildet. Mit dem einen rückte Großherzog Franz, der Gemahl der Königin, in Böhmen ein, mit dem andern eroberte der General Bärenklau im Januar 1742 Oberösterreich wieder. Hiermit nicht zufrieden, drangen die Oesterreicher in Baiern vor. Am 24. Januar 1742 ward Karl Albrecht zu Frankfurt am Main zum Kaiser erwählt und am 12. Februar als solcher gekrönt; aber Tags darauf mußte sich seine Hauptstadt München an die Oesterreicher ergeben, und wenige Wochen später war sein ganzes Land in den

*) Daß die Königin bei Haltung dieser Rede ihren einjährigen Sohn Joseph auf dem Arme gehabt habe, ist zwar eine allgemein verbreitete, aber von den glaubwürdigsten Nachrichten widerlegte Sage. Der Prinz wurde erst zehn Tage später nach Presburg gebracht. Es ist aber wohl möglich, daß die Königin noch bei einer andern Gelegenheit sich mit demselben mehreren Magnaten gezeigt und ihre Begeisterung aufgeregt habe.

Händen derselben. Als Kaiser Karl VII. saß er nun in Frankfurt, auf die spärlichen Erträge des Kaiserthums und den Beistand Frankreichs verwiesen. Die Ankunft eines neuen Französischen Heeres unter dem Marschall Harcourt und die Erfolge, welche der König von Preußen in Mähren und Böhmen über die Oesterreicher davon trug, erhielten die Hoffnungen des unglücklichen Fürsten noch aufrecht; aber dieser Bundesgenosse, dem Karl als König von Böhmen im Februar 1742 die Grafschaft Glaz abgetreten hatte, schloß am 17. Juni zu Breslau mit der Königin einen Frieden, in welchem er gegen Abtretung des größten Theils von Schlesien dem Kriege entsagte. Bald darauf folgte Sachsen dem Beispiel, und vertrug sich, ohne förmlichen Friedensschluß, mittelst gegenseitiger Erklärungen vom 23. und 28. Juli, mit Oesterreich.

Das Uebergewicht der Oesterreichischen Waffen war hierdurch entschieden. Die Französische Armee in Böhmen unter den Marschällen Broglio und Belleisle wurde genöthigt, sich nach Prag zurück zu ziehen. Marschall Maillebois kam ihr zwar mit der Armee, die in Westphalen gestanden hatte, zu Hülfe. Da ihm aber von dem alten eigensinnigen Cardinal, in dessen Händen sich die Regierung Frankreichs befand, auf das bestimmteste untersagt war, ein Treffen zu wagen, richtete er nichts aus, sondern kehrte im October durch die Oberpfalz nach Baiern zurück.

Hier hatte das Glück dem Kaiser einen Augenblick gelächelt. Der aus Oesterreichischen Diensten in die seinigen getretene Feldmarschall Seckendorf hatte in den ersten Tagen des Octobers Baiern wiedererobert. Kräftige Unterstützung von Seiten Frankreichs würde jetzt

noch dem Kriege eine andere Wendung gegeben haben: befand sich doch selbst Eger, das Thor Böhmens, in den Händen der Verbündeten. Aber der Geist, der das Französische Cabinet, auch nachdem der alte Cardinal Fleury gestorben war, beherrschte, und der den Feldherren sich mittheilte, war Maria Theresia's bester Bundesgenosse. Marschall Belleisle hatte in so langer Zeit keine Mittel gefunden, die Lage seiner Angelegenheiten in Böhmen zu verbessern, und sah sich in Prag mit 14,000 Mann dem Hungertode Preis gestellt, er besaß aber Ehrgefühl und Muth, einen verzweifelten Entschluß schimpflicher Ergebung vorzuziehen. Am 17. Dec. 1742, in einer finstern Winternacht, zog er heimlich aus Prag, indem er nur eine schwache Besatzung von etwa 1000 Invaliden zurückließ. Erst spät wurden die Oesterreicher unter Lobkowitz inne, daß in Prag etwas vorgegangen war, und setzten den Ausgezogenen nach. Diese hatten jedoch einen zu großen Vorsprung gewonnen, und erreichten Eger nach elftägigem Marsche, obwol sie auf demselben durch Kälte und Verfolgung viele Leute verloren. Die zurückgelassenen Invaliden capitulirten und erhielten freien Abzug nach Eger; der Oesterreichische General war aber sehr erstaunt, als er sah, wie gering ihre Zahl war. Belleisle, der sich für einen zweiten Xenophon hielt, wurde in Versailles kalt empfangen, und auf sein Gouvernement zu Metz verwiesen.

Im April 1743 kehrte der Kaiser in seine Hauptstadt München zurück. Aber die Befreiung Böhmens hatte den Oesterreichern neue Angriffsmittel verliehen. Geführt von dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Bruder des Großherzogs Franz, wandten sie sich nach Baiern, schlugen, am 9. Mai, eine Abtheilung des Bai-

erschen Heeres bei Simpach und nöthigten den Kaiser, (am 8. Juni) zum zweitenmal aus München zu fliehen. Seinen Feldmarschall Seckendorf blieb nichts übrig, als (am 27. Juni) mit dem Prinzen von Lothringen einen Räumungsvertrag zu schließen, kraft dessen der Ueberrest des Baierschen Heeres Quartiere bezog und das Land den Oesterreichern überlassen ward. Zur Erwiederung der von Karl in Prag angenommenen Huldigung ließ sich Maria Theresia nun in München Huldigung leisten. Während die Staatskunst des Zeitalters in ihrem Gebahren sich aller Treu und Rechtlichkeit entschlagen hatte, wähnte sie, die Treue der Unterthanen, die sie ihren angeborenen Beherrschern entriß, durch erzwungene Eidschwüre an neue Gebieter fesseln zu können, die ihrerseits kein Hehl daraus machten, daß sie die Dauer derselben nur von der Convenienz würden abhängen lassen.

Inzwischen ergriff Frankreich in dem Kriege, welcher seit dem Jahre 1739 zwischen England und Spanien statt fand, Partei für das Letztere, und stimmte dadurch das Englische Parlament für die Neigung des Königs Georg II., der Sache Oesterreichs thätige Hülfe zu leisten. Georg gewann die Republik der vereinigten Niederlande, ihre Waffen mit den seinigen zum Schutze der auch von ihr gewährleisteten pragmatischen Sanction zu vereinigen. Im Herbst 1742 versammelte sich eine Armee von 50,000 Mann, unter der sonderbaren Bezeichnung einer pragmatischen, in den Niederlanden, und im Februar 1743 wurde sie vom Könige Georg, der Protestationen des Kaisers Karl und des Königs von Preußen ungeachtet, durch das Jülichsche und Kölnische gegen den Main geführt. Auf die Kunde hiervon sandte Frankreich den Marschall Noailles mit 60,000 Mann nach Deutschland.

Bei Dettingen, in der Nähe von Aschaffenburg, kam es am 27. Juni 1743 zwischen der Französischen und der pragmatischen Armee zu einer Schlacht, welche zum Nachtheil der erstern ausfiel und ihren Rückzug bestimmte. König Georg zog ihr im August nach über den Rhein, über den auch der Prinz von Lothringen die Oesterreichischen Waffen geführt hatte. Dieser Angriff auf die Französischen Grenzen hatte die Folge, daß Frankreich, welches bis jetzt bloß als Hülfsmacht des Kaisers oder Baierns thätig gewesen war, nunmehr selbst als kriegführende Macht auftrat, und am 26. April 1744 an die Königin von Ungern, am 15. Mai desselben Jahres an England den Krieg erklärte. König Ludwig wurde durch seine damalige Geliebte, die Herzogin von Chateauroux, die ihm kriegerischen Ruhm verschaffen wollte, bestimmt, sich selbst zur Armee zu begeben. Als Zweck des Krieges wurde jetzt die Eroberung der Niederlande ins Auge gefaßt. Im Laufe zweier Monate fielen vier feste Plätze, Menin, Ypern, Knoke und Furnes. Unterdeß bedrohete der Prinz von Lothringen das Erbe seiner Väter. Da verließ König Ludwig die Niederlande, um ihm die Spitze zu bieten. Aber während seines Aufenthalts in Metz warf ihn, am 4. August, ein Fieber aufs Krankenbette, und als er genaß, waren die Oesterreicher von den Grenzen Frankreichs ohne Anstrengung der Französischen Waffen entfernt. Dieß war durch den König Friedrich von Preußen bewirkt worden, der abermals gegen Maria Theresia die Waffen ergriffen und Böhmen erobert hatte. Darum wurde der Prinz von Lothringen eiligst aus dem Elsaß zurückgerufen. Verstärkt durch ein Sächsisches Hülfscorps nöthigte er die Preußen noch in demselben Jahre (1744) zur Räumung Böhmens.

Dennoch hatte dieser Seitenkrieg dem Kaiser so viel geholfen, daß er Frankfurt verlassen und am 23. October 1744 in München einziehen konnte. Auch dießmal würde seines Bleibens hier nicht lange gewesen seyn: denn nach dem Abzuge der Preußen aus Böhmen trugen die Oesterreicher von Neuem ihre Waffen nach Baiern. Aber unerwartet machte der Tod, in Folge einer zurückgetretenen Fußgicht, am 20. Januar 1745, den politischen und körperlichen Leiden Karls VII. ein Ende. „Mich wird das Unglück nicht verlassen, bis ich es verlasse," hatte er oft zu den Seinen, wenn sie ihn trösten wollten, gesagt. Aber wenn sein Tod ihn selbst von allem irdischen Unglück befreite, so dauerte doch das Elend des Krieges, welchen sein kraftloser Ehrgeiz entzündet hatte, noch Jahrelang fort.

---

3. Ausgang des Erbfolgekrieges.

Wenige Tage vor dem Tode des Kaisers, am 8. Januar 1745, war zu Warschau ein förmliches Bündniß zwischen Oesterreich, England, Sachsen und den Generalstaaten der Niederlande geschlossen worden. Der Hauptzweck desselben war gegen Preußen gerichtet. Da der neue Kurfürst von Baiern, Maximilian III., seiner anfänglichen Weigerungen ungeachtet, am 22. April 1745 zu Füssen mit Oesterreich Frieden schloß, unter Entsagung aller Ansprüche auf Theresia's Kronen, bekam die Königin nun freiere Hand, und durch Versicherung der Baierschen Kurstimme zu den Stimmen der drei geistlichen Kurfürsten, Sachsens, Hannovers und Böhmens, die ihr schon gewiß waren, die Aussicht ihrem Gemahle, dem Groß=

herzoge Franz, die Kaiserkrone zu verschaffen. Zwar erlitten die Oesterreicher im Juli Unfälle gegen die Franzosen und Spanier in Italien, und am 11. Mai ward bei Fontenoy in den Niederlanden das vereinigte Heer der Oesterreicher, Engländer und Holländer von den Franzosen in einem sehr blutigen Treffen geschlagen. Doch hatte, nach der damaligen Kriegsweise, diese Niederlage die Folgen nicht, welche sie gegen Heerführer aus der großen Schule des neunzehnten Jahrhunderts gehabt haben würde. Bald erschien ein neues Oesterreichisches Heer am Rhein, um die nach Frankfurt ausgeschriebene Kaiserwahl zu decken. Der Großherzog Franz übernahm selbst das Commando derselben und nöthigte die Franzosen zum Rückzuge über den Strom. Die Gesandten von Kurpfalz und Kurbrandenburg protestirten nun eben so vergebens gegen die Fortsetzung der Wahlhandlung, wie vier Jahre vorher die Böhmische Gesandtschaft gethan hatte. Am 13. September wurde der Großherzog durch die sieben anderen Stimmen zum Kaiser erwählt und am 11. October als Franz I. gekrönt.

König Friedrich von Preußen entledigte sich vor Ablaufe des Jahres, nach drei siegreichen Schlachten, durch den Frieden zu Dresden mit Oesterreich und Sachsen, des ihm lästigen Krieges. Der Kampf dauerte nun zu Lande nur noch in den Niederlanden und Italien, vornehmlich aber als Seekrieg fort. Nach dem Siege bei Raucoux am 11. October 1746 eroberten die Franzosen die Oesterreichischen Niederlande bis auf Luxemburg und Limburg. In Italien hatten die Kaiserlichen zwar mehr Glück, allein ein Zug, den der General Brown im December 1746 nach der Provence unternahm, lief eben so traurig ab wie alle zeitherigen Versuche, die Franzosen in ihrem eigenen

Lande zu bekriegen. Im Jahre 1747 eroberten die Marschälle von Sachsen und von Löwendahl das ganze Holländische Flandern. Diese Bedrängniß der Republik der Niederlande gab Veranlassung, daß die Oranische Partei ihr Haupt erhob und wie im Jahre 1672 gebieterisch Wiederherstellung der seit Wilhelms III. Tode erledigt gebliebenen Erbstatthalterschaft verlangte, weil der Staat eines Heerführers bedürfe. Die bürgerlichen Magistrate, welche seit 1702 regiert hatten, mußten nachgeben, daß Wilhelm IV., Prinz von Nassau-Oranien, ein Seitenverwandter Wilhelms III., zum Erbstatthalter erhoben und diese Würde für die männlichen und weiblichen Nachkommen des Fürsten erblich erklärt ward.

Nun wurden Anstalten zu einer nachdrücklichern Führung des Krieges getroffen. Aber die Erschöpfung der Mächte stimmte sie alle zum Frieden. Ein Congreß trat zur Unterhandlung desselben im April 1748 in Aachen zusammen. Am 30. April kamen die Präliminarien zu Stande, und am 18. October, gerade hundert Jahre nach dem Westphälischen Frieden, wurde der Hauptfriede unterzeichnet. Das achtjährige Blutvergießen war ohne ein großes Ergebniß geblieben. Alle Eroberungen wurden gegenseitig herausgegeben, bis auf Parma, Piacenza und Guastalla, welches Oesterreich an den Spanischen Prinzen Philipp abtrat, (so daß Elisabeth von Parma auch ihren zweiten Sohn noch mit einem Fürstenthume versorgt sah) und bis auf ein Stück von Mailand, welches der König von Sardinien erhielt. Die Absicht, die Krone Karls VI. vom Haupte seiner Tochter zu reißen und die Oesterreichische Monarchie zu zertrümmern, war gänzlich verfehlt, Frankreich, Baiern und Sachsen gingen gänzlich leer aus, und die

Opfer, welche Maria Theresia an Preußen, Sardinien und Spanien darbringen mußte, standen in keinem Verhältnisse zu den Verlusten, mit welchen sie am Anfange des Krieges bedroht gewesen war.

---

4. Gleichzeitiger Krieg zwischen England, Spanien und Frankreich.

(1739 – 1748.)

Vermöge des während der Utrechter Friedensverhandlungen abgeschlossenen Assientovertrages zwischen England und Spanien, dessen in der Geschichte des Spanischen Erbfolgekrieges schon erwähnt ist, hatte die Englische Südseegesellschaft das Recht erhalten, Sclaven nach dem Spanischen America einzuführen und jährlich ein Schiff von fünf hundert Tonnen mit Europäischen Waaren auf die Messe von Portobello zu bringen. Diese Bewilligungen hatten die Folge, daß der Schleichhandel nach jenen Colonien sehr zunahm. Als die Spanische Regierung denselben zu hemmen suchte, wurde sie von den Engländern beschuldigt, dabei mit allzugroßer Härte zu verfahren, und sich eine vertragswidrige Untersuchung der Schiffe auf offener See herauszunehmen. Zu den hierüber entstandenen Mißhelligkeiten kam ein Streit über die Provinz Georgia, welche England als einen Theil von Carolina, Spanien als einen Theil von Florida ansehen wollte. Aufs Höchste aber wurde der Nationalstolz der Engländer empört, als bei einer Schiffsuntersuchung einen oder mehreren Englischen Schiffern, welche Schleichhandel getrieben hatten oder haben sollten, von den Spaniern die Ohren abgeschnitten wurden. Indeß suchte der Minister Walpole,

der wegen der Stärke der Opposition in einem Kriege sich nicht behaupten zu können glaubte, den Frieden zu erhalten, und schloß mit Spanien einen vorläufigen Vertrag zu Pardo (1739), in welchem verabredet ward, es solle zu Madrid eine Zusammenkunft gehalten werden, um die gegenseitigen Ansprüche beider Völker auf Schifffahrt und Handel in Europa und America, und die übrigen Streitpuncte auszugleichen, der König von Spanien aber für die Forderungen, welche Englische Unterthanen hatten, 95,000 Pfund bezahlen. Wenn nun schon die Geringfügigkeit der Summe, die durch eine Gegenrechnung der Spanier bis auf 27,000 Pfund herabfiel, beleidigte, so schmerzte es den Nationalstolz noch mehr, daß nicht einmal das Wort Genugthuung in dem Vertrage vorkam; daher ward dem Minister Walpole im Parlamente Nichtbeachtung der Würde des Englischen Volks und seiner Rechte auf das Heftigste vorgeworfen. Die Opposition sprach um so lauter und kühner, weil sie auf die allgemeine Stimmung der Nation rechnete; sie war eines glücklichen Erfolgs so gewiß, daß Vernon, ein sehr eifriges Mitglied derselben, sich anheischig machte, mit sechs Schiffen in kurzer Zeit Portobello wegzunehmen. Der Minister mußte endlich nachgeben, da Spanien, aufgemuntert von Frankreich und beleidigt durch die stolzen Reden und Hoffnungen Englands, auf der neuen Zusammenkunft, sowol die Bezahlung der versprochenen Geldsumme unter einem Vorwande verweigerte, als auch wegen der übrigen Streitpuncte einen hohen Ton anstimmte. England kündigte daher den Krieg an, und Vernon hielt Wort. Am 3. December ergab sich ihm Portobello.

Dieser glückliche Vorfall erregte allgemeine Freude und größere Hoffnungen. Vernon ward mit Führung

einer

einer Flotte beauftragt, um in Westindien und an den Küsten des Spanischen America Angriffe und Eroberungen zu machen. Anson sollte an der andern Seite der Landenge von Darien und an den Küsten von Peru und Chili thätig seyn. Die letztere Fahrt war noch nicht oft versucht, und man hoffte daher, der unerwartete Schlag werde desto gefährlicher die Spanier treffen, ja, in Berechnung ihrer geringen Macht in Südamerica, glaubte man durch diese kühne Unternehmung England in Besitz desselben setzen zu können. Aber beide Unternehmungen entsprachen den Hoffnungen nicht. Nachdem Anson, unter großen Gefahren und mit Verlust eines Theils seines Geschwaders, das Cap Horn umschifft hatte, beunruhigte er zwar die ganze Küste von Peru und Chili acht Monate lang, und eroberte einige Schiffe, unter andern das reiche, jährlich nach Manilla gehende Handelsschiff von Acapulco; aber seinen größern Zweck führte er nicht aus. Er brachte nur ansehnliche Beute und den Ruhm, als glücklicher Abenteurer und Entdecker die ganze Südsee durchschifft zu haben, nach einer vierjährigen Abwesenheit nach Europa zurück. Eben so vergeblich hatte Vernon einen Angriff gegen Carthagena gemacht, und ein anderer auf Cuba war gleichfalls mißlungen.

Das Volk ward über diese Fehlschläge ungedulbig, die Kaufmannschaft beschwerte sich über schlechte Beschützung ihres Handels, die Unzufriedenheit gegen Walpole ward immer größer, und die Opposition, an deren Spitze selbst der Prinz von Wales stand, erhielt so sehr das Uebergewicht, daß Georg II. den Minister nur durch Entlassung von einer öffentlichen Anklage retten konnte. Er erhob ihn aber zum Grafen von Oxford. Indeß befriedigte auch das neue in sich uneinige Ministerium,

dessen Häupter Lord Carteret und der Graf Newcastle waren, die Hoffnungen des Volks nicht. Die Opposition beschwerte sich, da um diese Zeit auch der Oesterreichische Erbfolgekrieg ausgebrochen war, daß der Krieg gegen Spanien mit geringer Anstrengung geführt, und alle Sorge auf das feste Land und auf die Vortheile des, mit dem Könige Georg eng verbundenen, Oesterreichischen Hauses gewendet werde; sie nannte Hannover den Abgrund, der die Englischen Reichthümer verzehre; ein hungriges und unfruchtbares Kurfürstenthum werde durch die Schätze Großbritanniens bereichert; sie tadelte es, daß König Georg II. am Tage der Schlacht bei Dettingen Hannöversche Feldzeichen getragen habe. Eben so mißbilligte sie, daß ein Theil der Seemacht unter dem Admiral Matthews gebraucht wurde, sowol den König von Neapel durch Bedrohung seiner Hauptstadt zur Zurückziehung seiner Truppen von den Spaniern und Franzosen zu zwingen, als auch die Spanischen Unternehmungen gegen Oberitalien, die Don Philipp von Savoyen aus leitete, durch Beunruhigung der Italienischen und Französischen Küsten zu hindern. Es ward sogar im Parlament darauf angetragen, den König zu bitten, den Krieg auf dem festen Lande zu enden. Doch fiel dieser Antrag durch.

Diese Parteienkämpfe im Parlamente regten die Französische Regierung, die von Fleury's friedfertigem Geiste nicht mehr beseelt ward und schon mit Spanien ein enges Bündniß geschlossen hatte, zu großen Hoffnungen auf. Nachdem der Krieg mit England durch einen Kampf des Admirals Matthews und der mit der Französischen vereinigten Spanischen Flotte am 20. Februar 1744 begonnen und am 15. März förmlich er=

klärt worden war, beschloß man in Frankreich, den Stuartschen Prinzen Karl Eduard, Sohn des Prätendenten Jacob III. und Enkel Jacobs II., nach England zu schicken, um das Hannöversche Haus vom Throne zu stoßen. Karl Eduard und eine große Landmacht unter dem Befehle des Marschalls von Sachsen wurden eingeschifft und näherten sich den Englischen Küsten, als ein Sturm und die Erscheinung einer Englischen Flotte den Plan vereitelte. Dieser Versuch aber wirkte mächtig auf das Englische Parlament und Volk, und regte beide zu den größten Anstrengungen auf. Die Eroberung der Französischen Festung Louisbourg auf Cap Breton (27. Juni 1745) war die Frucht derselben, und ward mit aller der Freude aufgenommen, welche diese Erwerbung verdiente. Denn England sah dadurch einen Theilnehmer in seiner einträglichen Fischerei bei Neufundland entfernt, seine nördlichen Colonien von einer gefährlichen Nachbarschaft befreit, und die Möglichkeit, diese Mitbewerber endlich ganz aus America zu vertreiben, näher gerückt.

Während die Franzosen in so weiter Ferne angegriffen wurden, gelang es dem Prinzen Karl Eduard in einem Augenblick, wo der König Georg in Deutschland, und der größte Theil seines Heeres mit dem Herzoge von Cumberland in den Niederlanden war, in das Innere Großbritanniens einzudringen. Am 27. Juni 1745 landete er bei Moydart an der westlichen Küste von Schottland, dießmal nur mit einem Schiffe und von wenigen Freunden begleitet. Aber bald sammelten sich um ihn die Häuptlinge der Hochländer mit ihren Stämmen. An ihrer Spitze rückte er zuerst auf Perth, dann auf Edinburg los, welches sich am 19. September ergab. Nicht weit von da, bei Preston-Pans, setzte sich ihm

der erste Englische Heerhaufen entgegen. Die Hochländer, ohne Reiterei und Geschütz, schlugen den mit beiden wohl versehenen feindlichen Haufen bloß mit dem Gewicht ihrer großen Schlachtschwerter in die Flucht (20 Sept. 1745). Dieser Sieg verschaffte dem Prinzen Geld, Waffen und größeren Anhang. Die alten Freunde seines Hauses stellten sich unter seine Fahnen. Zu Fuß, in der Kleidung eines Hochländers, führte er seine Getreuen vorwärts, und drang in England vor bis Derby, nicht fern mehr von London. Aber verkehrte Maaßregeln machten sein Glück rückgängig. Er zeigte den Engländern, daß er die alten Gesinnungen und Grundsätze seiner Familie zu ihnen bringe. Der erwartete Zulauf blieb daher aus; ihm selbst fehlte es an Geld und Geschütz. Frankreichs Hülfe war gering, nur wenige Haufen landeten in Schottland. Dagegen hatte die Englische Regierung ihre Vertheidigungsmittel beschleunigt, und den Herzog von Cumberland mit Englischen und Hessischen Völkern aus den Niederlanden herbeigerufen.

Der Stuartsche Prinz fürchtete nun abgeschnitten zu werden, und eilte nach Schottland zurück, von dem Herzoge verfolgt. Bei Falkirk erkämpfte er zwar noch einmal mit seinem kleinen Haufen den Sieg (Januar 1746), aber zu schwach, ihn zu benutzen, zog er sich nach dem nördlichen Schottland. Hier wagte er bei Culloden (16. April 1746) eine entscheidende Schlacht. Die Tapferkeit der Hochländer unterlag der Menge, ihre Schwerter den Bajonetten und Geschützen. Der Prinz selbst floh vom Schlachtfelde nach den westlichen Eilanden. Nach vielen und großen Gefahren, stets verfolgt von Spähern, aber immer gerettet durch die Treue und Redlichkeit des Volks, das durch den auf seinen

Kopf gesetzten Preis von 30,000 Pfund nicht gelockt wurde, gelang es ihm, endlich ein Französisches Schiff zu erreichen, auf dem er am 10. October 1746 nach Frankreich zurückkam *).

Ueber seine Anhänger erging ein schweres Gericht. Das siegreiche Heer hatte schon gegen die Verwundeten und Gefangenen gewüthet, und nach der Schlacht die Besitzungen und Güter der Schottischen Großen verheert; nun verloren noch Viele ihr Leben auf dem Blutgerüst, unter ihnen der Graf Kilmarnok und der Lord Balmerino. Um dem Erfolge solcher Aufstände für die Zukunft vorzubeugen, wurden die Hochländer durch mehrere Verordnungen von ihren Häuptlingen getrennt, und Mittel bereitet, sie zu einer größern Gewerbsamkeit zu erziehen, und so in ihnen den Geist der alten Zeit, der sie zu dem vormaligen Königshause hinzog, zu ertödten.

Während dieser Bewegungen war Carteret aus dem Ministerium geschieden, und Newcastle an die Spitze eines neuen getreten, in welchem sich bald William Pitt sehr auszeichnete. Auch von dem neuen Ministerium wurde der Krieg auf dem festen Lande unterstützt, sowol in Italien als in den Niederlanden. Die Franzosen und Spanier hatten, nachdem sich Genua für sie

---

*) Dieser Prinz lebte seitdem von Pensionen, die ihm Frankreich und Spanien zahlten, in Frankreich, das er aber nach dem Frieden verlassen mußte. Er ging nach Italien, wo der päpstliche Hof schon seinen Vater, Jakob III., erhielt. Nach dessen Tode (1766) vermählte er sich, um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen, mit einer Gräfin Stolberg, die ihm aber keine Kinder gebar, und sich später, seiner verdrüßlichen Launen wegen, wieder von ihm trennte. Er führte den Namen Graf von Albanien, und starb am 31. Januar 1788 zu Rom. Sein jüngerer Bruder, der Cardinal von York, starb erst 1807.

erklärt und ihnen die Pässe geöffnet, große Ueberlegenheit gewonnen, und Piemont, Mailand, Parma und Piacenza erobert (1745). Zwar entriß ihnen des Fürsten von Lichtenstein Sieg bei Piacenza (1746) diese Vortheile, und Genua selbst fiel am 5. September in die Hände der Oesterreicher, die nun in Frankreich eindringen wollten; aber ein unbedeutender Zwist zwischen einem Genueser und einem Oesterreicher entzündete einen Volksaufstand, durch den die Oesterreicher am 5. December aus Genua wieder vertrieben, und so am Vordringen in der Provence verhindert wurden. Vergeblich versuchten sie, durch eine Englische Flotte von der Seeseite unterstützt, Genua wieder zu erobern.

Nicht glücklicher waren Englands Bemühungen, den Siegeslauf des Marschalls von Sachsen und der Franzosen in den Niederlanden aufzuhalten. Nach den Siegen bei Fontenoi (1745) und Raucoux (1746) war ganz Belgien in der Gewalt der Franzosen, und die Grenzwehre niedergestürzt, welche der Utrechter Friede zur Sicherung Hollands aufgerichtet hatte. Diese Bedrängniß bewirkte in diesem Freistaate die schon erwähnte Wiederherstellung der Erbstatthalterschaft. Dennoch bahnte der Sieg bei Laffeldt (1. Juli 1747) den Franzosen den Weg zur Belagerung von Maſtricht, als am 30. April 1748 durch den unerwarteten Abschluß des Friedens zu Aachen dem Kriege ein Ende gemacht ward. König Philipp V. von Spanien war im Jahre 1746 gestorben; sein Sohn Ferdinand VI. (1746 — 1759) hatte für die Italienischen Erwerbungen seines Halbbruders Don Philipp nicht den Eifer seiner Stiefmutter, und wurde von seiner Gemahlin, einer Portugiesischen Prinzessin, ganz für England gewonnen. Dieß und das Glück,

womit die Engländer die Seemacht und den Handel der Franzosen vernichteten, erweckte in Versailles friedliche Gesinnungen. Anson, der eben mit Ruhm und Beute beladen von seiner Reise um die Welt zurückgekommen war, schlug nebst dem Admiral Warren bei Cap Finisterre ein Französisches nach Westindien bestimmtes Geschwader, nahm sechs königliche Kriegsschiffe und sieben der Indischen Compagnie, deren reiche Ladung und Schätze, über fünf Millionen an Werth, auf zwanzig Wagen von Spitehead nach London gebracht wurden; Admiral Hawkes führte einen zweiten Schlag aus, indem er ein Geschwader von sieben Französischen Schiffen besiegte, und sechs derselben nahm. Nicht lange darauf fielen vierzig reich beladene Schiffe von S. Domingo in die Hände der Engländer. Die in einem Jahre erbeuteten Gelder beliefen sich auf achtzehn Millionen Thaler.

Dieß waren aber auch für England die einzigen, und zwar mit großem Aufwande von Geld und Blut gewonnenen Vortheile dieses Krieges. Denn selbst Cap Breton wurde im Aachner Frieden an Frankreich zurückgegeben, um die Verluste der Vereinigten Niederlande damit auszulösen. Ueber das Recht der Spanier, Britische Schiffe in Westindien zu visitiren, worüber der Streit ausgebrochen war, ward gar nichts festgesetzt. Der Assiento wurde den Engländern, für die Unterbrechung während des Krieges, auf vier Jahre verlängert, aber bald darauf von dem Spanischen Könige Ferdinand VI. mit 600,000 Thalern abgekauft, um den Streitigkeiten, die aus demselben entstanden, ein Ende zu machen.

VI.
Friedrich der Große bis zum Hubertsburger Frieden.

1. Der Preußische Staat unter Friedrich I.

(1688 — 1713.)

Wir haben im vorigen Hauptstücke die Theilnahme König Friedrichs von Preußen am Oesterreichischen Erbfolgekriege nur im Allgemeinen berührt, da eine ausführlichere Darstellung derselben, wegen der Unabhängigkeit und Selbständigkeit, mit der sie unternommen und ausgeführt wurde, der zusammenhängenden Geschichte dieses großen Fürsten selbst angehört. Indem wir uns jetzt zu diesem wenden, sey es erlaubt, vorher auf die Geschichte seines Vaters und Großvaters einen Blick zu werfen; denn um seine Thaten und Schöpfungen begreifen und schätzen zu können, ist es nöthig, die Grundlage zu kennen, die er vorfand. Er selbst ist billig genug, zu gestehen (denn er hat uns, wie Cäsar, Bruchstücke aus seiner Geschichte hinterlassen), daß wenigen Staatengründern so trefflich vorgearbeitet worden sey, als ihm.

Wie im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts unter dem Kurfürsten Johann Sigismund (1608 — 1619) durch den Anfall Preußens und eines Theiles der Jülichschen Erbschaft der erste Grund zum Preußisch-Brandenburgischen Staate gelegt ward, ist an seinem Orte (Th. VII. S. 451) berichtet. Aber schon unter Johann Sigismunds Sohne und Nachfolger, George Wilhelm, (1619 — 1640) stürzte der Staat durch die zerstörende Wuth

des dreißigjährigen Krieges und die Schwäche dieses Fürsten in Ohnmacht und furchtbares Verderben. Da erschien dem am Rande des Untergangs schwebenden Lande in dem nächsten Regenten, Friedrich Wilhelm dem Großen, ein Retter von hochstrebendem Geiste, seltener Einsicht, Geisteskraft und Besonnenheit. Ihm gelang es nicht nur, die völlig verödeten und menschenleeren Provinzen durch Begünstigung von Einzöglingen und weise Beförderung aller Gewerbe und Künste des Friedens, wieder bevölkert und blühend zu machen, sondern er war es auch, der den, bis auf ihn völlig geschiedenen und zu keiner Gesammtwirkung tauglichen Ländermassen durch Belebung und Zusammenfügung ihrer Kräfte eine Bedeutung gab, die sie erst zu einem Europäischen Staate erhob. Das stehende Kriegsheer, welches er schuf, und der treffliche Gebrauch, den er als ein tapfrer und erfahrener Feldherr davon machte, verschafften seinem Namen Bewunderung, seiner Macht Ansehn und seinen Ansprüchen auf eine unabhängige politische Stellung Nachdruck. Er sah ein, daß die freie Entwicklung seines Volkes ohne diese Unabhängigkeit unmöglich sey, und wann zur Aufrechthaltung derselben die materiellen Kräfte seiner Staaten nicht hinzureichen schienen, so wußte er, daß der Geist die Masse ersetze und beherrsche. Durch dieses Vertrauen auf die Kraft des beseelenden Geistes hat er der Preußischen Monarchie den Weg vorgezeichnet, auf welchem sie zu ihrer Größe gelangt ist.

Am 29. April 1688 starb dieser treffliche Fürst. Seine umfassende Geistesgröße vererbte sich nicht auf seinen Sohn, Friedrich III., der indeß neben einem milden, für das Schöne und Edle empfänglichen Sinne, einen richtigen politischen Tact besaß, und der von sei=

nem Vorgänger eingenommenen Stellung nichts vergab. Eine unüberwindliche Neigung zu Pracht und Glanz verleitete ihn, die Behauptung dieses Ranges zugleich in einer recht prunkvollen Darlegung seiner fürstlichen Hoheit zu suchen. Der Glanz, mit welchem Ludwig XIV. seinen Thron umgeben hatte, erschien ihm als der höchste Triumph irdischer Majestät, und nichts ging ihm über die Wonne eines feierlichen Einzuges, eines Beilagers oder einer Audienz, in der er die verschwenderische Pracht seines Hofstaats, seines Marstalls, seiner Kutschen, seines Schlosses und seiner Garderobe zur Schau stellen konnte. Während des ersten Jahrzehends seiner Regierung erwarb der Prinz von Oranien die Englische und der Kurfürst von Sachsen die Polnische Königskrone. Welch ein Sporn für den prunksüchtigen Friedrich auch sein Haus mit dem königlichen Titel zu schmücken! Gab es auch für ihn keine Krone eines fremden Staates zu erwerben, so konnte er doch das mit völliger Unabhängigkeit von ihm besessene Herzogthum Preußen zu einem Königreiche erheben. Es ist schon oben (S. 9.) gesagt, welche glückliche Umstände zusammentrafen, um den Kaiser zur Einwilligung zu bewegen. Am 16. November 1700 unterschrieb Leopold I. einen Vertrag, in welchem er den Kurfürsten als König in Preußen anerkannte, und dieser dagegen sich verpflichtete, ihm während des ganzen Spanischen Erbfolgekrieges zehntausend Mann Hülfstruppen auf seine Kosten zu stellen, eine Compagnie Besatzung in Philippsburg zu unterhalten, in allen Reichsgeschäften mit ihm gemeinschaftlich zu handeln, seine Deutschen Staaten keiner der bisherigen Verbindlichkeiten gegen das Reich zu entziehen, auf alle noch rückständigen Hülfsgelder Verzicht zu thun, und endlich

seine Stimme zur Kaiserwahl immer dem Hause Oesterreich zu geben. So schritt denn der Kurfürst zum Werke. Die Pracht des feierlichen Einzuges in Königsberg und der Krönungsceremonie selbst wird als ganz übermäßig beschrieben. Herolde, reich gekleidet und beritten, riefen in den Straßen die Erhebung des Herzogthums zum Königreiche aus; zum Gedächtniß dieser Begebenheit ward der schwarze Adlerorden gestiftet und an die vornehmsten Personen vergeben (17. Jan. 1701), und am 18. geschah die Krönung selbst. Friedrich der Dritte, als König der Erste, setzte im Saale seines Schlosses, vor allen Großen des Reichs und den fremden Gesandten, sich und seiner vor ihm knienden Gemahlin, die Krone selber auf. Er saß auf einem prächtigen Throne, und hielt Scepter und Reichsapfel in den Händen. Eine gewaltige Perücke und ein karmoisinrother Mantel, in welchen unzählige Adler und Kronen gestickt waren, bedeckten die Fehler seines Wuchses. Kniend mußten ihm selbst sein Sohn und seine Brüder die Huldigung leisten. Hierauf begab sich der ganze Hof in die Kirche, wo zu beiden Seiten des Altars gleichfalls zwei prächtige Throne standen, auf denen sich der König und die Königin niederließen. Zwei bloß dazu ernannte reformirte Bischöfe verrichteten hier die Salbung, worauf das Selbstaufsetzen der Krone noch einmal vor dem versammelten Volke wiederholt ward. Gesänge, Predigt und Abendmahl wurden mit dieser Ceremonie verbunden, und eine allgemeine Begnadigung aller Verhafteten und eine reiche Armenspende beschlossen das Fest. Die Lustgelage währten hierauf fast ununterbrochen bis zum 8. März. Am 6. Mai hielt der neue König seinen feierlichen Einzug in Berlin durch die Straße, die seitdem die Königsstraße heißt.

Ueber das ganze Unternehmen ward sehr verschieden geurtheilt. Einige lächelten, Andere fürchteten traurige Folgen, wenn die Behauptung der neuen Würde mehr Aufwand erfordern sollte, als das arme Land möchte erschwingen können. Die Nachwelt, die aus den Folgen urtheilen kann, muß den Gang des Schicksals bewundern, das sich der Eitelkeit dieses Regenten bediente, um der Wirksamkeit größerer Nachfolger die erste Bahn zu brechen. Schön sagt einer derselben: „Es war eine Lockspeise, welche Friedrich allen seinen Nachfolgern hinwarf, und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müsset das Werk vollenden."

Es ist zu bedauern, daß dieser sonst wohlwollende Fürst schwach genug war, eine Zeit lang Unwürdige über sein Volk schalten zu lassen, die ihm schmeichelten und die Unterthanen aus Habsucht aussogen. Sie führten Kopfsteuern ein, denen sogar arme Hirtenjungen unterworfen wurden; nächstdem wurden Perücken, Fontangen, Hüte, Schuhe, Stiefeln und Strümpfe mit Abgaben belegt. Eine Menge Geld ging mit den Brandenburgischen Truppen außer Landes, die am Rhein, in Flandern, in Italien und in Ungern für den Kaiser fochten. Selbst als er seinen Liebling Wartenberg wegen offenbarer Schurkereien verbannen mußte, ließ Friedrich diesen Elenden nicht nur sein ganzes Vermögen mit ins Ausland nehmen, sondern ihm sogar noch ein Jahrgeld von 24,000 Thalern nach Frankfurt am Main schicken.

Der ehrenvollsten Erwähnung werth sind noch eine Anzahl Denkmäler aus der Regierung Friedrichs I., welche seinen Sinn für die Kunst bezeugen. Dahin gehören

die herrlichen Werke der Baukunst: das Schloß, das Zeughaus, die lange Brücke und mehrere Kirchen zu Berlin, Meisterstücke der beiden seltenen Baumeister Bott und Schlüter, und die wunderschöne metallene Bildsäule Friedrich Wilhelms zu Pferde, an der Schlüter die Form gearbeitet und der kühne Jacobi den Guß vollführt hat. Auch die erste Anlage zur Friedrichsstadt von Berlin ward unter dieser Regierung gemacht (seit 1691). Die Hallischen Salzsiedereien wurden hergestellt, und die Spiegelmanufactur zu Neustadt an der Dosse angelegt (1692).

Der Glanz dieser Regierung und die hier gestattete Duldung lockten auch treffliche Denker in die Brandenburgischen Staaten. Im Jahre 1694 ward die Universität zu Halle gestiftet, wozu die Vertreibung des Thomasius aus Leipzig, wie im vorigen Bande schon erzählt ist, den nächsten Anlaß gab. Halle wurde ein Sitz edler Geistesfreiheit, wie man sie seit jener in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eingetretenen Erstarrung der Lutherischen Kirche in Deutschland vergebens gesucht hatte. Die theologischen Lehrstühle wurden mit Freunden und Anhängern Speners besetzt, so daß Halle nach dem Tode dieses trefflichen Mannes der wissenschaftliche Mittelpunct der von ihm ausgegangenen Erneuerung des kirchlichen Lebens wurde. Zu diesen Lehrern der Theologie gehörte der im vorigen Theile schon genannte August Hermann Franke (geb. zu Lübeck den 12. März 1663), den die Orthodoxen zuerst aus Leipzig, und späterhin aus Erfurt verjagt hatten. Da Aufopferungen und Wohlthun ihm Bedürfniß waren, so machte er sich in Halle gleich mit den Armen der Stadt zu schaffen, unterrichtete ihre Kinder unentgeldlich im Christenthum, und stellte eine Büchse für sie in seiner Kirche aus. Als sich in dieser einst eine

Gabe von sieben Gulden fand, sagte der überraschte Franke: „das ist ein ehrlich Capital! davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anlegen." Gesagt, gethan. Er bestellte einen armen Studenten wöchentlich für sechs Groschen zum Lehrer, kaufte von den fortgehenden Almosen Schulbücher, und unternahm beschwerliche Reisen, um auch an fremden Orten zum Besten seiner Anstalt zu sammeln. Ein festes Vertrauen auf den Beifall Gottes belebte die Seele des redlichen Mannes. Jedes Scherflein entlockte ihm Freudenthränen. Um seines edlen Eifers willen, trug Jedermann gern zu dem guten Werke bei. In Kurzem sah sich Franke im Stande, ein Haus anzulegen, das sich allmählig durch immer fortwährende Beiträge dergestalt erweiterte, daß schon nach zehn Jahren hundert fünf und zwanzig Waisenknaben und fünf und siebzig arme Studenten darin ernährt, und achthundert fremde Kinder unterrichtet werden konnten. Von den immer steigenden Fonds legte er eine Apotheke, eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei, ein Wittwenhaus und ein Pädagogium für Kinder reicherer Eltern an, und entwickelte in der Einrichtung aller dieser Anstalten so helle pädagogische Einsichten, daß das Hallische Waisenhaus lange Zeit ein Muster für alle auswärtigen Schulanstalten gewesen ist. Auch die Lehrmethode war neu, und größtentheils nach Speners Gedanken. Als er am 8. Junius 1727 sein thatenreiches Leben beschloß, bestand das Pädagogium aus hundert zwei und funfzig Personen; in der Schule wurden 2125 Kinder von hundert dreißig Lehrern und acht Lehrerinnen unterrichtet; im Waisenhause wurden hundert vier und dreißig Waisenkinder, zweihundert fünf und funfzig Studenten und einige Hundert arme Schüler gespeiset; bei der Haus-

haltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke wurden drei und funfzig, und bei den Anstalten für das weibliche Geschlecht neun und zwanzig Personen unterhalten. Der Umfang aller dazu gehörigen Gebäude ist so groß, daß der innere Hof, den sie umschließen, einer langen und breiten Straße gleicht. Und das alles hat ein armer Mann gethan, der nichts als sein redliches Gemüth, hellen Verstand und festen Willen hatte.

Neben Franke verdient unter den edlen Enthusiasten jener Zeit auch sein und Speners Freund, Hildebrand Freiherr von Canstein, geboren 1667 zu Lindenberg unweit Storkow, gestorben 1719, genannt zu werden. Er legte sein ganzes Vermögen zum Besten der Menschheit an. Damit die Bibel, dieser Urquell aller christlichen Religionserkenntniß, auch in die Hände der Aermsten gebracht werden könne, schaffte er so viele Typen und Pressen an, daß die ganze Lutherische Uebersetzung in mancherlei Formaten immer gesetzt stehen bleiben, jeden Augenblick wieder abgedruckt, und mithin um einen sehr billigen Preis verkauft werden konnte. Er übertrug dem Hallischen Waisenhause die Ausführung dieses gemeinnützigen Werkes. Der Anfang ward 1710 gemacht, und von da bis zum 15. October 1825 sind 2,310,936 Bibeln und 1,025,714 Neue Testamente in dieser Offizin gedruckt worden. Außer dieser Wohlthat vermachte der wackere Mann dem Hallischen Waisenhause sein Haus in Berlin, seine Bibliothek und seinen Antheil an einem Kupferbergwerke. Auch seine Asche ruhe sanft!

Unter den damaligen Lehrern an der neuen Universität erlangte keiner einen größern und ausgebreitetern Ruf als der berühmte Philosoph Christian Wolf (geb. 1679). Er

war der Sohn eines Gerbers in Breslau, hörte schon auf der Schule seiner Vaterstadt von Descartes und Leibnitz, und machte deren Schriften und die Mathematik zu seinen Lieblingsstudien. Nach vollendetem akademischen Cursus betrat er in Leipzig den philosophischen Lehrstuhl, und erwarb sich durch die Klarheit seines Vortrags und die Gründlichkeit seiner Untersuchungen in Kurzem eine ungewöhnliche Achtung. Er versuchte die Strenge der mathematischen Lehrart auf die Philosophie überzutragen. Sieben und zwanzig Jahre alt erhielt er (1706) einen Ruf nach Halle als Professor der Mathematik und Naturlehre, und bildete hier siebzehn Jahre lang eine unglaubliche Menge Schüler, von denen viele, durch seine eigene Freimüthigkeit aufgemuntert, die demonstrative Lehrart seiner Philosophie gegen einige Lehrsätze der Theologen kehrten, und dadurch besonders mit den Pietisten in die heftigste Opposition geriethen. Dieß brachte Wolf selbst in Gefahr. Joachim Lange, ein eifriger Hallischer Theolog, reisete im Namen seiner Facultät in Person nach Berlin, um den Nachfolger Friedrichs I. von den Irrlehren seines Collegen in Kenntniß zu setzen, und so erfolgte von dem Könige, der die Religion gefährdet glaubte, der Befehl, Wolf solle „bei Strafe des Galgens" in vier und zwanzig Stunden die Stadt verlassen (1723. Dec.). Er ging mit seiner Frau nach Merseburg, und erhielt hier in kurzer Zeit einen Ruf nach Leipzig und einen zweiten nach Marburg. Den letztern nahm er an. Friedrich II. rief ihn 1740 wieder nach Halle zurück. Der Kaiser Karl VII. erhob ihn in den Reichsfreiherrnstand. Er starb als Vicekanzler der Universität Halle 1754.

Die Stiftung der Berliner Societät der Wissen-

schaften (so hieß die Akademie Anfangs) war zum Theil das Werk einer Frau, der schönen und geistreichen Gemahlin Friedrichs I., Sophie Charlotte, einer Tochter des ersten Hannöverischen Kurfürsten Ernst August, die leider schon am 1. Februar 1705 im sieben und dreißigsten Jahre ihres Alters starb. Ihr zu Ehren nannte Friedrich I. das schöne, von ihr erbaute Lustschloß bei Lützow Charlottenburg, wo bald ein ganzer Ort entstand. Hier waren Künste und Wissenschaften und der Umgang mit kenntnißreichen Männern ihre liebste Beschäftigung. Zu den Letzteren gehörte besonders Leibnitz, den sie schon am Hofe ihres Vaters kennen gelernt hatte und der auf ihre Veranlassung auf einige Zeit nach Berlin kam. Hier wußte er den König für den Gedanken, eine gelehrte Gesellschaft zu gründen, besonders indem er den davon zu erwartenden praktischen Nutzen hervorhob, so einzunehmen, daß Friedrich im Jahre 1700 an seinem Geburtstage den Stiftungsbrief vollzog, und Leibnitz zum ersten Präsidenten dieser neuen Gesellschaft ernannte. Schon vorher hatte Friedrich auch eine Akademie der Künste gestiftet.

---

2. Friedrich Wilhelm I.

(1713 — 1740.)

Friedrich I. starb am 25. Februar 1713, sechs und funfzig Jahre alt, nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung, und überließ die Zügel derselben seinem fünf und zwanzigjährigen kraftvollen Sohne, Friedrich Wilhelm I., der schon längst vor Begierde gebrannt hatte, die vielen Unordnungen abzustellen, welche durch die Nachlässigkeit

und Prunkliebe seines Vaters veranlaßt worden waren. Dieser Regent verdient als der trefflichste Vorarbeiter seines großen Sohnes viel von dem Lobe, das der Letztere ihm in seinen Schriften, aus nicht unedler Absicht nur allzu reichlich, ertheilt. Er besaß eine Heftigkeit der Sinnesart, die der Karls XII. und Peters des Großen sehr nahe kam, und der sein sonst so heller Verstand oft unterlag. Weder von der Feinheit seiner gebildeten Mutter, noch von der Prachtliebe seines Vaters war das Geringste auf ihn gekommen. Obgleich der Letztere ihn zum Rector der Universitäten Frankfurt und Halle gemacht, und die hohe Schule zu Oxford ihm das Diplom eines Doctors der Rechte übersandt hatte, so konnte ihn doch dieß alles nicht zur Achtung des gelehrten Standes bewegen. Er zog vielmehr die meisten Gehalte seiner Akademiker ein, machte seine Hofnarren zu Präsidenten der Berliner Societät, und ließ diese nur um der Kalender willen stehen, deren Herausgabe schon bei der Stiftung mit derselben verbunden worden war. Ja es machte ihm Vergnügen, einmal bei seiner Anwesenheit in Frankfurt (1737) öffentlich den Satz vertheidigen zu lassen, daß alle classischen Schriftsteller Roms und Griechenlands nur Salbader und Narren gewesen seyen, und dazu alle Professoren der Universität durch seine Unterofficiere in den Hörsaal zu treiben. Die verachteten Wissenschaften rächten sich dafür durch eine auffallende Rohheit, die den Drang der Bewunderung mächtig hemmt, den dieser Monarch im Uebrigen durch die Kraft seines Charakters und durch seine unermüdete und immer zweckmäßige Thätigkeit erweckt.

Ein wahrer Enthusiast für Ordnung und Sparsamkeit, war er zuerst darauf bedacht, Alles was bloß zum

Luxus gehört hatte, von seinem Hofe stracks zu verbannen. Von hundert Kammerherren, die sein Vater gehabt hatte, behielt er nur zwölf, und so ging es mit allen Hofämtern. Viele Gehalte wurden eingezogen, viele herabgesetzt. Das kostbare Gold- und Silbergeräth in den Zimmern des Schlosses wurde verkauft, und von dem Gelde wurden die Schulden bezahlt. Friedrich Wilhelm trug keine andere Kleidung, als die Uniform seines Regiments, und litt auch an seiner Umgebung keinen prächtigen Aufwand. Sein Haushalt ward mit einer unglaublich geringen Summe bestritten; seine Lebensart war durchaus bürgerlich, seine Mahlzeiten bestanden aus Hausmannskost. Seiner Gemahlin erlaubte er auf Reisen nicht mehr Bedienung mitzunehmen, als eine einzige Kammerfrau; wünschte sie mehr, so ward noch eine und die andere unter Angst und Zittern in einem Packwagen versteckt. Seine Prinzen mußten schon als Knaben den Soldatendienst von unten auf lernen, und wurden in ihrem Taschengelde sehr kurz gehalten. Die einzigen Vergnügungen, die er sich erlaubte, waren die Jagd (in dem Gehölz bei Wusterhausen), das Spiel seiner Hautboisten, und ein sogenanntes Tabackscollegium, zu dem seine „guten Freunde" den Zutritt hatten, und in welchem gewöhnlich auf Kosten einiger Einfältigen oder Gutwilligen, die sich dazu hergaben, unfeiner Scherz getrieben ward.

Man kann denken, daß dieser König für seine Sparsamkeit von den Spöttern manches habe leiden müssen. Allein die gerechtere Nachwelt muß ihn dafür segnen, und seine helle Einsicht bewundern. Die Verschwendung seines Vaters hatte die Kräfte des Staats erschöpft; wollte er die Würde, ja das Bestehen des kleinen Königreichs retten, so mußte er die inneren Kräfte desselben verstär-

ken; und wollte er in vorkommenden Fällen seinen mächtigeren Nachbarn gewachsen seyn, so konnte er dieß nur durch einen wohlgefüllten Schatz und durch ein furchtbares und gut abgerichtetes Heer erreichen. Er war aber billig genug, einzusehen, daß er zuvor erst recht viel für seine Unterthanen thun müsse, ehe er ihre gegenseitige Hülfe ansprechen dürfe. Zu dem Ende war er mit wahrer Vatersorge auf die Emporbringung des Nährstandes bedacht. Er erließ die drückendsten Auflagen, und brachte das ganze Steuerwesen auf einen neuen Fuß. Er ordnete Kriegs- und Domainenkammern an, und gab ihnen eine vereinigende Oberbehörde in dem Generaldirectorium (1723). Sämmtliche adelige Güter, die vorher lauter steuerfreie Mannslehen waren, und nur im Kriege gewisse Verpflichtungen hatten, wurden jetzt mit Recht steuerpflichtig gemacht, aber auch dafür in freie Erbgüter verwandelt. Im Jahre 1722 wurde die Einführung des Stempelpapiers im ganzen Lande befohlen. Viele durch große Brandschäden heruntergekommene Städte ließ er wieder aufbauen. Die Stadt Potsdam, vorher ein wenig bedeutender kleiner Ort, verdankt ihm ihre ganze jetzige Gestalt, auch die von seinem Vater angefangene Friedrichstadt zu Berlin hat er vollendet. Unter ihm stiftete (1713) sein rechtschaffener Finanzminister von Kraut das jetzt wieder aufgelös'te Berlinische Lagerhaus, welches gegen fünf tausend Menschen ernährte, die so viele und so gute Tücher verfertigten, daß das ganze Heer davon gekleidet werden konnte. Durch Schwertfeger und Büchsenschäfter aus Lüttich ließ der König in Spandau und Potsdam Gewehrfabriken anlegen, aus denen selbst auswärtige Heere mit Waffen versorgt wurden. Zum Besten der inländichen Leinweber und Wollenfabrikanten verbot er alle

baumwollenen Zeuge und zwar mit solcher Strenge, daß er, wenn er irgendwo einen kattunenen Bettumhang in einem Hause fand, ihn verbrennen, und den gemeinen Weibern die kattunenen Wämser auf öffentlicher Straße vom Leibe reißen ließ. Zur Bevölkerung des durch die Pest ganz verödeten Litthauens nahm er viele arme Familien aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, Sachsen, Nassau und der Wetterau auf, die theils durch die Gräuel des Krieges, theils durch unverständigen Religionszwang zum Auswandern genöthigt wurden. Er gab ihnen Reisegeld, wies ihnen Wohnplätze an, und ließ ihnen Baumaterialien, Geld und Ackergeräth reichen. Schon 1723 waren in Litthauen über zwanzig tausend neue Familien angesiedelt, zu denen in den folgenden Jahren noch siebzehn tausend Salzburger kamen, die, wie oben schon erzählt ist, von ihrem fanatischen Landesherrn vertrieben worden waren. Auch einige hundert Böhmen, von der Brüdergemeine, meistens fleißige Weber, flüchteten sich, der Oesterreichischen Verfolgung zu entrinnen, in das Brandenburgische, und erhielten Wohnungen in der Friedrichsstadt Berlins, wo ihre Nachkommen noch wohnen. Mit Freuden gab der sonst so sparsame Monarch Millionen zur Unterstützung dieser Ansiedler her *). Eben so bereitwillig ließ er neue Landschulen anlegen. Im Jahre 1722 ward das große Potsdamsche Waisenhaus für 2500 arme Soldatenkinder erbaut, 1717 das Berliner Cadettenhaus, 1734 gab

*) Einige Räthe von der Preußischen Kammer glaubten von diesen Geldern etwas für sich behalten zu können, allein ihre Unredlichkeit ward entdeckt, und sie kamen auf die Festung. Der ergrimmte Friedrich Wilhelm sprach sogar vom Galgen. Einer derselben, ein Herr von Schlubhut, fand seinen Adel dadurch beleidigt, und widersprach. Dafür ward er auf öffentlicher Straße, dem Generaldirectorium gegenüber, Anderen zur Warnung, aufgehängt.

er allein zu Schulstiftungen in Preußen 150,000 Thaler. Ein von Friedrich I. im Jahre 1710, als die Pest sich auch nach der Hauptstadt zu verbreiten drohte, zur Aufnahme von Angesteckten angelegtes Gebäude, wurde 1727 zu einem allgemeinen Krankenhause für Berlin erweitert, und zugleich zu einer sehr nützlichen Uebungsschule für Aerzte und Wundärzte eingerichtet. Es erhielt den Namen der Charité, den es noch gegenwärtig führt. Endlich setzte Friedrich Wilhelm seine vier Hauptfestungen, Wesel, Magdeburg, Stettin und Memel in den besten Stand, kaufte für zwei Millionen Landgüter für die Prinzen seines Hauses, und für fünf Millionen neue Domänen zur Erhöhung der Staatseinkünfte, und wandte große Summen auf die Vermehrung und Unterhaltung seiner Kriegsmacht.

Auch wenn man, wie oben geschehen ist, die Klugheit dieser Maaßregel zugesteht, so darf man doch nebenbei wol sagen, daß zugleich eine besondere Liebhaberei des Königs dabei im Spiele gewesen sey. Er wollte nicht bloß Soldaten haben, es sollten auch lauter schöne und große Leute seyn. Sein Leibregiment zu Potsdam, nachher Garde genannt, bestand aus Riesen, die aus allen Ländern Europa's mühsam zusammengesucht waren, von denen mancher Tausende gekostet hatte und täglich eine Löhnung von zwei Thalern (der Geringste von einem Gulden) bekam. Der Flügelmann, Homann, hatte eine solche Höhe, daß August II., König von Polen, der doch auch nicht klein war, ihm nicht mit der ausgestreckten Hand an den Kopf reichen konnte. Die Ungerechtigkeiten, mit welchen die Preußischen Werber im In- und Auslande allen großen Mannspersonen nachstellten, und die in wahre Menschendieberei ausarteten, haben diesem Kö-

nige einen bösen Namen gemacht. In den Häusern, ja in den Betten wurden die Menschen überfallen; Löwensche Studenten, Italienische Edelleute, Polnische Priester wurden nach Berlin und Potsdam geschleppt, und ohne Umstände eingekleidet. Vom Könige von Polen tauschte er sechshundert Dragoner gegen zwölf Gefäße von Japanischem Porcellan ein. Peter der Große schickte ihm zum Geschenke verschiedene Mal große Russen. Um in die Rekrutenlieferungen aus seinem eigenen Lande ein gewisses System zu bringen, richtete der König 1733 die Cantonverfassung ein, die erst in der neuesten Zeit abgeschafft worden ist. Die Dressur dieser Menschen, wie man sie damals verlangte, übernahm der durch seine Eigenthümlichkeit merkwürdige Fürst Leopold von Dessau, am meisten unter dem Namen des alten Dessauers bekannt (geb. 1676, gest. 1747). Eine heftige Leidenschaft für den Krieg, den er meisterlich verstand, für den seine rauhe und derbe, aber zugleich höchst kernige und mannhafte Natur *) geschaffen war, trieb ihn früh in Preußische Dienste, wo schon sein Vater als Feldmarschall stand, eine

*) Eugen, der ihn bei Höchstädt, Turin und Malplaquet kennen gelernt hatte, nannte ihn wegen seiner wilden Tapferkeit den Bullenbeißer; unter den Preußischen Prinzen hieß er der alte Routier. Friedrich II. sagt von ihm: „Er war die Seele aller kriegerischen Veranstaltungen, ein Mann von einem heftigen und eigensinnigen Charakter, lebhaft aber vorsichtig in seinen Unternehmungen, und besaß neben der Tapferkeit eines Helden die Erfahrung der schönsten Feldzüge Eugens. Er war von wilden Sitten, einem übermäßigen Ehrgeiz, in der Belagerungskunst geschickt, ein glücklicher Krieger, aber ein schlimmer Bürger, und aller Unternehmungen eines Marius und Sylla fähig, wenn das Glück seinen Ehrgeiz eben so begünstigt hätte, wie den dieser Römer." Ueber das worauf der König in den letzten Worten hindeutet, s. m. Varnhagen von Ense Biographische Denkmale, Th. II. S. 229. fg.

Würde, die er späterhin gleichfalls bekleidete. Nachdem er die Preußen bei Höchstädt und Turin zum Siege und strahlender Kriegsehre geführt, stieg sein Ruhm noch höher, als er selbst des allgefürchteten Karls XII Anstrengungen, Stralsund zu retten, zu Schanden gemacht, und, wie schon oben erzählt, diese Festung erobert hatte. Auch im Frieden, blieb ihm die Uebung der Truppen das liebste Geschäft, das er mit leidenschaftlicher, rücksichtsloser Vorliebe trieb. Er ist der Erfinder der eisernen Ladestöcke und der Urheber jener außerordentlichen Fertigkeit und Abrichtung, wegen welcher das Preußische Heer als einzig in seiner Art bewundert ward, und andere Staaten zur Nachahmung reizte. Denn vermöge dieser ungeheuren Uebung feuerte ein Preußisches Bataillon dreimal geschwinder als andere, und auf einen Ruf war eine ganze Schlachtordnung gebildet. Die fürchterliche Strenge der Subordinationsgesetze bewirkte diese Wunder; aber fürchterlicher als jene Gesetze war die Unmenschlichkeit der Befehlshaber, die im Vertrauen auf dieselben dem ungelenken Rekruten keine andere Behandlung für zuträglich hielten, als die mit Stockschlägen, Fauststößen und Fußtritten; eine Theorie, die man sich leider aus der Praxis des alten Dessauers und des leidenschaftlichen Königs selbst bildete*).

*) Es ist uns jetzt fast unbegreiflich, wie man es damals natürlich finden konnte, einen Diener, der aus Unwissenheit oder Ungeschick nicht ganz genau den Willen seines Herrn befolgte, anstatt ihn ruhig zurecht zu weisen, mit wüthenden Mißhandlungen zu überhäufen. Indessen Herr und Diener waren daran gewöhnt, und der Geist der Zeit brachte es so mit sich. Strenge Herren oder Väter pflegten, wenn sie einmal allgemeine Abprügelung hielten, auch die Unschuldigen mitzunehmen, damit diese, wenn sie lange nichts bekommen hätten, nicht allzu sicher werden möchten. Noch an seinem Todestage, als Friedrich Wilhelm durch das Fenster bemerkte, daß die Stallknechte einigen Pferden nicht die rechten Sättel aufgelegt

Dieser hatte die Freude, sein Heer von etwa 40,000 Mann, die ihm sein Vater hinterlassen, gegen das Ende seines Lebens auf 76,000 erhöht zu sehen, die alle reinlich und gut montirt und trefflich exercirt waren. Er forderte für diesen Stand so viel Achtung von den übrigen, daß unter andern einmal ein Gesetz ausging, welches Jeden zu hundert Ducaten Strafe verurtheilte, der die ihm verächtlich klingende Benennung Miliz davon gebrauchen würde. Doch ist er nie in die Nothwendigkeit gerathen, von seiner Kriegsmacht einen angestrengten Gebrauch zu machen, und seine Länder haben während seiner Regierung meist eines glücklichen Friedens genossen. Nachdem er, wie oben schon erzählt ist, aus den Trümmern, in welche die Schwedische Macht an den Ostseeküsten zerfiel, den wichtigsten Theil von Vorpommern, ein Land, nach welchem der große Kurfürst so sehnlich getrachtet, an sich gebracht: war sein ganzer politischer Ehrgeiz auf die Erwerbung des Herzogthums Berg gerichtet. Denn das Haus Neuburg, mit dem sich die Brandenburgischen Fürsten über die Theilung der Jülich-Clevischen Erbschaft verglichen hatten, war dem Aussterben nahe, und es entstand die neue Frage, ob die Herzogthümer Jülich und Berg alsdann an Preußen oder an den Erben der übrigen Neuburgischen Lande, den Pfalzgrafen von Sulzbach, fallen sollten. Um sich den Besitz von Berg zu sichern, war Friedrich Wilhelm dem in der Geschichte Kaiser Karls VI. erwähnten Herrnhauser Bündnisse beigetreten, und aus derselben Ursache

---

hatten, rief er: „Ach wenn ich nur gesund wäre, ich wollte die Schurken derb abprügeln! Geh doch Einer hinunter, und haue sie tüchtig zusammen."

hatte er diese Verbindung mit Frankreich und England, die seinen Neigungen ohnehin nicht entsprach, wieder aufgegeben und sich dem Kaiser angeschlossen. Dieser hatte dagegen die Verpflichtung übernommen, dem Könige das gewünschte Bergische Land zu verschaffen. Zwar ging diese Verheißung nie in Erfüllung, aber der schlaue Gesandte Karls VI. am Berliner Hofe, der Graf von Seckendorf, wußte den König so geschickt zu behandeln, daß er seine Politik nicht änderte, und während seiner ganzen Regierung ein treuer Bundesgenosse Oesterreichs blieb.

Trotz der bedeutenden Ausgabe, die ihm die Erwerbung Pommerns verursachte, und der Summe, die er auf die Verbesserung seines Landes verwandte, erlaubte ihm der treffliche Zustand seines Staatshaushalts, einen Schatz zu sammeln. Nicht bloß baares Geld legte er zurück, sondern er verwandte auch große Summen in Silberarbeiten, die dem Nachfolger nicht gleich so angreifbar seyn möchten als baare Münze, aber doch im höchsten Nothfall Dienste thun könnten. Man sah in dem sogenannten weißen Saale des Schlosses silberne Tische, Spiegel, Gefäße und Kronleuchter, ja eine ganze Galerie von gediegenem Silber für die Musiker. Unter den massiven Kronleuchtern hatte der größte sechzehn Fuß im Durchmesser und drei Reihen Arme über einander; ihn zu halten, war eine eigene Winde im Hängewerk des Daches angebracht. Der baare Schatz, den der Nachfolger vorfand, betrug 8,700,000 Thaler, und die jährlichen Einkünfte beliefen sich auf 7,400,000 Reichsthaler.

In seiner Persönlichkeit lag wenig Liebenswürdigkeit, sondern mehr das Wesen eines strengen Hausherrn. Seine hitzige Gemüthsart und sein unermüdeter Hang zur Thätigkeit trieben ihn, Alles selbst zu sehen, selbst zu machen,

selbst zu lesen. Jeder Bescheid mußte ihm zur Unterschrift vorgelegt werden, und den Sitzungen der Kammern wohnte er oft persönlich bei. Auf der Straße ging man ihm gern aus dem Wege, weil er oft Leute anredete und scharf ausfragte. Er hielt auf sein Ansehn so eifrig, daß ein entschiedener Widerspruch ihn bis zu Thätlichkeiten aufbringen konnte; ja seine älteste Tochter, die einmal eine Gegenrede wagte, war in Gefahr erstochen zu werden. Ihm galt kein Ansehn der Person. Ein „Räsonnir' er nicht!" in einem abschreckenden Tone fast unverständlich durch die Nase geschnarrt, schnitt alle Einwendungen ab. Verbrecher wollte er schnell und scharf bestraft wissen. Hausdiebe wurden vor der Thür des Hauses, in dem sie gestohlen hatten, aufgehängt. Seinen eignen Stock und seine Fäuste hat Mancher gefühlt. Mit einem Worte, sein bloßer Name erregte schon, wie einst der des Sixtus in Rom, Schrecken und Schweigen.

Podagra und Gicht untergruben früh seinen schönen und starken Körper, der nur in den letzten Jahren durch eine unförmliche Dicke entstellt ward. Aber seine Thätigkeit erlosch erst mit seinem Leben. Da er nicht mehr ausgehen konnte, mußte man ihm allerlei Arbeitszeug an seinen Stuhl bringen, und nun fing er an zu mahlen, zu drechseln, und Kästchen von Lindenholz zu verfertigen, wobei er ein solches Geräusch machte, daß man es auf der Straße hören konnte. Den Frühling 1740 wollte er in Potsdam zubringen, aber der schöne Mai erheiterte ihn nicht. Am 27. ließ die Königin den Kronprinzen aus Rheinsberg rufen. Er fand seinen Vater im Garten, in einem Rollstuhle, und stürzte ihm in die Arme. Alle Mißhelligkeiten, die bis dahin zwischen Beiden obgewaltet hatten, waren vergessen; Friedrich Wil-

helm nannte den Prinzen „seinen lieben Fritz," und unterhielt sich an diesem und dem folgenden Tage mit ihm mehrere Stunden lang ohne Zeugen. Zwei Geistliche bereiteten ihn zum letzten Abschiede vor. Er starb mit der Ruhe eines Weisen, Dienstags den 31. Mai, in seinem zwei und funfzigsten Jahre.

---

3. Friedrichs II. Jugendjahre.

(1712 — 1740.)

Ehe wir seinen großen Nachfolger auf den Thron begleiten, ist es nöthig, einige Jahrzehende zurückzugehen, und einige Augenblicke bei dessen Bildungsgeschichte zu verweilen.

Friedrich II. (eigentlich in der Taufe Karl Friedrich genannt) war am 24. Januar 1712 zu Berlin geboren. Schon als Knabe machten ihn sein Anstand, seine glückliche Gesichtsbildung, seine lebhafte Wißbegierde und seine Geistesgegenwart sehr anziehend *). In seinem Charakter vereinigte er des Vaters festen Sinn und feuriges Temperament mit dem zarten, innigen Gefühl seiner Mutter Sophie Dorothee, einer Schwester König Georgs II. von England. Seine erste Kindheit verlebte er unter den Augen einer ehrwürdigen Frau, der verwittweten Oberstin von Rocoules, die auch schon sei-

*) Hilmar Curas, sein Schreibmeister, berichtet in dem seiner Universalgeschichte beigefügten genealogischen Anhang im Jahre 1722, also im zehnten Jahre des Prinzen, so von ihm: „Friedrich, jetziger Kronprinz, welchen Gott mit ungemein schönen Gaben des Verstandes geziert, und mit allen vortrefflichen Tugenden seiner Durchlauchtigen Vor-Eltern begabet hat."

nes Vaters Erzieherin gewesen war. Es spricht sehr für den Charakter dieser Frau, daß sie nicht nur beide so lebhafte königliche Knaben während ihres Ober-Hofmeisteramts mit Liebe an sich zu fesseln gewußt, sondern auch noch Friedrichs, des Mannes, Achtung bis an ihr Ende (sie starb 1741) behalten hat. Von ihr empfing er die Vorliebe für die Französische Sprache, die überhaupt damals, obgleich von Friedrich Wilhelm gehaßt, die Sprache des Hofes und aller Gebildeten war. Im siebenten Jahre kam er in männliche Hände. Zwei hohe Militärpersonen führten die besondere Aufsicht über ihn; ein Major von Senning unterwies ihn in der Feldmeß- und Kriegsbaukunst, ein Cadet in den Waffenübungen. Fecht, Reit- und Tanzmeister unterrichteten ihn zu gleicher Zeit. Ein eigenes kleines Zeughaus ward zu seinem Spielplatz eingerichtet. Der lebhafte Prinz fand an Allem Vergnügen; doch als er, etwas weiter im Knabenalter vorgerückt, durch einen geistreichen Franzosen, du Han de Jandun, seinen Lehrer in den schönen Wissenschaften, mit den geschichtlichen und dichterischen Werken der Franzosen bekannt wurde, gewann der Geschmack an den Büchern in ihm so sehr die Oberhand über alle anderen Beschäftigungen, daß der Vater sich schon mit bitterm Verdruß, anstatt eines unternehmenden Kriegers, einen gelehrten Französischen Gecken zum Nachfolger weissagte.

Er erhielt indeß früh eine Hauptmannsstelle bei den Cadetten, und einige Zeit darauf eine Compagnie bei dem Potsdamer Leibregiment. Aus seines geliebten du Han's Unterricht kam er nun in die Hände eines orthodoxen Hofpredigers, der ihm das ganze Lehrgebäude der reformirten Dogmatik in sein auch wider Willen treues Ge-

dächtniß pfropfte,*) und ein Organist unterwies ihn im Klavierspiel. Die Neigung zu diesem Instrumente verschwand jedoch in ihm, als er im Mai 1728, bei einem Besuche Augusts II. in Berlin, zum ersten Male dessen berühmten Tonkünstler Quanz auf der Flöte hörte. Durch der Mutter geheime Vermittelung wurde es veranstaltet, daß dieser die Erlaubniß von seinem Hofe erhielt, zweimal im Jahre nach Berlin reisen zu dürfen, und den lernbegierigen Kronprinzen zu unterrichten. Schon bei seinem ersten Aufenthalte daselbst mußte der Anfang gemacht werden, und selten ward der Lehrer unter drei Stunden fortgelassen. Aber diese Lehrstunden mußten vor dem Könige sehr geheim gehalten werden. Es ist übrigens bekannt, daß Friedrich in der Folge ein großer Meister im Flötenspiel geworden ist, und zwar ohne jemals eine Pflicht oder andere nöthige Studien über diese Liebhaberei versäumt zu haben.

In eben dem Jahre ward er Oberstlieutenant bei dem Leibregiment, und bekam nun vollauf zu exerciren. War dieß schon an sich ein lästiges Geschäft, so mußte es ihm durch die unmenschliche Härte noch widerlicher werden, mit welcher den beklagenswerthen Soldaten dabei von seinem Vater und dem Fürsten von Dessau begegnet ward, und von der er täglich Zeuge seyn mußte. Der Vater im Gegentheil war mit des Sohnes mißbilligenden Mienen und Aeußerungen (z. B. auch über die Jagd, die er für ein rohes Vergnügen hielt), mit dessen Ernst, wenn er lachte, und mit dem kurzen Tone seiner Antworten nicht minder unzufrieden. Mit einem Worte,

*) Als er das erste Mal communicirte, wurde er öffentlich vor der ganzen Gemeine im Dom geprüft, und legte eben so auch das Glaubensbekenntniß ab.

Beide stießen einander zurück, und der Vater, der sein Ansehn am wenigsten von seinen eigenen Kindern gekränkt sehen konnte, griff zu den härtesten Mitteln. Der Prinz ward sehr kurz gehalten, saß oft Schulden halber in der Wache, und mußte täglich die Vormittage auf dem Exercirplatze zubringen. Nur die Nachmittage konnte er dem Studiren und seiner lieben Flöte widmen. Allein auch bei diesen Beschäftigungen überraschte ihn der lauernde Vater einst, ehe er noch die modische Frisur zerstören konnte, die er so gern statt des steifen Soldatenzopfes anlegte. Sein schöner Schlafrock von Goldbrokat, der hinter den Tapeten entdeckt ward, flog ins Feuer, die Bücher mußte der Buchhändler wieder zurücknehmen, und wohl eine Stunte lang währte die drohende Strafpredigt, von der der zitternde Quanz, der sich noch zeitig genug in einen nahen Schlupfwinkel versteckt hatte, ein unsichtbarer Zuhörer war. Ein andermal mußte der Hofchirurgus dem Prinzen in des Königs Gegenwart seine schönen langen Seitenhaare abschneiden, und wie sehr ihn auch des Prinzen schwer verhaltene Thränen rührten, so konnte er doch nur einen Theil derselben durch List retten.

Je mehr sich der königliche Jüngling fühlen lernte, desto unerträglicher ward ihm des Vaters Tyrannei. Er hatte damals noch nicht die Ueberzeugung, daß Schweigen und Dulden in solchen Verhältnissen das einzig geziemende Benehmen eines edlen Sohnes sey, und so kam es denn zu harten Reibungen. Der König verlangte zuletzt sogar von ihm, er solle der Thronfolge entsagen, und dieselbe seinem Bruder August Wilhelm abtreten, der mehr von dem väterlichen Blute habe als er. Friedrich erklärte dagegen, er wolle sich eher den Kopf ab=

schlagen lassen, als in dieß Begehren willigen. Die Spannung erreichte den höchsten Grad im Sommer 1730, als von einer Vermählung des Kronprinzen die Rede war. Es war ein Lieblingsentwurf der Mutter, ihre beiden ältesten Kinder mit denen ihres Bruders zu verbinden, wodurch die geistreiche Prinzessin Wilhelmine in der Folge Königin von England, Friedrich II. hingegen der Gemahl der schönen Englischen Prinzessin Amalie*) geworden wäre, die er schon im Bilde und aus den Erzählungen seiner Mutter liebgewonnen hatte. Aber Friedrich Wilhelm verwarf diesen Gedanken, aus Haß gegen seinen Schwager Georg II., und ließ sich in der Wahl seiner Schwiegerkinder lieber von dem schlauen Oesterreichischen Gesandten Seckendorf leiten, der dabei natürlich nur den Vortheil seines Hofes zu Rathe zog. Der Gedanke, so von Fremden an Fremde verhandelt zu werden, empörte den hochherzigen Jüngling bis zu dem kühnen Entschlusse, sich durch eine heimliche Flucht nach England der väterlichen Gewalt zu entziehen, und dort, unter dem Schutze seines Oheims, eine veränderte Zukunft abzuwarten.

Einige junge Offiziere, vertraute Freunde des Kronprinzen und dessen älteste Schwester Wilhelmine, wurden von ihm in das Geheimniß gezogen, aber durch die Unvorsichtigkeit und Eitelkeit eines der Letzteren, des Lieutenants v. Katt, war der Plan schon ein Gegenstand des Gesprächs am Hofe und in der Stadt, ehe die Ausführung noch versucht war. Gelegenheit dazu schien eine Reise darzubieten, die der König im Julius 1730 mit dem Kronprinzen

*) Sie war ein Jahr älter als Friedrich, und ist ein Jahr nach ihm im jungfräulichen Stande gestorben. Man sagt, sie habe bis an ihr Ende sein Bildniß auf der Brust getragen.

prinzen durch Sachsen, Franken, Schwaben und zurück durch die Rheinländer unternahm. Mehrere Male war der Prinz auf dieser Reise in Begriff zu entfliehen, er wurde aber immer abgehalten, ohne daß der König etwas davon erfuhr. In Frankfurt aber wurde diesem ein Brief zugestellt, den der Kronprinz an Katt geschrieben, in der Eile aber auf der Aufschrift den Bestimmungsort vergessen hatte. Sofort ließ der König ihn auf ein Schiff bringen und als Gefangenen nach Wesel führen. Noch am folgenden Tage, wo er gleichfalls das Fahrzeug bestieg, war er in einem so heftigen Zorn, daß er den Kronprinzen bei den Haaren faßte, und ihm mit dem Stockknopf die Nase blutig stieß. In Wesel ließ er ihn nochmals vor sich führen, nannte ihn einen feigen Ausreißer ohne Ehre, und zuckte sogar den Degen, als ihm der General Mosel noch in den Arm fiel. „Tödten Sie mich, Sire, rief er, aber verschonen Sie Ihren Sohn!" Nach Berlin erging sofort der geheime Befehl, den Lieutenant Katt zu verhaften. Ein anderer Vertrauter des Prinzen, der Lieutenant von Keith in Wesel, der ihn bei der Flucht hatte behülflich seyn sollen, wurde noch zur rechten Zeit durch ihn selbst gewarnt. Der Prinz hatte Gelegenheit gefunden, ihm die mit Bleistift geschriebenen Worte zu schicken: Sauvez-vous, tout est découvert! worauf Keith schnell nach Holland und von dort nach England entfloh. Den Kronprinzen selbst ließ der König auf einem Umweg nach Mittenwalde, drei Meilen von Berlin, bringen, wo er streng bewacht und von einer Militärcommission verhört ward. Empört durch die unziemliche Gewalt, die sein Feind, der Feldmarschall und Minister von Grumbkow, bei diesem Verhör geltend machen wollte, antwortete er nur wenig und in den stärk-

sten Ausdrücken. Die Folge davon war, daß er immer härter behandelt, und nach Küstrin auf die Festung gebracht ward, wo er bei magerer Kost, die er auf hölzernem Schemel ohne Messer und Gabel verzehren mußte, volle Muße hatte, aus der Sinnesart seines Vaters und dessen früheren Plänen die schrecklichste Zukunft zu ahnen. Dennoch blieb er ungebeugt, und der Officier, der am ersten Abend um acht Uhr auf Befehl hereintrat, um sein Licht auszulöschen, erhielt eine derbe Ohrfeige.

Friedrich Wilhelm wüthete unterdeß in Berlin und Potsdam gegen Alles, was seinem Sohne nur nahe gekommen war, mit ungezähmter Leidenschaftlichkeit. Ein Minister erhielt seinen Abschied; einige Herren und Damen vom Hofe wurden verhaftet oder fortgejagt; ein Küster, Friedrichs Bücherbesorger, verlor seinen Dienst; der erste Kammerdiener kam nach Spandau an die Karre; die wirklich unschuldige Tochter des Rectors in Potsdam, die nur ein Geschenk von dem Prinzen angenommen hatte, erhielt öffentlich in ihrer Vaterstadt den Staupbesen von Henkers Hand, und kam dann nach Spandau ins Zuchthaus, während ihre unglücklichen Eltern mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt wurden. Dem Lieutenant von Katt, der dem Könige gleich nach seiner Ankunft in Berlin in einem leinenen Gensd'armenkittel vorgeführt ward, riß er das Ordenskreuz vom Halse, und trat ihn mit Füßen. Seine Tochter, die Prinzessin Wilhelmine, nachherige Markgräfin von Baireuth, erhielt, als Friedrichs Mitverschworne, Faustschläge ins Gesicht, und wurde nur durch eine beherzte Kammerfrau vor noch härteren Mißhandlungen gerettet. Der Großbritannische Gesandte erhielt den Auftrag, seinem Hofe zu melden, daß an keine Heirathsverbindung mit demselben zu den=

ken sey; ein Schritt, der die erschrockene Königin von Preußen völlig niederbeugte.

Der Prinz hatte unterdessen in seinem öden Gefängnisse zu Küstrin immer mehr Ursach, einen traurigen Ausgang zu fürchten. Der König berief seinetwegen ein Kriegsgericht, in welchem er selbst den Vorsitz führte, und zuerst mit Heftigkeit behauptete, sein Sohn habe den Tod verdient. Er fügte hinzu, er wolle ihn nicht als Prinz, sondern als Oberstlieutenant gerichtet wissen, und als solchem sprachen ihm die Kriegsgesetze für seine vorgehabte Desertion allerdings das Leben ab. Der trotzige Widerstand des Gefangenen reizte seinen Zorn noch mehr. Und wirklich fehlte es in jenem Kriegsgerichte nicht an Feindlichgesinnten, die der Meinung des Königs beizutreten geneigt waren. Aber dafür sprach auch der ehrwürdige Feldmarschall von Natzmer mit edler Wärme gegen diesen grausamen Anschlag, und der Generalmajor von Buddenbrock sagte unerschrocken, indem er seine Weste aufriß: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines, Jenes bekommen sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!" Fast auf dieselbe Art sprach auch der Fürst von Dessau, der dem Könige schon mehr als ein Anderer sagen durfte, worauf dieser in Nachdenken verfiel, und hernach viel gelinder sprach. Auch mehrere auswärtige Höfe verwandten sich bittweise für das Leben des Prinzen. Friedrich selbst faßte in seiner Schwermuth zuletzt den Entschluß, durch freiwillige Unterwerfung und durch die so sehr gewünschte Verzichtleistung auf den Thron seinen Vater zu versöhnen, und sein Leben zu retten. Zum Glück für die Welt redete ihm der Küstrinsche Kammerpräsident von Münchow, der sich einen geheimen Zugang zu ihm zu verschaffen gewußt, diesen Ge-

danken wieder aus, und ermunterte ihn dagegen, sich mit Beseitigung alles unzeitigen Stolzes seinem Vater mit Reue und Ergebung zu nähern. Der Prinz folgte diesem guten Rathe, ohne jedoch vor der Hand eine Wirkung davon zu erfahren.

Vielmehr stand ihm noch ein schmerzlicher Schlag bevor. Sein Freund Katt, dem jenes Kriegsgericht Cassation und Festungsstrafe zuerkannt hatte, sollte nach Küstrin gebracht, und dort vor Friedrichs Augen mit dem Schwerte gerichtet werden. So gebot des Königs Machtspruch, und kein Fußfall des Vaters und Großvaters des Unglücklichen (Generallieutenants von Katt und Feldmarschalls von Wartensleben) konnte den Unerbittlichen auf mildere Gedanken bringen. Es blieb dabei, daß dem Verbrecher noch Gnade widerfahre, der für sein Vergehen glühende Zangen und den Galgen verdient habe. So ward er denn am 5. November in einer Kutsche, in Gesellschaft eines Predigers und von einer Abtheilung Gensd'armen begleitet, nach Küstrin abgeführt. Am andern Morgen, zwischen sieben und acht Uhr, geschah die Hinrichtung auf dem Walle hinter dem Schlosse. Der Prinz stand am Fenster, als der Unglückliche vorübergeführt ward. „Mein lieber Katt, rief er ihm weinend zu, vergeben Sie mir, daß ich Sie in dieses Unglück gestürzt habe!" — „Dessen bedarfs nicht, gnädiger Herr, antwortete Katt. Wenn ich zehn Leben zu verlieren hätte, so wollte ich sie willig für Sie hingeben!" Angekommen am Sandhügel, und eingeschlossen in den Kreis der Gensd'armen, hörte der junge Mann das Todesurtheil noch einmal mit Standhaftigkeit an, entkleidete sich gelassen, kniete nieder, warf noch mit einer Hand einen Kuß nach dem Fenster des Prinzen hin, zog mit der an-

dern die Mütze über die Augen, und empfing in demselben Augenblick den Todesstreich. Daß Friedrich bis zu diesem letzten schrecklichen Moment am Fenster stehen geblieben sey, ist schon an sich nicht wahrscheinlich. Von der Menschlichkeit der Begleiter Katts ist überdieß zu erwarten, daß sie den Befehl: „unter den Fenstern des Prinzen," nicht wörtlich erfüllt, wol aber die wörtliche Erfüllung ausgesprengt haben werden *). Und hieraus ließe sich denn der Widerspruch der gewöhnlichen Erzählung mit einer neuern Nachricht erklären, der zufolge der Ort der Hinrichtung aus dem Fenster des Prinzen gar nicht habe gesehen werden können.

Dessenungeachtet brachte der Kronprinz einen Theil des Vormittags in heftigen Ohnmachten zu. Als er sich wieder etwas gesammelt hatte, empfing er einen Besuch von dem Feldprediger Müller, der den Abgeschiedenen zum Tode bereitet hatte. Dieser wackere Mann überbrachte ihm die letzten Aufträge seines für ihn gestorbenen Freundes, in denen sich ein vom Schicksal gebeugtes und von der Religion wieder beruhigtes und veredeltes Gemüth offenbarte. „Er solle diese traurige Begebenheit nicht als Zufall, noch als Folge einer Unvorsichtigkeit, sondern als eine Veranstaltung Gottes zu seiner Besserung ansehen, sich seinem Vater unterwerfen, einen festen Glauben an einen heiligen Weltregierer zur Richtschnur seines Lebens machen, und sich nie bösen Schmeichlern hingeben." Der

---

*) Eben daher bedient sich auch der Prediger Müller in seinen Berichten an den König zweimal weislich, wie ich glaube, des Ausdrucks: „vor den Augen des Prinzen." In der obigen Erzählung bin ich den Gesandtenberichten in der Berl. Monatsschrift 1803, Mai gefolgt. Die neuere Nachricht steht in Gallus Brandenb. Gesch. Theil V. am Ende. B.

ganz zerknirschte Prinz fand so viel Labsal in dem Zuspruche dieses Mannes, daß er denselben nicht wieder mit den Gensd'armen nach Berlin zurückgehen lassen wollte, sondern ihn noch vierzehn Tage bei sich behielt, in welcher Zeit er sich täglich mit ihm über religiöse Gegenstände besprach. Dieß traf mit den Wünschen des Königs so gut zusammen, daß dieser selbst mit dem Prediger in einen Briefwechsel trat, und ihm auftrug, dem Prinzen sein Unrecht vorzustellen, ihm seinen schädlichen Glauben an eine blinde Nothwendigkeit aus dem Kopfe zu bringen, und über den Erfolg seiner Bemühungen täglich zu berichten. Sobald aber der Prinz etwas von diesen königlichen Aufträgen erfuhr, entstand die Besorgniß in ihm, daß der Prediger vielleicht auch ihn zum Tode bereiten solle. In diesem schmerzlichen Gefühle gab er den Lehren der Kirche willig nach, las mit dem Prediger in der Bibel, und unterdrückte allmählig seine früheren Gedanken. Er äußerte auch Reue über seinen im Verhör bewiesenen Trotz, versicherte aber, daß er ganz anders geantwortet haben würde, wenn man ihm beweglich und ohne harte Drohungen zugeredet hätte. Die Nachrichten des Predigers über diese Sinnesänderung gefielen dem Vater so gut, daß er beschloß, der Angst des Sohnes ein Ende zu machen. Er versprach ihm Begnadigung, wenn er einen Eid schwören wolle, sich nie an irgend Jemanden wegen dieses Vorfalls zu rächen, künftig stets ein gehorsamer Sohn zu seyn, und besonders sich nie ohne Wissen und Willen des Vaters zu verheirathen. Friedrich legte diesen Eid am 25. Nov. deutlich und ohne Rückhalt vor einer Commission von Ministern und Generalen ab, und erhielt nun Orden und Degen zurück. Am folgenden Tage mußte er dem Gottesdienst in der

reformirten Kirche beiwohnen, und dieß war sein erster Ausgang. Als sich der Feldprediger bei ihm beurlaubte, um nach Wusterhausen zum Könige zurückzugehen, trug er demselben auf, Se. Majestät auch um die Zurückgabe des Porteepee's zu bitten. „Was? schrie der König laut, als er die Bitte hörte, ist denn Fritz auch ein Soldat? Nun das ist ja gut."

Zur gänzlichen Versöhnung wollte es der König indessen noch nicht so schnell kommen lassen. Vielmehr hielt er zur völligen Dämpfung eines so hochfahrenden Sinnes noch eine fernere Abbüßung nöthig. Deshalb verordnete er, der Prinz solle einige Jahre in Küstrin bleiben, ein Haus in der Stadt beziehen, in Civilkleidern gehen, nicht aus den Stadtthoren kommen und bei der Domänenkammer als wirklicher Kriegsrath arbeiten. Der Prinz that dieß mit dem größten Eifer, und es ist kein Zweifel, daß er in dieser trefflichen Schule einen schätzbaren Vorrath von Verwaltungskenntnissen eingesammelt habe. Sein Schloßgefängniß verließ er mit herzlichem Danke gegen die Familie des Präsidenten von Münchow, die alle ersinnliche List aufgeboten hatte, ihm, trotz der strengen Befehle, die seine Wächter hatten, seinen traurigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Auf die Frage des Herrn von Münchow, wie er sich einst als König gegen seine gegenwärtigen Feinde zu verhalten gedenke, antwortete er: „Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln." Und er hat Wort gehalten, so wie er die Familie Katts und den zurückgerufenen Keith gleich nach seiner Thronbesteigung mit ausgezeichneten Gnadenbezeugungen überhäuft hat.

Fast das ganze folgende Jahr (1731) verstrich, ohne daß es den Fürsprechern des Prinzen gelang, ihm die

Erlaubniß, daß er Küstrin verlassen dürfe, auszuwirken. Unterdeß brachte Friedrich Wilhelm eine Heirath seiner ältesten Tochter Wilhelmine mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth, leider auch durch Zwang, zu Stande, und da er sich sehr auf das Vermählungsfest freute, so wagte man es, ihm vorzustellen, daß die Freude seiner Gemahlin an diesem Feste ohne die Gegenwart ihres Lieblings nur unvollkommen seyn würde. Er ließ ihn zu dem Ende heimlich aus Küstrin nach Berlin kommen, und hielt ihn an dem festlichen Tage (23. Nov. 1731), an welchem er bei ungewöhnlich guter Laune war, bis gegen das Ende der Tafel versteckt. Dann trat er, gegen sieben Uhr, unerwartet mit ihm in den Saal, und führte ihn zur Königin mit den Worten: „Sehet Ihr, Madam, da ist nun der Fritz wieder." Mutter und Sohn und die zärtliche Schwester, die so Vieles um ihn erduldet, überließen sich den schönsten Ausbrüchen der Liebe und Freude. Man erkannte den Prinzen kaum, da er in Civilkleidern war. Vier Tage nachher (27. Nov.) begaben sich alle in Berlin befindlichen Generale und Obersten, unter Anführung des Fürsten von Dessau, zum König, und baten ihn einmüthig, den Prinzen wieder in den Militärdienst aufzunehmen. Der König bewilligte die Bitte, und umarmte den Sohn unter väterlichen Ermahnungen. Aber zu Ende des December sandte er ihn doch wieder nach Küstrin zurück, um ihn noch ein Jahr lang bei der Kammer fortarbeiten zu lassen.

Als auch diese Prüfungszeit vorüber war, hatte aller Groll ein Ende. Friedrich suchte eine Ehre darin, seinem Vater von Herzen ergeben zu scheinen, und erfüllte besonders seine militärischen Dienstpflichten mit äußerster Pünctlichkeit. Der Vater suchte jetzt auch eine

Braut für ihn, und wählte dazu die junge und liebenswürdige Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern *). Das Beilager geschah am 12. Juni 1733 auf dem Schlosse Salzdahlen. Der berühmte Mosheim verrichtete die Trauung. Obgleich eigentlich das Haus Oesterreich durch den verhaßten Seckendorf diese Wahl geleitet hatte, und Friedrichs Neigung gar nicht einmal befragt worden war, so fügte sich dieser doch gehorsam in den väterlichen Willen und begegnete seiner Braut sogar mit lebhafter Zärtlichkeit. Sein großer Geist war aber nicht für die engen Schranken eines häuslichen Zirkels gemacht; er befreite sich daher sehr bald aus denselben, sah seine Gemahlin selten, und erklärte gleich nach seiner Thronbesteigung seinen ältesten Bruder für den Erben des Thrones. Sein Vater gab ihm 1734 die Herrschaft Ruppin zum Leibgedinge, kaufte für ihn das Lustschloß Rheinsberg, und übergab ihm das schöne Ruppinsche Infanterie-Regiment (das er bei seiner Thronbesteigung zur Garde erhob).

Jetzt von allen lästigen Fesseln befreit, und fern von der drückenden Nähe des Vaters, überließ sich der kraftvolle, feurige Jüngling allen den schönen Phantasien, die in diesem glücklichen Zeitraum des Lebens die Welt zu einem Paradiese gestalten, und die Zukunft mit Idealen füllen, die das Herz mit heißer Liebe umfaßt. Die Begierde nach Ruhm, der frühe Bürge künftiger Thaten und die Leidenschaft aller großen Seelen, erfüllte sein Inneres mit sehnsüchtiger Ungeduld. Die Helden des Alterthums und der neuern Zeit, mit deren Thaten ihn

*) Bevern war eine Nebenlinie des Hauses Wolfenbüttel, welche in die Regierung eintrat, als die Hauptlinie 1735 ausstarb.

sein Lehrer du Han früh bekannt gemacht hatte, regten seine innigste Sehnsucht auf. Aber fast noch höher als Heldenruhm dünkte ihm das Glück, als der Urheber classischer Geisteswerke im Munde der Mitwelt und Nachwelt zu leben. Beide Arten des Ruhms in sich zu vereinigen, schien ihm das höchste Ideal menschlicher Größe. Damals war Voltaire der gelesenste aller Schriftsteller. Eine seltene Vielseitigkeit und Geschmeidigkeit des Geistes machten es diesem Manne möglich, bei Solchen, die nach Gründlichkeit nicht viel fragten, für den Geist aller Geister zu gelten. Als ein solcher erschien er dem jugendlichen Friedrich. Die fließende Sprache, der leichte Scherz, die feine Satire, der treffende Witz, die Bestimmtheit des Ausdrucks, die Fülle der artigen Gedanken, sind Eigenschaften, die sich bei Voltaire in der That in einem seltenen Grade finden, Friedrich aber gehörte zu den Beurtheilern, die ihn in jeder Hinsicht bewundernswerth fanden. Ihm schien er alle Tiefen der Poesie erschöpft zu haben. Die Henriade, ein Französisches Heldengedicht nach dem Muster der Aeneide, hielt er für das erste Geistesproduct in der Welt, und ein einziger Gedanke darin wog nach seiner Meinung die ganze Iliade auf*). Außerdem las er die übrigen berühmten Schriftsteller Frankreichs, und fast alle dichterischen und geschichtlichen Werke der Griechen und Römer in Französischen Uebersetzungen, die, so ungenügend sie auch waren, ihn doch den erhabenen Geist des Alterthums ahnen ließen, und seine Begeisterung für das Große und Unsterbliche nährten. Es fehlte damals am Hofe zu Berlin nicht an geistreichen Männern, die, theils selbst Franzosen, theils

*) Hinterl. Werke, Th. VI. S. 159.

von Franzosen gebildet, Friedrichs Interesse für die Wissenschaften theilten. Diese wußte er bald heraus zu finden, und aus ihnen bildete er seinen vertrauteren Hof in Ruppin und Rheinsberg. Dietrich, Freiherr von Kaiserling *), von seinem fürstlichen Freunde scherzweise Cäsarion genannt; Jordan, ehemaliger Französischer Prediger in Prenzlau **); der treffliche Baukünstler Freiherr von Knobelsdorf; der alte biedere Oberstwachtmeister von Senning; der Ritter von Chasot, ein trefflicher Französischer Officier, den der Prinz am Rheine kennen lernte; der Hofprediger des Champs; die Maler Pesne und du Buisson; die beiden musikalischen Brüder Graun; der nicht minder berühmte Violinist Benda, und die geistreichsten Officiere von seinem Regimente — das waren die Gesellschafter des Prinzen. Ihre Gespräche waren die schönste Würze seiner Tafel, und seine Erholung nach den Stunden der Arbeit. Witz und Scherz wechselten mit lehrreichstem Ernste, und auf wissenschaftliche Verhandlungen folgten die ergözlichsten musikalischen Unterhaltungen. Friedrich, jetzt ein Meister auf der Flöte, unterhielt seine Freunde nicht selten mit selbstgesetzten Concerten, oder las ihnen mit seiner edlen, reinen Stimme ein schönes Gedicht, oder übte ihren Witz durch seine eigene unerschöpfliche Laune. Auch das süße desipere in loco ward nicht verschmäht, und mancher Jugendstreich des großen Mannes bezeugt, daß eine

---

*) Er starb 1745 am 13. August als Oberst und Generaladjutant, zu Berlin, im acht und vierzigsten Lebensjahre. Ein Mann von der feinsten Bildung, mannigfaltigen Kenntnissen, und liebenswürdigen gesellschaftlichen Talenten.

**) Starb zu Berlin 1745 am 23. Mai, im fünf und vierzigsten Lebensjahre, als geheimer Rath und Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften.

große Kraft auch in den Spielen des Muthwillens gern weiter geht, als ein kalter oder grämlicher Moralist begreifen kann.

Doch dergleichen Scherze gehören unter die Nebendinge. Das Verlangen des Jünglings nach der edelsten Ausbildung und der würdigsten Beschäftigung verrathen seine Freundschaften mit den besten Männern an seines Vaters Hofe, selbst wenn sie ihm an Jahren noch so weit überlegen waren. Der würdige Oberst Camas und der Sächsische Gesandte Suhm hatten ihn lediglich durch ihre Einsichten, jener in die Kriegskunst, dieser in die Philosophie, so an sich gefesselt, daß er, auch getrennt von ihnen, fast wöchentlich mit ihnen Briefe wechseln mußte. Aus den Briefen an Suhm sieht man, daß er sich mit diesem trefflichen Manne oft bis tief in die Nacht über metaphysische Gegenstände unterhalten habe, und daß derselbe ausdrücklich für ihn Wolfs damals erschienene Metaphysik ins Französische übersetzte. Merkwürdig ist dabei, daß Suhm bei diesem Geschäft oft Anlaß fand, sich bei dem Prinzen zu beklagen, die Französische Sprache sey viel zu arm für die so vielfach und scharf getheilten Begriffe des Deutschen Philosophen, daß aber Friedrich schon damals zu sehr gegen die Deutsche Sprache eingenommen war, als daß selbst dieser wichtige Umstand ihn hätte bewegen können, das Buch in der Urschrift zu lesen.

Während seiner Beschäftigung mit den Wissenschaften vergaß er jedoch die Kriegskunst keinesweges. Er studirte die Feldzüge der berühmtesten Feldherren, und benutzte jede Gelegenheit, auch im Gespräch mit Kennern und Erfahrnen sich in diesem Fache gründlich zu unterrichten. Der jugendliche Enthusiasmus gab ihm

den Gedanken ein, unter seinen militärischen Freunden einen ritterlichen Orden zu stiften, dessen Schutzpatron der berühmte Bayard seyn sollte. Außer ihm selbst waren seine beiden älteren Brüder, desgleichen der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Herzog Wilhelm von Bevern, der Major von Fouqué, und einige andere Officiere von gleichem Geiste, Mitglieder. Das Sinnbild dieses Bayardsordens war ein auf einem Lorbeerkranz liegender Degen mit der Umschrift: Sans peur et sans reproche. Fouqué, als ein bereits erfahrner Krieger und ein Mann von ausgezeichneter Rechtschaffenheit, ward zum Großmeister erwählt. Von ihm nahm selbst Friedrich den Ritterschlag an. Jeder hatte nach alter Sitte einen Ordensnamen; Friedrich hieß le Constant, Fouqué le Chaste, Herzog Ferdinand le Sobre, der Herzog von Bevern le Gaillard, oder auch der Ritter vom goldenen Köcher, u. s. w. Sie schrieben sich Briefe im altfranzösischen Stile, wovon sich noch einer, von der Hand des talentvollen Herzogs von Bevern, erhalten hat, den man nicht ohne Interesse betrachten kann *).

Den Vater ganz zu befriedigen erschien das kronprinzliche Regiment auf den Musterungen als eins der bestexercirten und rekrutirten in der Armee, und aus der Holländerei und dem Garten zu Rheinsberg lief manch willkommenes Geschenk, schöne Kälber oder Truthähne, Melonen, früher Spargel, Blumenkohl u. dgl. in die Berliner Schloßküche ein. Gehorsam begleitete der Sohn den Vater auf seinen Musterungsreisen, und besonders 1734 in das Oesterreichische Lager, wo er noch den Schatten des weiland großen Eugen betrachtete. Er erhielt

*) Er ist Fouqué's Memoiren angehängt.

von hier aus die Erlaubniß, auch das Französische Lager besehen zu dürfen. Allenthalben zeigte er so viel Wohlgefallen an diesen Schauplätzen des Krieges, daß Friedrich Wilhelm nun völlig von seinem Irrthum zurückkam. Die Lebhaftigkeit seines Geistes zog Aller Augen auf ihn. Ob er gleich nur wenigen Schlafes bedurfte, so beschwerte er sich doch oft darüber, daß dieß lästige Bedürfniß dem Menschen einen so großen Theil seines ohnehin so kurzen Lebens raube, und wollte den Versuch machen, ob man nicht, vermittelst immerwährender Beschäftigung, diese Schwäche ganz überwinden und so das Leben verdoppeln könne. Mit Hülfe starken Kaffee's gelang es ihm, vier Tage lang munter zu bleiben, aber dann verlangte die Natur desto stärker ihren Zoll; er schlief über Tische ein, und das unnatürlich erhitzte Blut erinnerte ihn, künftig ähnliche Ueberspannungen zu vermeiden. In demselben Jahre machte er auch noch mit dem Fürsten von Dessau eine Reise nach Stettin, um die Festungswerke dieser Stadt zu besehen, und im folgenden Jahre besuchte er den geflüchteten König Stanislaus zu Königsberg, mit dem er bis an dessen Ende einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhalten hat.

Die Begierde nach Ruhm wurde indessen immer lebendiger in seiner Brust. „Schon drei und zwanzig Jahre — hätte er mit Schillers Don Carlos sagen können — und eines Königs Sohn, und nichts gebaut und nichts zerstört auf dieser weiten Erde!" Nur große Seelen werden ihm diesen Zustand quälender Sehnsucht nachempfinden können. Er ergriff die Feder; er schrieb an Voltaire, an Wolf, an den Geschichtschreiber Rollin, an die Mathematiker s'Gravesande und Maupertuis, an den geistvollen Italiener Algarotti, um ihnen

zu sagen, wie sehr er sie schätze und bewundere. Er wollte, daß die Berühmtesten und Besten ihn kennen lernten, und daß die Welt aus der Gesellschaft, die er sich erwählt, auf ihn selbst den ehrenvollen Schluß machen sollte. Die schmeichelhaftesten Antworten blieben nicht aus, und um sich diesen Genuß wiederholt zu verschaffen, schmeichelte er wieder: ja er ließ sich herab, Voltaire's Freundin, die Marquise du Chatelet, zu beschenken, ihre Briefe zu beantworten, und sie mit den größten Geistern in eine Classe zu setzen*), obwol er sie im Herzen verachtete (Hinterl. Werke VIII, 76). Voltaire selbst nennt er den ersten Mann seines Jahrhunderts, einen Mann, der allein mehr werth sey, als seine ganze Nation, dessen Beifall ihm höher gelte, als der des halben menschlichen Geschlechts; er sagt ihm, es gebe nur einen Gott und einen Voltaire; er verspricht ihm, seine Werke eben so köstlich aufzubewahren, wie Alexander die Werke des Homer; ja er ging wirklich damit um, die ganze Henriade von dem Engländer Pine in Kupfer stechen zu lassen, ein Unternehmen, zu dem sich der Künstler sieben Jahre Zeit ausbat. Er schreibt: (1736): „Sehen Sie meine Handlungen künftig als die Früchte ihrer Lehren an. Durch diese ist mein Herz gerührt worden, und ich habe es mir zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, sie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen." Was auch in diesen Huldigungen übertrieben seyn mag, so flossen sie doch alle aus einer schönen Quelle. Der jugendliche Geist will so gern enthusiastisch

*) Sie pfuschte in die Physik, und hatte einige seichte Abhandlungen geschrieben. Friedrich nennt sie gewöhnlich die göttliche Emilie, und Hinterlassene Werke IX, 32, heißt es gar: Descartes, Leibnitz, Newton und Emilie.

bewundern, und möchte sich blindlings dem Ideal zu Füßen werfen; ja nach einem Naturgesetz bestehen eben die ersten Aeußerungen des aufkeimenden Genies darin, daß es von dem vollendeten Genie entflammt wird. Und Voltaire stand ihm damals noch fern genug, um ihm für ein Ideal gelten zu können. Gewiß ohne die mindeste Affectation sagt er in einem jener Briefe (H. W. VIII, 246): „Ich habe geringes Verdienst und wenige Kenntnisse, aber viel guten Willen, und eine unerschöpfliche Quelle von Achtung und Liebe für Personen von ausgezeichneter Tugend." Und an einem andern Orte (VIII, 302): „Ich wünschte sehr, in einem gemäßigten Klima leben zu können, Freunde von Ihrer Art zu verdienen und von rechtschaffenen Leuten geachtet zu werden. Gern entsage ich dem Hauptgegenstande der menschlichen Habsucht und Ehrbegierde; aber ich fühle nur zu stark, daß, wenn ich kein Prinz wäre, ich sehr wenig seyn würde. Sie werden um Ihrer bloßen Verdienste willen hochgeachtet, beneidet und bewundert, doch ich brauche Titel, Rang und beträchtliche Einkünfte, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen."

In der That scheint Friedrich damals, als er noch nicht wissen konnte, ob Gelegenheit und Glück ihn jemals auf die Heldenbahn führen würden *), nach der seine Seele dürstete, nur von schriftstellerischen Werken den einzigen ihm erreichbaren Ruhm erwartet zu haben.

Und

*) Man nehme an, daß Friedrich Wilhelm I., der seinem Alter nach noch lange hätte leben können, nur ein Jahr später gestorben wäre, so war die ganze Gelegenheit, Schlesien zu erobern, vorüber; und es ist nicht abzusehen, welchen andern Anlaß zu einem so glänzenden Kriege Friedrich nachher hätte finden wollen.

Und war dieß wirklich sein Gedanke, so läßt sich der Kleinmuth, der aus manchen seiner damaligen Aeußerungen hervorblickt, um so eher erklären. Denn ein Gelehrter war er freilich nicht, und um es zu der Stufe, auf der ein Descartes, Leibnitz, Newton, Bayle (sein Lieblingsautor) standen, zu bringen, hatte er noch einen weiten Weg vor sich. Ein Voltaire wäre wol eher zu erreichen gewesen, und wirklich lockte ihn auch der Dichterruhm am meisten; aber bei aller Fruchtbarkeit seiner Dichterader mußte er sich doch selbst gestehen, daß seine schönsten Stellen nur Reminiscenzen schönerer waren; ja es fehlte ihm so sehr an der Geduld, die zur Ausfeilung eines Werks gehört, und an der nöthigen Sorgfalt für die Kleinigkeiten, daß er keine Zeile abschicken konnte, die nicht erst ein Sprachkundiger durchgesehen hatte, wie er denn wirklich bis an sein Ende nicht mit der Orthographie aufs Reine gekommen ist. Indeß — er schrieb, schrieb unverdrossen, und Brüder, Schwestern, Verwandte und Freunde, wurden mit langen poetischen Episteln überhäuft, die nicht schlechter waren, als das gewöhnliche Französische Poetengut, so höhnisch auch der Herr von Voltaire von ihnen spricht. Sie athmen eine durchaus edle, moralische Gesinnung, herzliche Liebe für seine Freunde, und ein feines, oft erhabenes Gefühl. Aber das eigentliche Bestreben seines großen Geistes offenbart sich erst in seinen politischen und historischen Schriften. Seine „Bemerkungen über den Zustand des Europäischen Staatensystems im Jahre 1736" und seine späterhin geschriebenen historischen Werke zeigen ihn in seinem wahren Elemente. Um der Welt einen recht glänzenden Beweis von dem Adel seiner Gesinnungen zu geben, schrieb er seinen Anti-Machiavell, die erste Schrift aus seiner Fe-

der, die öffentlich bekannt gemacht ward. Dieses wurde ihm zwar wieder leid, und er wollte sie noch vor ihrer Erscheinung zurücknehmen; allein Voltaire, der die Handschrift an einen Holländischen Buchhändler verhandelt hatte, war nicht gesonnen, diesem das erhaltene ansehnliche Honorar dafür zurückzuzahlen, und schrieb dem Könige, der „eigennützige Buchhändler" verlange eine ungeheure Entschädigungssumme. Diese dem „eigennützigen Voltaire" auszuzahlen, bedachte sich Friedrich mit Recht, und so ward das Buch gedruckt *).

Zum Schlusse dieser Einleitung in die Regierungsgeschichte Friedrichs II. mögen hier einige Züge aus dem Gemählde stehen, welches der Herr von Suhm im Jahre 1739 von ihm, und zwar nicht für das Publicum, entworfen hat. „Ich glaube, sagt dieser feine Beobachter, daß seine größte Leidenschaft die für den Ruhm ist, der nach seiner Meinung darin besteht, immer der strengsten Vernunft gemäß zu handeln, und sich von keinem Vorurtheil beherrschen zu lassen. Er ist unerschütterlich in den Entschlüssen, die er nach reifer Ueberlegung gefaßt hat. Er ist gut, großmüthig, freigebig, und gefühlvoll für fremdes Unglück, und Ungerechtigkeiten empören ihn. In seiner frühen Jugend machte es ihm Vergnügen, die

*) Bei dieser Gelegenheit mag der Leser eine Probe sehen, wie dieser boshafte Mensch aus niedriger Rachsucht in seiner, weiter unten noch zu erwähnenden, Vie privée de Fréderic II. jeden Zug in dem Charakter seines königlichen Wohlthäters verschwärzt. Er sagt nicht nur nichts davon, daß ihm Friedrich die Handschrift geschenkt habe, sondern erzählt auch das Obige so: J'allai en Hollande, uniquement pour lui rendre ce petit service; mais le libraire demanda tant d'argent, que le roi, qui d'ailleurs n'étoit pas fâché dans le fond du coeur, d'être imprimé, aima mieux l'être pour rien, que de payer pour ne l'être pas.

Fehler und das Lächerliche an Anderen aufzusuchen, aber in der Folge habe ich ihn in diesem Stück sehr verändert gefunden, und er ist der erste, diejenigen zu tadeln, die von diesem Geschmacke sind; über alles aber verabscheut er die Verläumdung. Ich sagte ihm einmal, er habe sich ein Ziel gesetzt, das er nie erreichen werde, nämlich die Vollkommenheit. Hierauf erwiederte er, es sey damit, wie mit dem Stein der Weisen; wer ihn suche, werde doch immer durch etwas Gutes belohnt, das er auf dem Wege finde. Und als ich hinzufügte, daß, wofern er nur die Hälfte der großen Gesinnungen behielte, die ich an ihm kennete, er immer ein großer König seyn würde, antwortete er mir, er werde zwar hoffentlich nie seine gegenwärtige Art zu denken ändern, aber das beweise noch nichts für meine Prophezeihung, denn — hier citirte er mir bescheiden den Voltairischen Vers: Tel brille au second rang, qui s'eclipse au premier. — — Er ist stolz auf seine Festigkeit in der Freundschaft. Als er mir einmal weitläufig die Ursachen seines Bruches mit einer gewissen Standesperson erzählt hatte, fügte er ausdrücklich hinzu, er sey mir dieß Detail schuldig, um keinen Argwohn über die Festigkeit seiner Freundschaft in mir zurückzulassen. — — Nie läßt er in Unterhaltungen etwas von Staatsangelegenheiten einfließen, gleich als ob diese Dinge ihn noch nichts angingen. — — Einmal an der Tafel des Feldmarschalls von Grumbkow, als des jungen kürzlich verstorbenen Prinzen Eugen erwähnt ward, warf Jemand die Frage auf, ob derselbe wol jemals ein großer Mann geworden seyn würde. Der Kronprinz entschied: Nein, denn er würde sich nie einen Freund erworben haben, der es gewagt hätte, ihm die Wahrheit vorzustellen."

4. Friedrichs II. Regierungsantritt.

So erregte denn der Hintritt Friedrich Wilhelms I. bei Vielen gespannte Erwartungen, bei den Unterthanen des Preußischen Staats aber große Hoffnungen. Wol wissend, daß der erste Auftritt alles entscheide, bemühte sich der junge Monarch, diesen mit der größten Würde zu thun. Der Scherz war auf lange Zeit von seinen Lippen verbannt; einem ehemaligen lustigen Tischgenossen, der die gewohnten Vertraulichkeiten fortsetzen wollte, erklärte er kurz, die Zeit der Possen sey jetzt vorüber. Mit kindlicher Ehrfurcht erfüllte er des Vaters letzte Aufträge und seiner Mutter setzte er mehr Einkünfte aus, als sie jemals bei Lebzeiten ihres Gemahls gehabt hatte. Die Minister und Generale seines Vaters empfing er mit einer Anrede, die sie mit Achtung und Bewunderung erfüllte. Seine Thätigkeit überstieg noch die seines Vorgängers; die Raschheit seiner Befehle, seiner Fragen und Antworten, selbst seines Ganges und aller seiner Bewegungen *) setzte seine Leute fast außer Athem. „Um Ew. Excellenz einen richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben — heißt es in einem Gesandtenbericht aus jener Zeit — muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings alles selbst thut, und daß, ausgenommen von dem Finanzminister Boden, der die Sparsamkeit predigt, Se. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leiden, so daß Herr von Pode-

*) Seine Reisen im Wagen mit acht Pferden waren Flüge; zu Pferde gings meistentheils Galopp und Carriere. Zu einem Ritt von Berlin nach Potsdam, auf untergelegten Pferden, brauchte er noch im höhern Alter nie mehr als eine Stunde.

wils nichts zu thun hat, als die ihm unmittelbar aus dem Cabinet zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über etwas befragt wird.... Unglücklicher Weise (!) ist nicht Einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen, daher ein Gesandter hier weniger orientirt ist, als an jedem andern Hofe."

Die ersten Gnadenbezeugungen, mit denen ein neuer Regent gewöhnlich seine Laufbahn eröffnet, wurden von ihm eben so zweckmäßig gewählt, als würdig vertheilt. Da der vorhergegangene, wegen seiner strengen Kälte berühmte Winter, die Noth im Lande sehr groß gemacht hatte, so ließ er auf der Stelle seine Magazine öffnen, und überall Korn zu wohlfeilen Preisen verkaufen. Sein Vater hatte einige Jahre vor seinem Tode, zu großer Unzufriedenheit des Volks, den Geistlichen die Chorhemden und die Lichter bei der Communion untersagt: er ließ ihnen alles wieder frei, und erklärte, daß er in Religionssachen die größte Duldung beobachtet wissen wolle. Der Philosoph Wolf ward aus Marburg zurückgerufen; den Mathematiker Maupertuis lud er selbst in einem höflichen Schreiben ein, Paris mit Berlin zu vertauschen, und, als Präsident der Akademie der Wissenschaften, diese ganz verfallene Anstalt neu zu gestalten. Er stiftete einen neuen Orden für das Verdienst, eine Art von Adel, der nur durch persönliche Würdigkeit erreichbar seyn sollte. Das Potsdamsche Leibregiment von lauter Riesen, das seinem Vater so außerordentliche Summen gekostet hatte, ließ er auseinander gehen. Nur ein Bataillon der Größten und Schönsten ward zum Andenken an seinen Vater zur Garde geschlagen, die übrigen

wurden unter andere Regimenter vertheilt. Die Tortur und das Säcken der Kindesmörderinnen (Ersäufen in einem Sacke, den sie selber nähen mußten) hob er gänzlich auf. Die vormals übliche entehrende Strafe gefallener Jungfrauen, während des Gottesdienstes vor allen Leuten am Altare zu knien, hatte schon sein Vater abgeschafft.

Im Julius trat der neue König seine Huldigungsreise nach Preußen an, und im August eine andere nach seinen Westphälischen Provinzen *). Auf dieser Reise wollte er mehrere Zwecke vereinigen. Zuerst besuchte er seine geliebten Schwestern in Baireuth und Anspach; dann ging er unter fremdem Namen nach Strasburg, dessen Festungswerke er genau besah, und vielleicht wäre er noch etwas tiefer in Frankreich hineingegangen, wenn man ihn dort nicht erkannt hätte. Von Strasburg reis'te er über Frankfurt den Rhein hinunter nach Kleve, wo er Voltaire zu sich kommen ließ, dem er schon vorher seine Thronbesteigung in den leutseligsten Ausdrücken gemeldet, auch ein Geschenk von Ungerwein übersandt hatte, das aber diesem geldsüchtigen Menschen, nach seinem eigenen Geständniß, viel zu gering war. Mit jener Zusammenkunft waren übrigens beide Theile gleich sehr zufrieden. Der König schrieb seinem Freunde Jordan davon: (H. W. VIII, 75.) „Ich habe Voltaire gesehen, auf dessen

*) In Berlin empfing er die Huldigung am 2. August. Das Volk rief dreimal aus freudiger Seele: Es lebe der König! „Gegen die Gewohnheit und Etikette — erzählt der oben angeführte Gesandtenbericht — blieb der König nach der Ceremonie noch eine halbe Stunde auf dem Balcon, mit festem, aufmerksamen Blick auf die unermeßliche Menge vor dem Schlosse hinabschauend. Er schien in tiefe Betrachtungen verloren. Warum konnte man nicht seine Gedanken errathen? Sie waren sicherlich seiner würdig."

Bekanntschaft ich so neugierig war. Er ist so beredt wie Cicero, so angenehm wie Plinius, und so weise wie Agrippa; ja ich glaube, er vereinigt in sich die Tugenden und Talente der größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, und jeder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem witzigen Ausspruch. Er hat uns *) sein herrliches Trauerspiel Mahomet vorgelesen, wir waren entzückt davon, ich konnte bloß bewundern und schweigen. Die Marquise du Chatelet ist glücklich, daß sie ihn besitzt; denn aus den vortrefflichen Sachen, die ihm entfallen, könnte auch eine Person, die gar nicht zum Denken geschaffen wäre, und bloß Gedächtniß hätte, ein vortreffliches Werk zusammensetzen." — Voltaire selbst, der seine Geschichte freilich in einer andern Stimmung aufsetzte, sagt von dieser Zusammenkunft, er habe „einen kleinen Mann" **) in einem Schlafrocke von blauem Tuch gefunden, und kann des Königs Umgebung nicht ärmlich genug beschreiben. — Am 23. September traf der Letztere zu Potsdam wieder ein.

---

5. Der erste Schlesische Krieg.

(1740 — 1742.)

Der junge Monarch ward den fremden Gesandten, die ihn mit Falkenaugen beobachteten, immer räthselhafter. „Alle, die von Rheinsberg kommen, schrieb einer derselben, sagen einstimmig, daß der König den ganzen Tag hindurch mit einer Emsigkeit, die einzig ist, arbeitet, und

*) Algarotti, Kaiserling und Maupertuis waren in des Königs Gesellschaft.

**) Friedrich maß doch fünf Fuß sechs Zoll.

dann den Abend sich den Vergnügungen der Gesellschaft hingiebt, mit einer Munterkeit und geistvollen Laune, die diese Abendgesellschaften entzückend macht. Denn es ist die allgemeine Meinung, daß er unwiderstehlich ist, wenn er sichs vorgesetzt hat, Jemanden zu fesseln. Will er verreisen, so pflegt er die, welche ihm folgen sollen, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen, und er findet sie bereit, da er weder einen Hof noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat." Die kriegerischen Uebungen seines Vaters wurden nicht eingestellt, sondern vermehrt; ja es wurden noch mehrere neue Regimenter errichtet. Man trug sich in Berlin und außerhalb mit vielen Vermuthungen, und die unruhigen Erwartungen erreichten ihre höchste Spannung, als die Nachricht einlief, Kaiser Karl VI. sey (20. Oct. 1740) gestorben. Außerordentliche Rüstungen wurden jetzt mit gewaltiger Schnelligkeit und noch größerer Verschwiegenheit betrieben. Sonst gingen doch großen Unternehmungen Bündnisse mit fremden Mächten voran; Friedrich sprach mit keinem Gesandten. Dieß vermehrte die Furcht vor seinen Planen, denn sein Vater hatte ihm einen Schatz von 8,700,000 Thalern und 76,000 Mann der wohlbewehrtesten Krieger hinterlassen, Zahlen, die das Gerücht, wie gewöhnlich, noch um Vieles vergrößerte. Mit solchen Hülfsmitteln glaubte man ihn allerdings fähig, ohne alle Bundesgenossen einen großen Streich auszuführen. Im November setzten sich die Truppen in Bewegung, und aus den Magazinen, die in Frankfurt und Krossen angelegt wurden, schloß man, daß es Schlesien gelte. Der König, der jetzt nach Berlin gekommen war, nahm unterdeß an allen Maskenbällen Theil, mit denen der Hof

die Winterlustbarkeiten feierte, tanzte mit allen Damen, und verließ plötzlich am 21. December die Hauptstadt, um sich an die Spitze seiner Macht zu stellen, die den 23. bereits auf Schlesischem Boden stand.

Die Veranlassung zu dieser raschen That war die durch Karls VI. Tod herbeigeführte Gelegenheit zur Vermehrung der Preußischen Macht. Als Kronprinz schon hatte Friedrich mit bitterm Unmuth die Geringschätzung ertragen, mit der die größeren Mächte Europens den kleinen König von Preußen behandelten. Ueber Friedrich Wilhelm I. wurde an anderen Höfen verächtlich gesprochen. Man spottete über seine Soldatenliebe, und sagte, er spanne seine Waffen beständig, drücke aber nie los. Georg II. von England hatte ihn immer nur seinen Bruder den Unterofficier und des heiligen Römischen Reiches Erzsandstreuer genannt. Und in der That, sollte der Preußische Staat seinen Titel mit Würde führen, so mußte er eine angemessene Macht zu erlangen suchen; widrigenfalls war er bei der ersten unglücklichen Gelegenheit einer schimpflichen Behandlung bloßgestellt. Friedrich Wilhelm I. hatte, wie wir gesehen haben, nach Berg getrachtet, aber vergeblich. Für Friedrichs Streben war übrigens die Aussicht auf diese vom Herzen seiner Staaten so entlegene Erwerbschaft eine geringe Befriedigung; auch hätte er zur Durchführung seiner Ansprüche einen Krieg am Rheine führen und seine Erbstaaten ganz entblößen müssen*). Deswegen wandte er den Blick lieber nach dem damals noch ganz dem Oesterreichischen Zepter unterworfenen Schlesien, da das Brandenburgische Haus

---

*) Histoire de mon temps, in den Oeuvres posthumes, T. I. p. 128.

auf einige Fürstenthümer desselben unzweifelhafte Ansprüche hatte. Kurfürst Joachim II. hatte im Jahre 1537 mit dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau eine Erbverbrüderung geschlossen, kraft welcher diese Fürstenthümer, im Fall des Erlöschens des Liegnitzischen Mannsstammes, an Kurbrandenburg kommen sollten. Dieser Fall war 1675 eingetreten, allein das Oesterreichische Kaiserhaus hatte das eröffnete Erbe eingezogen, weil Ferdinand I. jene Erbverbrüderung schon für nichtig erklärt hatte, wozu er indeß gar nicht berechtigt war, da die Schlesischen Fürsten ihre Länder der Krone Böhmen nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu Lehn aufgetragen hatten, daß sie eine völlig freie Verfügung darüber behielten. Ferner war das Fürstenthum Jägerndorf dem Markgrafen Johann George von Brandenburg durch Ferdinand II. genommen worden (Th. IX. S. 14.), und auch der Sohn dieses Fürsten erhielt das väterliche Besitzthum nicht wieder. Das Recht desselben vererbte sich, da er kinderlos starb, auf die Kurlinie, allein der große Kurfürst konnte weder für diesen noch für den erstern Anspruch Befriedigung erhalten, er, dessen nicht durch Ländermassen, sondern auf der Grundlage geistiger Kraft emporstrebende Größe das Haus Oesterreich mit Scheelsucht sah und ihn für alle der Sache Deutschlands gebrachten Opfer übel bezahlte. Er mußte sich für seine Forderungen zuletzt durch den Schwiebusser Kreis abfinden lassen, und dabei erzwang man noch von dem Kurprinzen (dem nachmaligen König Friedrich I.) ein geheimes Versprechen, daß er bei seinem Regierungsantritt dieses Ländchen wieder herausgeben wolle. Dieses geschah; damit war aber auch das Haus Brandenburg wieder in den vollen Besitz seiner Ansprüche getreten,

und diese waren es, die Friedrich II. jetzt geltend machen wollte. So war es mit seinen Rechten beschaffen; der Entschluß sie auszuführen, wurde, wie er selbst sagt*), durch die Begierde herbeigeführt, Ruhm zu erwerben, und seinem Lande zu dem Titel auch die Macht eines Königreichs zu verschaffen.

Zuerst ließ er jedoch einen Gesandten, den Grafen Gotter, nach Wien gehen, und der jungen Königin von Ungern den Vorschlag thun, ob sie ihn nicht etwa in Güte für seine Ansprüche Schlesien oder doch einen Theil desselben abtreten wolle, wofür er versprach, ihre Erbfolge mit allen seinen Kräften gegen jeden Angriff zu vertheidigen, ihr sogleich zwei Millionen Gulden zu zahlen, und bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Kurstimme ihrem Gemahl zu geben. Da man indeß ihre abschlägige Antwort schon hatte vorhersehen können, so war das Heer bereits mit dem Gesandten zu gleicher Zeit abgegangen, und rückte, wie schon gesagt ist, am 23. December 1740 in Schlesien ein. Ein Manifest machte die Gründe dieser Besitznehmung bekannt, ermahnte die Einwohner zur Furchtlosigkeit und Ruhe, und versprach ihnen ungekränkten Besitz ihres Eigenthums und ungestörte Religions-

*) Pour rassembler ici tout ce qui pouvoit animer la vivacité d'un jeune prince parvenu à la régence, ajoutons que Frédéric I, en érigeant la Prusse en royaume, avoit par cette vaine grandeur mis un germe d'ambition dans sa postérité qui devoit fructifier tôt ou tard. La monarchie qu'il avoit laissée à ses descendans étoit, s'il m'est permis de m'exprimer ainsi, une espèce d'hermaphrodite qui tenoit plus de l'électorat que du royaume. Il y avoit de la gloire à décider cet être, et ce sentiment fut sûrement un de ceux qui fortifièrent le roi dans les grandes entreprises où tant de motifs l'engageoient. Oeuvres posth., T. I. p. 123.

übung. Das letztere gewann den Preußen die Herzen aller evangelischen Schlesier, die unter der engherzigen und unduldsamen Oesterreichischen Regierung ihres Glaubens wegen manche Bedrückung erfuhren. Außerdem war die Mannszucht musterhaft, jeder Soldat bezahlte seine Bedürfnisse, aber die treuherzigen Schlesier gaben Vieles unentgeltlich.

Die Eroberung eines unvertheidigten Landes war freilich kein Heldenstück. Nur drei Festungen waren eines ernsthaften Widerstandes fähig, Glogau, Brieg und Neisse. Während der Erbprinz Leopold von Dessau die erstere eingeschlossen hielt, ging der König mit dem größern Theile des Heeres vorwärts nach Breslau. Diese große Handelsstadt genoß bedeutende Vorrechte und war sowol von kaiserlicher Besatzung als von Rekrutenlieferungen frei. Friedrich, der sie sich zum Freunde machen wollte, gestattete ihr Neutralität. Hierauf ging er nach Ohlau, welches am 9. Januar 1741 von der schwachen Besatzung geräumt ward. General Jeez war unterdessen über die Oder gegangen, und hatte Namslau besetzt. Der Feldmarschall Schwerin war nach Ottmachau vorausgezogen, und hatte die dortige kleine Besatzung aufgefordert. Sie ergab sich, als der König am 12. Jan. mit dem schweren Geschütz nachkam. Der König war über so rasche Erfolge lauter Entzücken: „Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein sanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Herr Jordan — schrieb er am 14. Januar von Ottmachau — ich melde deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist, und daß Neisse schon bombardirt wird. Ich bereite dich auf sehr wichtige Pläne vor, und kündige dir das größte Glück an,

das Fortunens Schooß je geboren hat. Das muß für dich jetzt genug seyn. Sey mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache; in ihrer Ausführung will ich dein Cäsar seyn. Lebe wohl. Du weißt selbst, ob ich nicht mit der herzlichsten Liebe dein treuer Freund bin."

Von Ottmachau gingen General Kleist und Feldmarschall Schwerin nach Oppeln und Troppau. Brieg und Neisse wurden vergeblich aufgefordert. Man beschoß die letztere Festung drei Tage lang, aber nachdem man 4200 Bomben und 3000 glühende Kugeln vergebens hineingeworfen hatte, mußte man sich begnügen, sie so wie Glogau und Brieg einzuschließen, worauf die Truppen auf kurze Zeit in die Winterquartiere gelegt wurden. Friedrich ging unterdessen nach Berlin zurück, um neue Anstalten für den nächsten Feldzug zu treffen (26. Jan.).

Die Königin von Ungern hatte bisher den raschen Unternehmungen ihres Feindes fast unthätig zusehen müssen. Sie war überrascht worden; die meisten kaiserlichen Truppen standen seit dem letzten Türkenkriege noch in Ungern, und der Feldmarschall Browne, der zwar schnell nach Mähren geschickt worden war, hatte doch kaum 3000 Mann zusammenbringen können. Aber mit dem Anfang des Jahres 1741 traf sie bessere Anstalten. Der Feldmarschall von Neuperg, ein erfahrner Feldherr aus Eugens Schule, zog bei Olmütz ein ansehnliches Heer zusammen, und rückte damit im März in Oberschlesien ein. Aber auch Friedrich war am 19. Februar schon wieder von Berlin abgegangen. Jetzt sollte sichs zeigen, ob er die ohne Widerstand genommene Provinz auch gegen ein Heer würde behaupten können, welches damals zu den kriegserfahrensten in der Welt gehörte, und gegen den Neid der Nachbarn. Um gegen die zwei-

deutigen Gesinnungen der Sachsen und Hannoveraner gedeckt zu seyn, ließ er den alten Fürsten Leopold von Dessau im Magdeburgischen einen Heerhaufen zusammenziehen. Die Hoffnung des Schlesischen Heeres beruhte auf dem geübten Feldmarschall von Schwerin *), der den Winter über in Oberschlesien stehen geblieben war, um gleich in der Nähe zu seyn. Friedrich fand bei seiner Ankunft in Schlesien die Truppen voller Muth und Ungeduld. Der Erbprinz von Dessau legte ihm einen Plan vor, das noch immer eingeschlossene Glogau mit Sturm zu erobern, und der König genehmigte denselben. Am 9. März in der Nacht wurden die Festungswerke an fünf Orten zugleich berennt. Um Mitternacht waren die ersten Pallisaden erstiegen, und um ein Uhr waren die Preußen in der Stadt. Auch hier empfahlen sie sich durch ihre seltene Mannszucht. Kein Haus ward geplündert, kein Bürger gekränkt. Friedrich, vergnügt über diese glückliche Eröffnung des Feldzuges, ließ unter die Sieger eine ansehnliche Summe austheilen, und schrieb seinem Freunde Jordan in Berlin Briefe voll der muthwilligsten Laune und der jugendlichsten Offenherzigkeit. Ueber die tadelnden Urtheile, die viele Berliner selbst über sein Unternehmen fällten, schreibt er sehr ehrlich: (H. W. VIII., S. 85.) „Du wirst finden, daß ich ein besserer Philosoph bin, als man denkt. Ich bin es immer gewesen, das eine Mal mehr, das andere weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, selbst (um dir nichts zu verhehlen) Neugierde, und endlich ein geheimer Instinct, haben mich der sanften Ruhe, die ich genoß, entrissen, und das Ver-

*) Kurt Christoph, Graf von Schwerin, geboren 1684 im Mecklenburgischen, hatte in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough seine Schule gemacht.

gnügen, meinen Namen in den Zeitungen, auch künftig wol in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt."

Da man erfuhr, daß der Feind über Zuckmantel und Ziegenhain heranrücke, um Neisse zu entsetzen, so eilte der König, seine Mannschaft zusammenzuziehen, und sich mit dem Feldmarschall Schwerin in Neustadt bei Jägerndorf zu vereinigen. Die Belagerung von Brieg mußte aufgehoben werden, denn man brauchte die Truppen zur Verstärkung des Hauptheeres. Am 5. April marschirte man auf Steinau, erhielt aber so unsichere Nachrichten vom Feinde, daß der Marsch unaufhörlich verändert werden mußte. Den 8. April ging das Heer bei Michelau über die Neisse, um, im stärksten Schneegestöber, auf Grottkau zu marschiren. Da plötzlich stieß man auf feindliche Husaren. Ein Scharmützel begann, man machte etwa vierzig Gefangene. Von diesen hörte man, daß das Oesterreichische Heer unlängst in Grottkau angekommen sey, und am folgenden Tage nach Ohlau gehen wolle, um das Preußische Hauptmagazin und die starke Artillerie wegzunehmen, die der König dorthin geschafft hatte. Dieß machte eine Schlacht immer nothwendiger. Aber am folgenden Tage (9. April) fiel der Schnee so stark, daß man nur wenig Schritte um sich sehen konnte. Man erfuhr indeß, daß der Feind sich Brieg genähert habe. Am 10. April war endlich der Morgen klar und heiter. Schon früh um fünf Uhr zog sich das Heer bei dem Dorfe Pogrel zusammen, und rückte in fünf Colonnen, in der Richtung auf die Ohlausche Straße vor. Einige Gefangene sagten aus, daß das feindliche Heer in den Dörfern Mollwitz, Grüningen und Hünern gelagert sey. Sobald die Colonnen sich Mollwitz auf zweitausend Schritt genähert hatten, brei=

tete sich das Heer auseinander, um sich in Schlachtordnung zu stellen, ohne daß man einen Feind im Felde erscheinen sah. Man hätte die Oesterreichischen Heerhaufen einzeln in den Dörfern umzingeln können, so unerwartet war ihnen die Nähe der Preußen; aber Friedrich war noch zu sehr Anfänger, um gleich das erste Mal die rechten Maaßregeln zu treffen. So ließ man ihnen denn Zeit, sich ordentlich zu stellen; und nun begann erst, Nachmittags um zwei Uhr, die förmliche Schlacht. Sie war so blutig, und blieb so lange zweifelhaft, daß der junge Monarch, der hier zum ersten Male Ehre und Glück auf dem Spiele stehen sah, die Fassung schon verlor, und den Ausgang des fürchterlichen Auftritts seinem braven Feldmarschall von Schwerin überließ, der überhaupt bei dieser Schlacht sein Führer gewesen war. Die Oesterreichische Reiterei hatte schrecklich unter der Preußischen Infanterie gewüthet, und das feindliche Kanonenfeuer hatte ganze Reihen braver Preußen niedergestreckt*). Der linke Flügel der Preußen hatte schon fünf Stunden lang im Feuer gestanden, und sich ganz verschossen. Man sah den Augenblick voraus, wo diese herrlichen Truppen ohne Pulvervorrath sich dem Feinde würden ergeben müssen. In dieser Lage rieth der alte Schwerin dem Könige, sich für den schlimmsten Fall zum Herzog von Holstein-Beck zu begeben, der mit sieben Bataillonen und sieben Schwadronen bei Strehlen stand, während er das Seinige thun wolle die Schlacht noch zu gewinnen. Gelänge dieß aber nicht,

*) Eigentlich hatten die Oesterreicher nur sechzehn Kanonen, die Preußen sechzig: aber die feindliche Reiterei hieb die Kanoniere nieder, und nahm viele Kanonen weg, die nun auf die Preußen selbst gerichtet wurden.

nicht, so würde der Rückzug über die Oder höchst mißlich seyn, der König dagegen könne denselben mit dem Holsteinischen Heerhaufen trefflich unterstützen, und zugleich noch Ohlau decken. Dem Könige gefiel dieser Vorschlag nicht. Er ritt wieder nach dem ganz geworfenen rechten Flügel zurück. Es fing an dunkel zu werden, und der König wurde immer unruhiger. Endlich gab er den wiederholten Vorstellungen Schwerins, sich zu entfernen, nach, und beschloß, nach Oppeln, wegen der dortigen Brücke über die Oder, zu reiten. Eine Schwadron Gensd'armen folgte ihm ohne seinen Willen, vermuthlich auf Befehl des Erbprinzen von Dessau; aber er ritt mit seinem Gefolge so scharf, daß sie mit ihren ermüdeten Pferden nicht folgen konnten; sie blieben daher in dem Städtchen Löwen. Der König kam dagegen mit seinem Gefolge mitten in der Nacht an das äußere Thor von Oppeln. Hier vermuthete er Preußische Besatzung, und war daher verwundert, als auf die Ankündigung: „Preußen!" mit Flintenschüssen durch das Gatterthor geantwortet ward. Es waren Oesterreicher, die sich den Tag vorher hier eingefunden hatten, und die den König hätten gefangen nehmen können, wenn sie ihn still eingelassen hätten. Aber durch ihre Schüsse gewarnt, kehrte er schnell wieder nach Löwen zurück, wo er mit Tagesanbruch ankam, und die frohe Nachricht vernahm, daß die Schlacht gewonnen sey. Sogleich begab er sich nach Mollwitz zurück, nicht ohne Scham und Unzufriedenheit mit sich selbst, daß er dem Feldmarschall nachgegeben. Er fand den alten Mann von zwei Schüssen verwundet. Der Erbprinz Leopold von Dessau hatte die Schlacht beendigt. Auch zehn Schwadronen aus Ohlau, die zu spät gekommen waren, hatten durch ihr plötz-

liches Erscheinen den Oesterreichischen Feldherrn zum Rückzug bestimmt. Der König ritt auf dem Schlachtfelde umher, von dem man die Todten und Verwundeten wegzubringen beschäftigt war. Unter den Letzteren erblickte er einen seiner Lieblinge, einen Hauptmann von Fitzgerald von der Garde, dem beide Beine weggeschossen waren. Er schlug die Hände zusammen, wofür der Sterbende ihm zurief: „Ich danke Ew. Majestät. Leben sie glücklich und wohl! Mit mir ist's vorbei!" — „Aber, Fitzgerald, sagte der König, welch ein Unglück hat Sie treffen müssen!" Man zählte von Preußischer Seite zwei tausend fünf hundert Todte und drei tausend Verwundete. Das schöne erste Bataillon Garde, auf welches der Hauptangriff des Feindes gefallen war, hatte die Hälfte seiner Officiere verloren, und von den achthundert Mann, aus denen es bestanden, blieben nur hundert und achtzig in dienstfähigem Zustande übrig. Dieser Sieg, freilich theuer erkauft, entschied dafür auch Alles für Friedrichs Sache. Ganz Europa ward aufmerksam auf den jungen Monarchen und da sich Frankreich damals, wie wir wissen, mit Baiern gegen Maria Theresia verband, so trat der Cardinal Fleury in Briefwechsel mit ihm, und sandte ihm den Marschall von Belleisle ins Lager bei Mollwitz mit Vorschlägen zu einem geheimen Bündniß, über dessen Abschluß indeß nichts Gewisses bekannt geworden ist.

Neuperg hatte sich nach der Schlacht bei Mollwitz hinter Neisse zurückgezogen, und lag dort eine Zeitlang still. Dann plötzlich machte er sich auf, den König zu umgehen, und Breslau wegzunehmen, aber Friedrich war auf seiner Hut, und kam ihm zuvor. Halb mit List halb mit Gewalt drängten sich drei Preußische Bataillone und

fünf Schwadronen in die Thore dieser Stadt (10. Aug.). Die Nothwendigkeit hob den vorher geschlossenen Neutralitätsvertrag auf, die Bürgerschaft mußte dem Könige huldigen, und alle Personen in kaiserlichen Aemtern wurden abgesetzt. Man wollte hierauf das Oesterreichische Heer noch einmal angreifen, um es, wo möglich, ganz aus Schlesien herauszuschlagen, allein Neuperg nahm immer so gute Stellungen, daß man ihm nicht beikommen konnte. Nur der kleine Krieg ward mit abwechselndem Glücke fortgeführt, wobei besonders der berühmte Zieten sich hervorthat, der in diesem Feldzuge innerhalb drei Wochen vom Oberstwachtmeister bis zum Obersten und Chef eines Husarenregiments stieg. Der König füllte die Muße des Lagers mit Lesen, Flötenspiel, Dichten und Briefschreiben, besonders an seinen lieben Jordan, aus, bei dem er sich mit unersättlicher Neugier nach Allem erkundigte, was in Berlin gethan und gesprochen würde.

Indeß rückte, wie oben schon erzählt ist, der Kurfürst von Baiern an der Spitze eines durch Französische Hülfstruppen verstärkten Heeres in Oesterreich ein, brandschatzte das Land und setzte die Hauptstadt in Schrecken. Der Hof flüchtete mit dem Archiv und den Kostbarkeiten nach Presburg. Außer dem Neupergschen Heer, das mit den Preußen in Schlesien genug zu thun hatte, konnte man den vielen Feinden fast nichts entgegenstellen. In dieser Noth boten sich die Englischen Gesandten am Wiener Hofe als Vermittler dar. Sie riethen der Königin ihre Feinde zu trennen, und den gefährlichsten derselben durch einige Aufopferungen zu einem besondern Frieden zu bewegen. In dieser Absicht begab sich Lord Hindford in das Preußische Lager bei Steinau. Der König, der Lord und die beiden Oesterreichischen Generale Neuperg

und Lentulus hatten hierauf eine geheime Zusammenkunft zu Klein-Schnellendorf (9. Oct.), in welcher mündlich verabredet ward, es solle bis zum Schlusse des Friedens zwischen den Oesterreichern und Preußen ein geheimer Waffenstillstand seyn, und im künftigen Frieden solle ganz Schlesien, bis auf Troppau und Jägerndorf, an Preußen abgetreten werden. Der König fügte jedoch vor Allem die Bedingung der heiligsten Verschwiegenheit hinzu. Zum Schein ließen sich also die Oesterreicher aus Schlesien vertreiben, und zum Schein stieß der König mit einem Theil seiner Truppen zu dem vereinigten Heere in Böhmen. Dorthin hatte sich der Kurfürst von Baiern auch begeben, und sich zu Prag zum König ausrufen lassen. Hierauf ging er nach Manheim, um dort seine Wahl zum Römisch-Deutschen Kaiser abzuwarten. Böhmen blieb unterdessen voller Truppen, die alle nichts gegen und mit einander zu unternehmen wagten, weil der Oesterreichische Hof durch die Enthüllung des geheimen Vertrags von Klein-Schnellendorf den Samen des Mißtrauens unter sie Alle geworfen hatte.

Hierüber aufgebracht, beschloß Friedrich nun, sich an jenen Vertrag nicht weiter zu binden, sondern im nächsten Feldzuge wieder mit Ernst auf Oesterreich loszugehen. Zu dem Ende begab er sich, nach kurzer Winterruhe in Berlin, nach Dresden (19. Jan. 1742), um August III. (König von Polen), oder vielmehr seinen Minister Brühl, zur lebhaftesten Unterstützung aufzufordern. Da man ihm aber nicht mehr traute, so speisete man ihn, bloß mit höflichen Worten ab. Von Dresden ging er nach Prag (21. Jan.), um auch mit den dortigen Französisch-Bairischen Generalen den Plan zum bevorstehenden Feldzuge zu verabreden, und hierauf bereisete er seine Böhmischen und

Schlesischen Standquartiere. Das vereinigte Preußisch-Sächsische Heer rückte in der rauhesten Jahreszeit in Mähren ein, und belagerte Brünn. Preußische Reiter fielen in Ungern ein, und trieben den dort sich versammelnden Heerbann auseinander, ja die Zietenschen Husaren streiften sogar bis Stockerau, eine Station von Wien, und nahmen Lebensmittel weg. So konnten sich die Oesterreicher ihrerseits auch an den Klein-Schnellendorfer Waffenstillstand nicht länger gebunden halten. Vielmehr erhielt der Prinz Alexander von Lothringen Befehl Brünn zu entsetzen, und den Preußen und Sachsen eine Schlacht zu liefern. Friedrich schlug hierauf dem Sächsischen General vor, Jenen in einem festen Lager bei Boborlitz zu erwarten; aber dieser machte viele Einwendungen, und schützte die Schwäche seines Heeres vor. Bald darauf forderte der Französische General Broglio die Sächsischen Truppen zu seiner Verstärkung, und der König fühlte keinen Beruf, das nach dem Theilungsplane dem Kurfürsten von Sachsen bestimmte Mähren für einen Fürsten zu erobern, dessen eigene Truppen dabei nicht thätig seyn wollten. Er verstärkte sich mit dem jetzt bei Magdeburg unnützen Heere des alten Fürsten von Dessau, und theilte seine ganze Macht in zwei Hälften. Mit der einen ließ er den Prinzen Dietrich von Anhalt und den Feldmarschall Schwerin ein festes Lager bei Olmütz beziehen, die andere verlegte er zwischen die Elbe und Sassawa im Chrudimer Kreise in Böhmen (17. April). Vier Wochen hatten die Truppen in diesen Quartieren geruht, als die Nachricht einlief, der Prinz von Lothringen sey über Deutschbrod und Zwittau im Anmarsche, und mache Miene die Preußischen

Magazine in Podiebrad und Nimburg wegzunehmen. Dieß zu verhindern, setzte sich der König am 15. Mai mit einer zahlreichen Vorhut in Bewegung, und befahl dem Prinzen Leopold, ihm mit dem Hauptheere langsam zu folgen. Kaum war er aber in Kuttenberg angekommen, so wandten sich die Oesterreicher rechts, und besetzten die Stadt Czaslau ganz in der Nähe des Prinzen Leopold, den sie angreifen wollten, und der nun in möglichster Eile seinen Plan machen mußte, sie zu empfangen. Noch in der Nacht ward der König zurückgerufen. Er kam um acht Uhr Morgens mit seinem Vortrab an, und fand beide Heere schon in Schlachtordnung (die Preußen hatten ihre Stellung bei dem Flecken Chotusitz genommen) und eben im Begriff, das Treffen anzufangen (17. Mai). Die zwei und achtzig Kanonen, welche die Preußen bei sich führten, gaben ihnen über den mit Artillerie schlecht versehenen Feind ein Uebergewicht, das keine Tapferkeit aufheben konnte. Auch war der Prinz von Lothringen kein Eugen, sonst hätten den Preußen dennoch wol alle ihre Kanonen nichts geholfen. Denn alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß die Verwirrung bei den Letzteren schon ziemlich groß war. Aber die Oesterreichische Reiterei plünderte zur Unzeit das Preußische Lager, und am Ende gab der König durch eine unvermuthete Schwenkung den Ausschlag, und gewann den Sieg. Die Oesterreicher verließen in großer Unordnung, und mit Zurücklassung von achtzehn Kanonen, das Schlachtfeld. Gegen tausend Mann wurden noch beim Nachsetzen zu Gefangenen gemacht. Die Zahl der Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten fast gleich, ungefähr vier tausend.

Diese Schlacht (die bei Czaslau oder bei Chotusitz

genannt) war die letzte Bewirkerin des Friedens. Maria Theresia war nicht Willens, gegen einen jungen, kühnen Monarchen, den das Glück so ausgezeichnet begünstigte, noch eine Schlacht zu wagen, sondern ging jetzt williger als je in die Vorschläge der Englischen Vermittler ein. Lord Hindford ward zum zweiten Male an den König abgesandt. Dieser bevollmächtigte seinen Minister, Grafen von Podewils, in Breslau mit demselben zu unterhandeln. Schon am 11. Junius unterzeichneten Beide daselbst die Friedenspräliminarien. Der völlige Friedensschluß kam am 28. Julius zu Berlin zu Stande, wo der König am 12. unter großem Jubel der Einwohner angekommen war. Der Hauptpunct dieses Friedens war die Abtretung von Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glaz, mit Ausnahme des Fürstenthums Teschen und eines Theiles der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, an den König von Preußen, wogegen dieser die Zahlung von 1,700,000 Thalern Oesterreichischer Schulden übernahm, welche von den Engländern pfandweise auf Schlesien geliehen waren. — Die Truppen des Königs räumten gleich nach Unterzeichnung der Präliminarien die kaiserlichen Staaten, und hinterließen in jeder Hinsicht daselbst einen ehrenvollen Ruf. Die verbündeten Mächte erhoben über diesen Frieden ein gewaltiges Geschrei, und nannten Preußen treulos; aber Friedrich hatte den Zweck, um den Er Krieg führte, jetzt vollkommen erreicht; um fernerer Eroberungen willen wollte er den Kampf nicht fortsetzen, und es war eben so wenig sein Zweck, Oesterreichs Macht zu brechen, als die Französische auf Kosten Deutschlands mit Deutschem Blute zu vergrößern, um so weniger, weil er wußte, daß

sein Vortheil von diesem Staate zuerst würde aufgeopfert werden.

So hatte denn das Glück die kühn begonnene und kräftig durchgeführte Unternehmung des Königs mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Auch das war ein glücklicher Umstand, daß der Krieg nicht länger dauerte, als der Schatz Friedrich Wilhelms ausreichte. Nur 150,000 Thaler waren von den acht Millionen noch übrig. Die Unterthanen waren ungedrückt geblieben. Gern fügten sich die neu hinzugekommenen in die Preußischen Gesetze; die milde Behandlung und die Religionsfreiheit belebten Handel und Gewerbe. Friedrich ließ fünf Schlesische Plätze ganz neu befestigen, und vermehrte sein Heer um achtzehntausend Mann. Durch die größte Sparsamkeit gelang es ihm noch außerdem, eine Summe für künftige Bedürfnisse zurückzulegen. Denn er konnte wol voraussehen, daß der eben geendigte Krieg nicht sein letzter seyn würde, und — die Wahrheit zu sagen — er wünschte es auch nicht.

Von seiner frohen, muthwilligen Laune in dieser Periode seines Lebens mag folgende Stelle aus einem Briefe zeugen, den er am 27. September 1742 von Breslau an seinen Jordan schrieb: „Ich habe in acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht, als die Bevollmächtigten des Hauses Oesterreich in acht Jahren, und beinahe Alles ist mir glücklich von Statten gegangen. In meinem Kopf ist jetzt weiter nichts als Rechnungen und Zahlen; aber bei meiner Zurückkunft werde ich das Alles herausschaffen, um etwas Besseres hineinzubringen. — Ich habe Verse gemacht, und habe sie verloren, ein Buch zu lesen angefangen, und man hat es verbrannt, auf einem Klavier gespielt, und es ist zerbrochen, ein Pferd geritten,

und es ist lahm geworden. Es fehlt nichts, um mein Mißgeschick zu vollenden, als daß Sie meine Freundschaft mit Undank bezahlen."

---

6. Der zweite Schlesische Krieg.

(1744 – 1745.)

Wie die Trennung Preußens von den übrigen Feinden Oesterreichs für dieß letztere Haus der Anfang einer Reihe glücklicher Ereignisse wurde, ist oben in der Geschichte des Erbfolgekrieges erzählt. Diese Erfolge der Oesterreichischen Waffen und die Unterstützung, welche Maria Theresia in ihren Bündnissen mit England, Holland, Sardinien und Sachsen fand, schienen Friedrich II. um so bedenklicher, weil ein am 13. December 1713 zwischen Oesterreich, England und Sardinien zu Worms abgeschlossenes Bündniß eine Gewährleistung des Besitzstandes von 1739 enthielt, und ein wenige Tage nachher unterzeichneter Vertrag zwischen Maria Theresia und dem Dresdner Hofe in demselben Sinne abgefaßt war. Diese Bündnisse ließen ihn mit Recht fürchten, daß man damit umgehe, ihm Schlesien wieder zu entreißen. Daher faßte er den Entschluß, der Gefahr zuvorzukommen. Außerdem hielt er es seiner würdig, den Untergang des Kaisers, dem er selbst seine Stimme gegeben, nicht in träger Ruhe mit anzusehen, sondern sich durch eine nachdrückliche Einmischung in den allgemeinen Krieg Achtung im Rathe der Häupter Europens zu verschaffen. Nur ein Umstand machte dem Vorsichtigen Sorge: die ungewisse Gesinnung Rußlands, das damals von der Kaiserinn Elisabeth regiert wurde, die sich leidenschaftlichen

und bestechlichen Ministern überließ, und aus diesem Grunde den Engländern mehr als jedem andern Volke geneigt war. Friedrich suchte sich jedoch dadurch eine Partei an jenem Hofe zu machen, daß er eine Vermählung des Thronerben Peter mit der Prinzessin Katharina von Anhalt=Zerbst (der nachmals so berühmten Kaiserin) zu Stande brachte, deren Vater General in Preußischen Diensten und ihm sehr ergeben war. Als er sich von dort her ziemlich gesichert glaubte, fing er mit Frankreich zu unterhandeln an, und erbot sich, die Macht der Königin von Ungern durch einen Einfall in Böhmen zu theilen, wenn die Französischen Heere dagegen zu gleicher Zeit in Westphalen und Baiern einrücken wollten. Ein Bündniß (die Frankfurter Union vom 22. Mai 1744) schloß er mit Karl VII. und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Hessen, und ein zweites geheimes mit dem erstern, nach welchem Böhmen erobert und unter die beiden Monarchen getheilt werden sollte. Diesem Vertrage trat auch Frankreich bei.

Nun brach Friedrich mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit auf (15. Aug. 1744), und rückte mit hunderttausend Mann „kaiserlicher Hülfsvölker," wie es in dem Manifeste hieß, in drei Colonnen in Böhmen ein. Die ganze Macht vereinigte sich am 2. September vor Prag; Schwerin und Prinz Leopold berennten sogleich die Stadt, und nach einem heftigen Bombardement ergab sich am 16. die Besatzung. Jetzt rückte das Heer ohne Verzug den Oesterreichischen Grenzen entgegen, und die Plätze Tabor, Budweis und Frauenberg wurden noch im September ohne große Mühe eingenommen.

Maria Theresia, in gerechter Furcht, zum zweiten Male ihre Residenz verlassen zu müssen, rief eiligst den

Prinzen von Lothringen vom Rheine herbei, und mit ihm vereinigten sich 22,000 Mann Sachsen und ein großer Haufe leichter Ungerscher Reiterei, zusammen eine Menschenzahl, mit der das Preußische Heer sich bei weitem nicht messen konnte. Friedrich sah die Unmöglichkeit ein, Prag zu vertheidigen und zugleich ins Oesterreichische vorzurücken. Er stand einige Tage still, und überlegte mit seinen Generalen, was zu thun sey. Die dringendste Noth rieth zum Rückzuge. Das Böhmische Landvolk haßte die Preußen, und entzog ihnen alle Lebensmittel. Die streifenden Uhlanen und Panduren fingen alle Befehle und Berichte und alle Zufuhr auf. Die Truppen murrten; täglich hatte man eine Anzahl Entlaufener. Mit großem Verluste und unter unaufhörlichen Angriffen der Feinde, die ein entscheidendes Treffen sorgfältig vermieden, mußte man sich bei Kollin und Kuttenberg über die Elbe zurückziehen. Ein schönes Magazin in Pardubitz ward von den herumstreifenden Ungerschen Reitern verbrannt. Das Oesterreichische Hauptheer, von dem trefflichen Feldmarschall von Traun angeführt, der unter dem Prinzen von Lothringen befehligte, folgte dem Könige immer nach, wußte sich aber auch immer durch meisterhafte Stellungen unangreifbar zu machen. So ward der König im November bis nach Schlesien zurückgedrängt, wo er in der traurigsten Verfassung ankam. Und selbst in den Winterquartieren beunruhigten ihn die unaufhörlich streifenden leichten Reiterschaaren, die, nach ihrer bekannten Sitte, in Schlesien auf dem platten Lande sengten und brennten, und Menschen und Vieh todtschlugen oder wegführten. Die Prager Besazzung hatte alles Preußische schwere Geschütz den Feinden zurücklassen müssen. Das war der Anfang eines

Krieges, in welchem der junge Held Böhmen hatte erobern und das Deutsche Reich retten wollen! Er selbst vergleicht diesen Feldzug mit Philipps des Zweiten unüberwindlicher Flotte, nennt aber doch denselben seine Schule, und den Feldmarschall von Traun seinen Lehrer.

Nimmt man hinzu, daß diese so ganz fruchtlose und vereitelte Unternehmnng seinen Schatz so erschöpft hatte, daß er, zur Bestreitung neuer Kriegsbedürfnisse, seines Vaters massives Silbergeräth aus dem Berliner Schlosse in die Münze schicken mußte, so wird man seine damalige Lage doppelt mißlich finden. Die Franzosen hatten sich dießmal auch als treulose Bundesgenossen gezeigt, und der plötzliche Tod Kaiser Karls VII. schien ein besonders unheildrohender Umstand, weil nun noch weniger zu hoffen war, daß der Französische Hof den Krieg in Deutschland mit Nachdruck fortsetzen würde.

Schlesien wurde jetzt von den Oesterreichern mit der größten Lebhaftigkeit angegriffen. Die Croaten besetzten Hirschberg, Landshut und Schmiedeberg, und trieben überall starke Brandschatzungen ein. Am 27. Mai fiel auch die Festung Kosel in feindliche Hände, und ganz Oberschlesien ward mit Oesterreichern überschwemmt. Dieß gab jedoch einzelnen Preußischen Helden schöne Gelegenheit, tapfere und kluge Unternehmungen auszuführen. Der alte Schwerin, der Markgraf Karl und die berühmten Generale Winterfeld und Zieten, vollbrachten hier mit einzelnen kühnen Reiterschwärmen glänzende Thaten, und kehrten gewöhnlich mit großen Schaaren gefangener Feinde zurück. Hier war es unter andern, wo dem Letztern ein berühmter Meisterstreich gelang. Der König stand bei Frankenstein, und war vom Markgraf Karl, der 9000 Mann in Jägerndorf befehligte, durch 20,000

Oesterreicher abgeschnitten, die jede Gemeinschaft mit ihm unmöglich machten. Da aber der König seines Beistands schlechterdings bedurfte, so befahl er dem kühnen Zieten, mit seinem ganzen Regimente sich durchzuschlagen, und die Ordre an den Markgrafen jedem Einzelnen mitzutheilen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Befehl doch anlangte. Zieten, der sich nicht dazu verstehen konnte, seine braven Husaren so grausam, und vielleicht dennoch zwecklos, aufzuopfern, befahl denselben, die neu angekommenen blauen Pelze anzuziehen, in denen sie den Oesterreichern noch nicht bekannt waren, ja, die ihnen sogar eine Aehnlichkeit mit einem kaiserlichen Regimente gaben. Dieser List vertrauend, ritt er ganz ruhig fort, wartete eine Gelegenheit ab, wo er sich an einen feindlichen Trupp, der von Neustadt abzog, anschließen konnte, und zog so am hellen Tage mitten durch ein großes mit Feinden bedecktes Feld. Erst gegen das Ende erkannte man ihn, aber nun schlug er sich glücklich durch, und kam nicht nur mit geringem Verlust, sondern selbst mit einigen gefangenen feindlichen Officieren in Jägerndorf an.

Während der König bei Frankenstein sein Heer zusammenzog, erfuhr er, daß der Prinz von Lothringen sich bei Trautenau in Böhmen mit den 22,000 Sachsen vereinigt habe, und über Schatzlar vorrücke, entschlossen, den Besitz von Schlesien so bald als möglich durch eine Schlacht zu entscheiden. Friedrich konnte ihm den Eintritt in dieß Land nicht mehr wehren, er stellte sich daher, als zöge er sich furchtsam zurück, und lockte ihn dadurch in die Falle. Am 1. Juni bezog er ein Lager zwischen Schweidnitz und Striegau, das wegen der vielen Anhöhen jener Gegend dem Auge des Feindes fast

verborgen blieb. Dieser rückte immer näher heran, und zeigte sich am 3. Juni in den Dörfern an der Landstraße von Jauer nach Landshut, unter denen der Name Hohenfriedberg seitdem verewigt worden ist. Hier überließ er sich einer sträflichen Sorglosigkeit, auf welche bald Schrecken und Bangigkeit folgten. Denn am folgenden Tage (4. Juni 1745), da kaum der Morgen graute, erschien das Preußische Heer in schönster Schlachtordnung auf den Anhöhen von Striegau, und ehe die Oesterreicher sich noch völlig gesammelt hatten, erdonnerte schon, früh um vier Uhr, das Gebirge umher vom fürchterlichen Wiederhall der Preußischen Kanonen. Die Reiterei hieb wüthend ein, und vom Anfang an war der Vortheil des Kampfes auf Preußischer Seite. Alle Soldaten hatten sich auf diesen Tag gefreut, und man hat es als eine beispiellose Merkwürdigkeit aufbehalten, daß in der Nacht vor diesem Treffen kein einziger Mann davonlief. Der rechte Flügel mußte durch Sümpfe und Wasser waten, und fiel den Feind mit gefälltem Bajonette an. Um neun Uhr war Alles entschieden. Fünftausend Feinde lagen auf dem Schlachtfelde, siebentausend waren gefangen, und eine außerordentliche Menge von Ueberläufern vermehrten das Preußische Heer. Sechs und sechzig Kanonen, acht Paar Pauken, sieben Standarten und über siebzig Fahnen fielen den Siegern in die Hände. Von den Letzteren hatte das Dragonerregiment Baireuth, unter der Anführung des Generals Geßler, allein sechs und sechzig erbeutet. Der König ließ zur Dankbarkeit diesem braven Regimente noch auf der Wahlstatt ein Belobungsschreiben wegen seiner an diesem Tage bewiesenen Tapferkeit ausstellen, das auf ewige Zeiten bei demselben aufgehoben werden sollte, und

in welchem die Namen aller dabei zugegen gewesenen Officiere verewigt wurden; auch erhielt das Regiment ein verändertes Siegel mit der Zahl 66. Seinem Jugendfreunde Chasot, der als Major bei diesem Regimente stand, veränderte der König gleichfalls das Wappen, indem er viele Fahnen, und dazu die Zahl 66 und den Namen Hohenfriedberg hineinsetzen ließ. Ja er meldete der Mutter dieses tapfern Officiers die Nachricht von dem rühmlichen Verhalten ihres Sohnes in einem eigenhändigen Schreiben, das er mit einer kostbaren Dose begleitete. So begeistert hatte ihn dieser Sieg, in der That auch einer der glorreichsten, die er je gewonnen, und von dem er mit Recht einen großen Theil des Ruhmes sich selbst zueignen konnte.

Der überwundene Feind mußte sich nach Böhmen zurückziehen. Friedrich, sein eignes Land zu erleichtern, folgte ihm dahin. Bei Landshut trat ihn ein Schwarm von einigen tausend Bauern an, mit der Frage, ob sie ihre katholischen Nachbarn todtschlagen sollten, zur Vergeltung dafür, daß man ehemals sie, die Evangelischen, so hart gedrückt habe. Der König erinnerte sie daran, daß das Gebot des Evangeliums sey, seine Feinde zu lieben. Sie gaben ihm recht, und gingen ruhig nach Hause.

Der Prinz von Lothringen bezog ein festes Lager bei Königingräz. Die Preußen lagen ihm immer gegenüber, zuerst bei Chlum, nachher bei Jaromirs. Beide begnügten sich ein Vierteljahr damit, einander zu beobachten, und im kleinen Kriege, besonders mit der Reiterei, Vortheile zu gewinnen. Friedrich wollte theils darum nichts Großes wagen, weil er sich durch Absendung starker Haufen (von denen der eine unter andern die Feinde aus Oberschlesien vertrieb und am 6. September Kosel

wieder wegnahm) sehr geschwächt hatte, theils deshalb, weil er so eben mit England in Unterhandlungen begriffen war, die vielleicht zum Frieden führen konnten. Der König Georg II. nämlich, der starken Hülfsgelder müde, und schon mit Frankreich hinreichend beschäftigt, wünschte die Deutschen Händel beendigt zu sehen; und da Friedrich nun seit des Kaisers Absterben durchaus keine neuen Eroberungen mehr bezweckte, und herzlich gern den Großherzog Franz als Kaiser anerkennen wollte, so schloß Georg mit ihm am 26. August zu Hannover einen Vertrag, kraft dessen England die Königin von Ungern zum Frieden zu bewegen, für sich selbst von dem Bündnisse gegen Friedrich zurückzutreten, und dem Letztern die Gewährleistung aller übrigen Mächte über den Besitz Schlesiens auszuwirken versprach. Aber Maria Theresia, die unterdeß die Wahl ihres Gemahls zum Römischen Kaiser (13. Sept. 1745), mit Ausschluß der Brandenburgischen Stimme, durchgesetzt hatte, wollte von der Hannöverschen Uebereinkunft nichts wissen, sondern äußerte mit größter Lebhaftigkeit, eher wolle sie den Rock vom Leibe, als Schlesien missen. Sie schickte sogar dem Prinzen von Lothringen Verstärkung, und befahl ihm, eine Schlacht zu versuchen. Und in der That, bequemer konnte der Zeitpunct dazu nicht gewählt werden. Der Prinz war jetzt fast vierzig tausend Mann stark, und Friedrich hatte nicht viel über achtzehn tausend bei sich. Dazu beging der Letztere die Unvorsichtigkeit, am 18. September ein Lager bei Staudenz zu beziehen, das auf der einen Seite durch nichts geschützt war. Eben an dem Tage (30. September), da er die Zelte abbrechen lassen wollte, erhielt er, ganz früh um vier Uhr, die Nachricht, der Feind rücke in voller Schlachtordnung an. Nur ein so braves

Heer,

Heer, als das Preußische, konnte einer so überlegenen Anzahl ohne Furcht entgegen geführt werden, und nur ein Feldherr von Friedrichs Besonnenheit konnte in solcher Ueberraschung einen Plan zur Vertheidigung entwerfen. Das Heer mußte sich in der Geschwindigkeit mitten unter den feindlichen Kanonenschüssen stellen, und die ersten Angriffe auf die Oesterreichischen Batterien, die nichts als Kartätschen sprühten, kosteten eine große Menge tapferer Krieger. Aber die Schnelligkeit der Preußischen Reiterei stürzte dafür ganze Schaaren der verwirrten Feinde auf einander; den braven Grenadieren glückte es, eine der fürchterlichsten Batterien wegzunehmen, und der nachmals so berühmt gewordene Herzog Ferdinand von Braunschweig gewann eine sehr wichtige Anhöhe, von der er — seltsam genug! — seinen eignen Bruder Ludwig vertrieb, der im Oesterreichischen Heere diente. Beträchtliche Fehler des feindlichen Feldherrn während der Schlacht erleichterten den Preußen den Sieg, und nach einer Arbeit von fünf Stunden floh der Feind in das Gebirge. Das war die berühmte Schlacht bei Sorr, von der Friedrich selbst gesteht, daß er ihren Gewinn einzig dem Glücke und der Tapferkeit seiner braven Truppen verdankte. Theure Leichen wurden freilich auch hier begraben. Auch einen Theil des Lagers hatten die Croaten während des Treffens geplündert, und selbst des Königs Feldgeräth hatten sie mit sich genommen. Allein der Preußische Gewinn bestand dafür in zwei und zwanzig Kanonen, zehn Fahnen und siebzehnhundert Gefangenen, und vor allen Dingen in der freudigen, heldenmüthigen Stimmung, die eine gewonnene Schlacht dem siegreichen Heere mittheilt.

Da indeß in der Gegend bei Sorr kein Pferdefutter mehr zu finden war, beschloß der König, sich, nach-

dem er der Ehre wegen fünf Tage auf dem Schlachtfelde verweilt hatte, nach Schlesien zurückzuziehen. Dieser Rückzug war besonders wegen der engen Pässe bei Schatzlar sehr beschwerlich (16 Oct.). Aus allen Büschen feuerten Panduren auf die Vorüberziehenden, die sich in den tiefen Hohlwegen nicht wehren konnten, und Viele verbluteten ungerächt; auch ein Theil des Gepäckes ging verloren. Der König vertheilte darauf sein Heer zwischen Schweidnitz und Striegau, und ging am 28. October nach Berlin, um dort die Unterhandlungen fortzusetzen.

Aber eben, indem er den sehnlich gewünschten Frieden vorzubereiten strebte, erhielt er Kunde von des Feindes Absicht, sich mit den Sachsen und einem vom Rhein herbeigerufenen Heerhaufen des Generals Grüne von zehntausend Mann zu vereinigen, geraden Weges, und noch in diesem Winter, nach Berlin zu marschiren, und den König auf die Bedingungen zum Frieden zu zwingen, daß er Schlesien und Oesterreich, und das Herzogthum Magdeburg sammt dem Gebiet von Kottbus und Peiz an Sachsen abtrete. Der Plan war von dem Sächsischen Minister Brühl entworfen und im Wiener Cabinet genehmigt. General Grüne setzte sich schon in Marsch, und der Prinz von Lothringen rückte in die Lausitz (20. November), um ihn daselbst zu erwarten.

Aber mit Sturmes Eile raffte sich Friedrich auf, dem verwegenen Anschlag zuvorzukommen. Am 14. November ging er schon wieder nach Schlesien ab, zog seine Truppen schnell zusammen, besetzte alle Pässe nach Böhmen und der Lausitz, damit keine Kundschaft von ihm zu den Feinden kommen könne, ging am 23. November ganz still bei Naumburg über die Queis, und rückte auf Görlitz los. Den ersten feindlichen Haufen traf

er bei Katholisch Hennersdorf. Es waren vier Sächsische Regimenter, die ganz erstaunt waren, die Preußen zu erblicken, die sie tief in Schlesien geglaubt hatten. Zietens tapferer Angriff, von den Cürassieren unterstützt, schlug sie bald in die Flucht; die braven Husaren nahmen ihnen vier Kanonen, zwei Paar Pauken, drei Fahnen, drei Standarten, tausend Gefangene und das ganze Feldgeräth ab. Die Nachricht von diesem Gefechte verbreitete durch ganz Sachsen Furcht und Schrecken, und bewog den General Grüne, der sich schon den Brandenburgischen Grenzen genähert hatte, umzukehren, und sich mit dem Sächsischen Hauptheere, das unter den Befehlen des Grafen Rutowsky bei Dresden stand, zu vereinigen.

Am 25. November rückte Friedrich in Görlitz ein, wo er ein treffliches feindliches Magazin fand. Der Prinz von Lothringen zog sich nach Böhmen zurück, General Winterfeld erreichte seinen Nachtrab bei Zittau, und nahm ihm Gepäck und Gefangene ab. Oberst Brandels nahm den Sachsen in Guben ein anderes Magazin weg, und schaffte es auf hundert und acht und dreißig Wagen nach Bautzen. Von Görlitz aus befahl der König dem alten Fürsten von Dessau mit seinem bei Halle versammelten Heere in das Kurfürstenthum einzufallen, und die Sachsen bei Dresden anzugreifen. Fürst Leopold nahm hierauf am 29. November Leipzig mit Capitulation ein, rückte — nicht mit Friedrichs Schnelligkeit — über Torgau nach Meißen, wo sich der General Lehwald aus der Lausitz mit ihm vereinigte (13. Dec.), weil die Sachsen die Meißner Elbbrücke abzubrechen versäumt hatten, und ging dann auf die Hauptstadt los. August III. war nach Prag geflohen, aber in solcher Verwirrung, daß die jüngsten Prinzen zurückgeblieben waren. Friedrich rückte am

15. December nach Meißen, um hier mit dem Hauptheere das Schicksal des Fürsten von Dessau abzuwarten.

Gleich bei seiner Ankunft in Meißen erhielt er von dem Englischen Gesandten am Dresdner Hofe die Nachricht, daß August III., der bisher alle Friedenseröffnungen von sich gewiesen, jetzt dieselben anzunehmen bereit sey. Er hatte kaum den Brief zu Ende gelesen, als draußen ein Geschrei entstand, der ganze Horizont in der Gegend von Dresden stehe in Feuer, und man höre das ferne Krachen einer entsetzlichen Kanonade. Spät am Abend brachte ein Officier die Nachricht von der gewonnenen Schlacht bei Kesselsdorf (15. Dec.). Der alte Dessauer hatte das Sächsische Heer sammt dem Grüneschen Heerhaufen auf den Anhöhen dieses Dorfes in einer trefflichen Stellung gefunden, aber dennoch (um zwei Uhr Nachmittags) den Angriff gewagt. Fürchterlich hatten die Kartätschen aus dem Dorfe unter die Preußischen Grenadiere gewüthet, aber ein allzu muthiger Ausfall der Sachsen, aus demselben hatte ihnen den Verlust dieser unersetzlichen Verschanzung zugezogen. Am linken Flügel hatte des Feldherrn wackerer Sohn, Prinz Moritz von Anhalt, zum Erstaunen der Feinde, neun Bataillone durch das eisige Wasser eines nur halb zugefrornen Grabens geführt. Allenthalben waren die Preußen, gleich Gemsen, steile, mit Schnee und schlüpfrigem Eise bedeckte Berge hinangeklimmt, und hatten die Sachsen mit gefällten Bajonetten zurückgetrieben. Die Dunkelheit hatte dem wüthenden Gefecht ein Ende gemacht, das übrigens für die Sieger nicht minder blutig als für die Besiegten ausgefallen war, weil die äußerst ungünstige Stellung der ersteren sie dem feindlichen Feuer gar zu lange ausgesetzt hatte. Ueber 8000 Todte und Verwundete von

beiden Seiten bedeckten den Wahlplatz; die Preußen machten 5000 Gefangene und erbeuteten acht und vierzig Kanonen. Der Prinz von Lothringen hatte gar keinen Antheil an der Schlacht genommen, sondern im Plauenschen Grunde still gelegen, und ging nachher, da er die Bundesgenossen geschlagen sah, über Pirna nach Böhmen zurück.

Friedrich stieß gleich am folgenden Tage (16. Dec.) mit seinem Heere zu dem des Fürsten von Dessau, und ließ sich von diesem das Schlachtfeld zeigen. Am 18. hielt er in Dresden seinen Einzug, besuchte den zurückgebliebenen Theil der königlichen Familie, tröstete Alle auf das höflichste, und ließ ihnen alle gewohnte Ehre erweisen. Den Ministern legte er seinen ursprünglichen Friedensplan nochmals vor, ohne den geringsten Zusatz in seinen Forderungen zu machen. Aus Wien erschien Graf Harrach mit Vollmachten: nun endlich war der Stolz der Kaiserin-Königin gebeugt. Man war verwundert, den Sieger nichts weiter verlangen zu hören, als die Vollziehung des Hannöverschen Vertrages. Allein er selbst war erschöpft, und eilte, mit seinen Feinden abzuschließen, ehe Rußland, das schon längst gedroht, sich zu ihnen gesellte. So ward denn schon am 25. December zu Dresden der Friede unterzeichnet. Oesterreich that zum zweiten Male auf Schlesien Verzicht, und der König von Polen versprach, nie wieder einem Feinde Preußens den Durchzug durch seine Staaten zu erlauben. Nächstdem bezahlte er noch für rückständige Kriegsschatzungen den Preußen eine Million Thaler, worauf die Letzteren seine Staaten sofort räumten, überall den guten Ruf zurücklassend, sich wie Freunde betragen und die strengste Mannszucht beobachtet zu haben.

Unter dem Jubelgeschrei seiner Unterthanen kam Friedrich am 28. December 1745 zu Berlin an. Man holte ihn prachtvoll ein, erleuchtete die Stadt, und überließ sich ganz dem Rausche der Freude. Er selbst, in diesen festlichen Tagen zu jeder Handlung reiner Menschlichkeit doppelt geneigt, fuhr noch am nämlichen Abend zu seinem sterbenden Lehrer du Han de Jandun, dessen Krankheit man ihm gemeldet hatte, und erheiterte durch diesen Besuch noch die letzten Tage dieses würdigen Mannes. Wohin er sich wandte, tönten ihm Lobsprüche, Bewunderung und Dank entgegen. Die Größe der Gefahr, und die Schnelligkeit, mit der er sie abgewandt, hatten die Gemüther gleich stark erschüttert. So hatten sich die Bewohner der verschiedenen von Preußens Königen beherrschten Provinzen noch nie als ein Volk gefühlt. Ein Aufschwung der Begeisterung, ein Nationalgefühl ging durch sie hin, welches sie zu den größten Thaten fähig machte, und eine ehrfurchtsvolle Bewunderung des großen Königs, die sich auf ihre Nachkommen vererbt und noch jetzt jedes braven Preußen Herz beim bloßen Namen Friedrich erhebt, erfüllte ihre Gemüther.

Die Kosten dieses Krieges berechnet Friedrich selbst auf acht Millionen. In seiner Casse fanden sich nur noch 15,000 Rthlr. Den Sachsen hatte ihr Bündniß fünf Millionen gekostet. Der König machte von den vielen Gefangenen, die Preußische Dienste nehmen wollten, seine Regimenter vollzählig, und legte sogleich Hand ans Werk, um den Schaden wieder gutzumachen, den der Krieg in seinem Lande angerichtet hatte.

7. Friedrichs II. Privatleben.

(1746 – 1756.)

Auf Friedrichs Charakter hatten die glücklichen Erfolge seiner ersten Unternehmungen den günstigsten Einfluß. Sie stärkten sein Vertrauen zu sich selbst, und befestigten jenen edlen Stolz in ihm, nicht einen Augenblick den König zu vergessen, sondern durchaus selbst Alles zu thun und zu sehen, und auch in dem friedlichen Theile seiner Regierung dieselbe Einsicht und Kraft zu zeigen, durch die er im Kriege so Großes vollführt hatte. Als der erste Mann in seinem Staate, wollte er auch der thätigste seyn, wenn man anders seinem Willen zuschreiben kann, wozu Natur und Gemüthsart ihn hinrissen. Denn er kannte die Trägheit gar nicht. „Du hast Recht, schreibt er einmal an Jordan, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang." (H. W. VIII, 182.). Aber sein Arbeiten war nicht eine verworrene, planlose Geschäftigkeit. Der Geist der Ordnung waltete über seine kleinsten Beschäftigungen. Der früh entworfene Plan seines Lebens blieb bis an sein Ende unverändert. Fast jede Stunde hatte ihre genaueste Bestimmung. Nichts aufschieben, war sein fester Grundsatz, von dem weder Müdigkeit, noch übles Wetter, noch eine Lieblingsneigung ihn abbringen konnten. Schon um vier Uhr des Morgens stand er im Sommer auf; ja zur Berliner Musterung war er um diese Zeit schon auf dem Pferde. Von dem Augenblicke an, da er das Bett verließ, bis zu dem, da er sich wieder niederlegte, war er gestiefelt. Zum An- und Auskleiden, ja selbst zum Fri-

siren bediente er sich keiner fremden Hülfe. Sein erster Gang war an den Schreibtisch, auf welchem er die in der Nacht eingegangenen Briefe fand. Die wichtigeren las er selbst, von den übrigen hatten die Cabinetsräthe kurze Auszüge zu machen. Dann hörte er den Bericht der Officiere an, gab Befehle, trank Kaffee, und griff zu seiner Flöte. Wol zwei Stunden lang spazirte er blasend aus einem Zimmer in das andere, und oft hat er erzählt, wie ihm mitten unter diesen Phantasien unmerklich eine Menge ernster Gedanken und neuer Entschlüsse über die wichtigsten Gegenstände durch den Kopf gegangen seyen. Wenn er die Flöte weglegte, traten die Cabinetsräthe mit ihren Auszügen herein. Er sagte ihnen hierauf, was auf jeden Brief oder auf jede Eingabe eines Ministers geantwortet werden solle, schrieb auch oft ein Paar lakonische Worte an den Rand. So sehr er die Französische Sprache der Deutschen vorzog, so verlangte er doch nie ausdrücklich Französische Berichte, und auf alles Deutsch Eingereichte gab er eine Deutsche Antwort. Alle und jede Eingaben erhielten ihre Erwiederung, mit alleiniger Ausnahme der besonders ungereimten. Alles ward mit Pünctlichkeit und Kürze abgemacht. Nach der Beendigung der Cabinetsgeschäfte zog er die Uniform an, nahm ein Buch zur Hand, oder schrieb Briefe. Das Lesen geschah laut, und mit reiner, deutlicher Stimme. Mit dem Schlag zwölf Uhr ging er zur Tafel, die mit den ausgesuchtesten Leckerbissen seiner Französischen Köche besetzt war, deren Küchenzettel er sich schon Morgens früh zur Durchsicht hatte bringen lassen. Diese Art des sinnlichen Genusses erlaubte er sich um so billiger, da er denselben jedesmal durch die reizendsten geistigen Genüsse veredelte. Seine Tischgesellschaften sind berühmt. Er wählte dazu nicht

bloß die geistreichsten und gebildetsten unter seinen Officieren, sondern vergrößerte diesen Zirkel auch durch mehrere ausgezeichnete Humoristen und Gelehrte, besonders aus Frankreich, die er an seinen Hof zog. Am liebsten führte er, wie Alexander, die Unterhaltung selbst. Er sprach schnell und fließend, und sein ungeheures Gedächtniß, seine Erfahrung, seine Belesenheit und sein Witz ließen es nie an Stoff fehlen. Wer nicht geläufig Französisch sprach, hörte bloß zu; von Anderen hörte er gern Einwendungen, und er haßte die Zuhörer, die nur Alles trocken bejahten. Nach der Tafel blies er wieder eine halbe Stunde auf der Flöte; dann unterzeichnete er die unterdessen im Cabinet abgefaßten Briefe, trank Kaffee, und besah seine Anlagen. Die Stunden von vier bis sechs waren gewöhnlich seinen schriftstellerischen Arbeiten ausgesetzt. Von sechs bis sieben dauerte das Concert, in welchem er drei Solos zu spielen pflegte, auch wol von Quanz oder einem andern Künstler eins hörte, wobei aber kein Nichtmusiker zugelassen ward. Nach diesem ging die Abendmahlzeit an, die in so geistreicher Gesellschaft oft bis Mitternacht währte, und in welcher ein witziger Einfall den andern jagte. Voltaire selbst gesteht, daß diese Abendmahlzeiten wahre Sokratische Gastmähler gewesen seyen. Seit dem siebenjährigen Kriege versagte er sich aus diätetischen Gründen das Essen zu Nacht, und dann verwandelten sich die Tischstunden in Lesestunden, in denen er sich mit einem zu sich gerufenen Gelehrten über das Gelesene unterhielt.

In der Eintheilung des Jahres machten die festgesetzten militärischen Geschäfte die Hauptabschnitte. Hier blieb fast Alles bei der von Friedrich Wilhelm I. eingeführten Ordnung. Bestimmt am 17. und 18. Mai

war bei Potsdam die Truppenmusterung, am 21. bis 23. bei Berlin, am 26. bis 28. bei Magdeburg, am 2. Juni bei Küstrin, am 3. und 4. bei Stargard, am 8. bis 10. in Preußen. Nach einer Brunnencur in Sanssouci, seinem Sommeraufenthalte, trat er am 14. August die Musterungsreise nach Schlesien an. In der ersten Hälfte des September besah er das Artilleriecorps, und vom 21. bis 23. war wieder in Potsdam Herbstmanöver. Gegen das Ende des November bezog er das Schloß zu Potsdam, und während der Carnevalszeit (24. Dec. bis 24. Jan.) wohnte er in Berlin.

Auf seinen Reisen erkundigte er sich nach Allem, merkte sich Alles, und überraschte gern durch scheinbare Allwissenheit. Die Amtleute und Landräthe mußten oft neben seinem Wagen herreiten und von ihren Angelegenheiten erzählen. Mit Bauern und geringen Leuten redete er treuherzig, mit Vornehmen zurückhaltend und kurz. Einen Staatsrath hatte er nicht. Seine Minister mußten Alles schriftlich an ihn berichten, und erhielten die königliche Verfügung wieder schriftlich aus dem Cabinete. Seine Eifersucht auf eigenes Ansehn war so groß, daß er selbst einen guten Vorschlag rasch verwarf, wenn ihm derselbe nicht in der Gestalt einer bescheidenen Anfrage oder Muthmaßung vorgelegt ward; doch ließ er darum das Gute selbst nicht verloren gehen, sondern brachte es gewöhnlich bald darauf als seinen eigenen Gedanken wieder vor. Am wenigsten duldete er, wenn Andere in seinem Lande sich eigenmächtige und willkührliche Handlungen erlaubten. Bauern, welche von ihren Edelleuten hart behandelt wurden, fanden in ihm gewiß den kräftigsten Vertreter.

Den Künsten wandte Friedrich gleichfalls seine Pflege zu. Mit dem Anfange seiner Regierung hatte der Geheime Finanzrath von Knobelsdorf den Bau des trefflichen Berliner Opernhauses begonnen, und am 1. December 1742 ward schon die erste Oper (Kleopatra) darin aufgeführt. Italien und Frankreich lieferten die Sänger und Tänzer. Der König beschäftigte sich so lebhaft auch mit diesen Dingen, daß er selbst die Proben besuchte, mit den Sängern sprach, und Vieles nach eigenen Gedanken anordnete. Die Bibliothek ward ansehnlich vermehrt, eine Münzsammlung angelegt, und 1742 eine schöne Sammlung von Antiken gekauft (für 22,500 Thaler), die der Cardinal Polignac in Italien zusammengebracht hatte. Zu einer Bildergalerie ward erst späterhin ein Anfang gemacht, weil der sparsame Monarch sich selbst die Befriedigung einer Lieblingsneigung nicht eher erlaubte, als bis die dazu bestimmte Casse wieder gefüllt war. Denn bis an sein Ende hielt er an dem haushälterischen Grundsatz, nie die Cassen zu vermischen.

Berlin und Potsdam verschönerten sich nun von Jahr zu Jahr. Das große und schöne Invalidenhaus ward 1747 fertig, und der Bau der katholischen und der Domkirche angefangen *). Das abgebrannte Schmiedeberg ward neu wieder aufgebaut. In Neustadt-Eberswalde ward eine ganze Vorstadt von funfzig Häusern für die Messer- und Scheerenschmiede errichtet (1751). Im Jahre 1754 erhielt Berlin eine Zuckersiederei. Den

---

*) Als aus dem abgebrochenen alten Dom die messingenen Särge der Kurfürsten in den neuen gebracht wurden, ließ der König den des großen Friedrich Wilhelm öffnen, betrachtete lange schweigend die noch sehr kenntlichen Züge, und sagte dann zu seinen Begleitern: „Messieurs, der hat viel gethan."

Oderbruch und andere Gegenden urbar zu machen, wurden viele Colonisten ins Land gezogen.

Sanssouci, dieß schöne Sommerschloß, dessen Bau 1745 nach Knobelsdorfs Rissen angefangen worden war, ward am 1. Mai 1747 durch ein fröhliches Fest eingeweiht. Hier verlebte Friedrich im Schooße der Musen und der Freundschaft seine glücklichsten Stunden; aber es schien, als wollte das Schicksal selbst ihn jener zarteren Gefühle immer mehr entwöhnen. Zwei seiner liebsten Gesellschafter, Jordan und Kaiserling, hatte ihm der Tod schon im Sommer 1745 entrissen; ihnen folgte 1747 der gleich innig von ihm geschätzte Generalmajor von der Golz, und 1751 der Generallieutenant Graf von Rothenburg. Beide Letzteren besuchte der König selbst mit sichtbarer Bewegung in ihrer Krankheit, und oft hörte man ihn nachher noch ausrufen: „Warum mußte ich diese Männer verlieren!" Mit großem Schmerze trennte er sich auch von dem Schwedischen Gesandten, Grafen von Rudenschöld (1748), den man in Berlin nur den Ministre favori nannte. Der Lustigmacher la Mettrie starb 1751. Algarotti, Darget und Chasot verließen ihn das Jahr darauf, und es blieb ihm Niemand als der Marquis d'Argens, der Präsident Maupertuis, Lord Marschall (ein Bruder des Feldmarschalls von Keith, eigentlich Erbmarschall von Schottland) und der Baron Pöllnitz. Der Letztere diente nur zum Ziel des königlichen Witzes. An Maupertuis achtete Friedrich die Kenntnisse, und an Lord Marschall die ausgezeichnet biedere Sinnesart. Von allen Dreien etwas vereinigte der hypochondrische Marquis d'Argens in sich. Nur ein Charakter wie der seinige konnte eines Friedrichs Freundschaft beinahe dreißig Jahre lang festhalten. Er war

geistreich genug, um den wohlgelaunten König zu unterhalten, biegsam genug, um dem übelgelaunten zu rechter Zeit auszuweichen, und gutmüthig genug, um seinem hohen Gönner, trotz manchem bittern Scherze, von ganzem Herzen ergeben zu bleiben.

Ohne diese letztere Eigenschaft mag der vertraute Umgang mit einem Könige von Friedrichs Geiste allerdings eine gefährliche Sache seyn. Wenn zu so viel Witz und so viel Aufgelegtheit, die Fehler Anderer hervorzuziehen, noch das Bewußtseyn der entschiedensten äußern Ueberlegenheit hinzukommt, so sind Schonung und Mäßigung gewiß nicht mehr zu erwarten. Nun nehme man dazu, daß die Gereizten sich nicht waffenlos fühlten, daß aber der Gebrauch ihrer Waffen gegen den König eine sehr mißliche Sache war: so wird man es ganz begreiflich finden, daß die besten Köpfe sich in dieser peinlichen, wiewol sehr glänzenden Gesellschaft nicht lange gefielen, und daß z. B. der Französische Mathematiker d'Alembert selbst ein Jahrgehalt von sechstausend Thalern ausschlug, um nur dieser Gesellschaft zu entgehen *).

Nicht so klug war Voltaire, und doch hatte dieser gerade das Meiste zu fürchten. Wir wissen, daß der König ihn gleich nach dem Antritt seiner Regierung in Cleve kennen lernte. Nachher kam er als Kundschafter 1742 zweimal auf acht Tage nach Berlin, von denen jeder Tag dem Könige, wie er in einem Briefe an Jordan klagt, fünfhundert funfzig Thaler kostete, und endlich ließ er sichs 1750, nach dem Tode der Marquise

*) Beispiele von Friedrichs muthwilligeren Scherzen kann man finden in Steins Charakteristik I., S. 101. und III., S. 220..

du Chatelet, auf vieles Zureden Friedrichs, gefallen, seine Wohnung in Sanssouci aufzuschlagen. Der sonst so sparsame Monarch gab ihn 4000 Thaler Reisegeld, und ein Jahrgehalt von 3000 Thalern für sich und 2000 für seine Nichte, nebst freier Wohnung im Schlosse, auch freier Tafel und Equipage, und machte ihn zum Kammerherrn und zum Ritter des Verdienstordens. Bei seiner Ankunft ging er ihm bis an den Wagen entgegen, umarmte ihn, und führte ihn selbst in seine Zimmer. In seiner Gesellschaft wollte er durchaus nicht König seyn; willig huldigte er dem Geiste, den er über den seinigen setzte, und war eine Zeitlang entzückt über seine neue Erwerbschaft. Aber die Nähe minderte die Bewunderung, da der Bewunderte so große Fehler und Mängel zeigte. Man erzählt, daß der Mann, der in seinen Werken die edelsten Gesinnungen zur Schau trug, heimlich die halb abgebrannten Wachslichter aus dem Schlosse eingesteckt habe, um sich eine Ausgabe zu ersparen, ja daß er in einen starken Verdacht gerathen sey, einen Berlinischen Juden mit falschen Diamanten betrügen gewollt zu haben. — Friedrich sah dieses gepriesene Genie mit der Wuth eines eifersüchtiger Weibes auf jeden Andern losfahren, der sich außer ihm anmaßte, mit dem Könige zu sprechen, und mit der hämischesten Bosheit Diejenigen verlästern, deren moralischen Werth er nicht aufzuwiegen sich bewußt war. In den Abendunterhaltungen ließ er durchaus Keinen neben sich aufkommen, als Friedrich allein, und schlug nicht selten, wenn Alles in der besten Laune war, einen der Andern auf eine so unartige Weise nieder, daß es den König selbst verdroß. Den giftigsten Neid ergoß er auf Maupertuis, und nicht genug, ihn persönlich zu kränken, wollte er ihn in einer

beißenden Schmähschrift vor der ganzen Welt lächerlich machen. Der König nahm sich des Gekränkten an, allein jener gab die Schrift trotz dem Verbot heraus. Es kam hierauf zu heftigen Reibungen. Friedrich, der große Friedrich, mußte, zur Strafe für seine frühere Vertraulichkeit, jezt Grobheiten von dem unverschämten Franzosen hinnehmen, und es dulden, daß derselbe hinter seinem Rücken auf das verächtlichste von ihm und seinen Versen sprach. Er ließ ihm zwar den Kammerherrnschlüssel und das Ordensband wieder abfordern, aber so furchtbar schien ihm des Dichters Feder, daß er ihm lieber vergeben wollte, was er keinem Könige vergeben hätte, als gänzlich mit ihm brechen. Er schickte ihm die Ehrenzeichen aufs Neue zu, lud ihn wieder zu sich ein; der geschmeidige Franzose that beschämt und schien die Treuherzigkeit selbst; unter tausend gegenseitigen Schmeicheleien erfolgte die Versöhnung. Aber es dauerte nicht lange. Voltaire benutzte eine Gelegenheit, nach Frankreich zurückzugehen (1753), und um sich noch einen Gewinn zuzueignen, steckte er heimlich ein Heft Gedichte vom Könige ein, die er in Frankreich gegen ein ansehnliches Honorar drucken lassen könnte. Da der König die Gedichte vermißte, ward er so aufgebracht, daß er ihn in Frankfurt am Main so lange festhalten ließ, bis er die Handschrift, die noch in Leipzig war, herbeigeschafft hatte. Diese Behandlung von Seiten eines großen Königs, von dessen Freundschaft Voltaire vorher so viel Rühmens gemacht hatte, war ein Fest für die Pariser; aber eben darum machte sie den Poeten nur desto wüthender. Nach Voltaire's Tode erschienen Memoiren über sein Leben, von ihm selbst geschrieben, die sich vorzüglich auf sein Verhältniß zum Könige von Preußen beziehn, und auch unter dem Titel

„Privatleben Friedrichs II." ins Publicum gebracht worden sind. Sie sind ein wahres Meisterstück von boshafter Verläumdung, denn sie bestehen aus einer Menge Lügen, von denen jede mit etwas Wahrem künstlich vermischt ist, und diese Lügen sind alle so keck hingestellt *), daß man ganz irre wird, selbst wenn man es besser weiß, dabei, nach Voltaire's Art, anziehend genug erzählt. Und endlich, was den König noch am meisten verdroß, Voltaire gab 1758 zu Lyon dessen Gedichte doch noch heraus, von denen er, wahrscheinlich schon in Sanssouci auf den Nothfall eine Abschrift hatte machen lassen.

Erfahrungen wie diese haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, Friedrichs der Freundschaft sonst so empfängliches Herz allmählig zu verhärten, und ihn gegen die Menschen mißtrauischer und verschlossener zu machen. Weiblichem Umgange hatte er sich ohnehin seit seiner Thronbesteigung schon entzogen. Das einzige Geschöpf, dessen Liebkosungen er sich ohne allen Argwohn hingab, war sein Windspiel, und aus der Anhänglichkeit und Sorgfalt, die er diesem Thiere erwies, kann man sehen, welch' ein Bedürfniß treue Liebe seinem Herzen war. Es ist be-

*) Von der Tafel des Königs z. B. sagte er, sie sey so gut gewesen, als sie es in einem Lande seyn könne, wo es weder Wildpret noch Hühner, noch erträgliches Schlachtfleisch gebe, und wo man den Weizen aus Magdeburg müsse kommen lassen. Als ob Magdeburg in Asien läge! B.

Man hat die Aechtheit dieser Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire, écrits par lui-même (in der Zweibrücker Ausgabe der Werke, T. 100.) zwar bezweifeln wollen, allein mit ungenügenden Gründen. In jedem Fall bleibt Beaumarchais Bemerkung sehr richtig, daß, weil diese Schrift Alles enthält, was die Rachsucht nur eingeben kann, sie dem, was der Verfasser nothgedrungen zum Lobe von Friedrichs Geist, Muth u. s. w. sagen muß, nur ein stärkeres Gewicht ertheilt.

bekannt, daß seine Favorithündin auf seinem Bette schlafen mußte, daß er ihr ein Paar gleichartige Gesellschafter hielt, daß die ganze kleine Gesellschaft täglich von einem Bedienten spaziren geführt, und dem Könige auf seinen Reisen nach Berlin in einer sechsspännigen Kutsche nachgefahren wurde, daß der Leichnam einer derselben, die während seiner Abwesenheit gestorben war, in einem Sarge in seinem Bibliothekzimmer bis zu seiner Rückkehr aufbewahrt werden mußte, und daß er allen seinen Lieblingen in dem Garten von Sanssouci kleine Grabsteine hat setzen lassen, welche die Namen der Begrabenen zur Inschrift führen.

---

8. Veranlassung und Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

(1756.)

Die Stellung, welche der König von Preußen durch eine Reihe erfolgreicher Siege, und durch die Erwerbung einer ansehnlichen Provinz, jetzt in der Reihe der Europäischen Staaten einnahm, war noch zu neu, und schien noch zu wenig befestigt, als daß nicht hier der Verdruß über die erlittene Einbuße und der gekränkte Ehrgeiz, dort der Neid, mit dem jede wachsende Größe betrachtet wird, sich mit der Hoffnung hätten schmeicheln sollen, ihn bald wieder in seine vorige Lage herabzudrücken. In Theresiens Herzen war der Gedanke an Schlesiens Verlust ein unverschmerzlicher Dorn. Elisabeth, Rußlands Beherrscherin, betrachtete mit nicht minder eifersüchtiger Regung das kühne Emporstreben des Nachbars, und in Sachsen regierte noch, als Alles vermögender Minister,

der Graf von Brühl, der Friedrichen persönlich haßte, weil dieser nie anders als verächtlich von ihm zu sprechen pflegte, und der aus Rachsucht unaufhörlich an den beiden mächtigeren Höfen in die Glut blies.

Schon am 2. Juni 1746 war ein Bündniß zwischen Rußland und Oesterreich geschlossen worden, zu gegenseitiger Hülfsleistung im Fall eines Angriffs. Die wahre Absicht des Vertrages aber war in einem der geheimen Artikel desselben enthalten. Vermöge desselben machte sich die Kaiserin Elisabeth anheischig, der Kaiserin-Königin zur Wiedereroberung Schlesiens und der Grafschaft Glatz beizustehen, wenn Friedrich je den Dresdner Frieden durch einen Krieg mit Rußland, Oesterreich, Sachsen oder Polen bräche. Eine Gewährleistung für den möglichen Fall, in welcher sich der geheime Wunsch, ihn herbeigeführt zu sehen, schwerlich verkennen läßt. Sachsen verschob seinen Beitritt, bis es nach dem wirklichen Ausbruche des Krieges mit größerer Sicherheit handeln könne. Indeß unterließ Brühl nichts, das von ihm besonders sehnlich gewünschte Ziel zu erreichen, und zeigte sich vorzüglich geschäftig, Elisabeths Abneigung gegen Friedrich zu erhalten und zu verstärken. Spottreden, welche diesem an der Tafel über die Kaiserin eingefallen waren, wurden ihr mit Uebertreibungen hinterbracht, oder auch ganz erdichtet. Friedrich war mit allen diesen Umtrieben vollständig bekannt, da er durch einen bestochenen Secretair im Dresdner Cabinette Abschriften sowol von den geheimen Artikeln jenes Vertrages als von Brühls vertrautem Briefwechsel mit den Gesandten an den beiden Kaiserhöfen und anderen Staatsmännern erhielt.

Während dieser Zunder zu einem neuen Kampfe bereit lag, kam, aus weiter unten zu erzählenden Grün-

den, im Jahre 1755 ein Seekrieg zwischen Frankreich und England zum Ausbruch, und drohte, da Hannover den Franzosen einen Gegenstand des Angriffs darbot, sich auch auf das feste Land zu verbreiten. Hier kam die beiderseitige Absicht, sich Verbündete zu verschaffen, bald in Berührung mit jenem, in den Absichten zu Preußens Verkleinerung liegenden Gährungsstoffe. Nach den Verhältnissen des Oesterreichischen Erbfolgekrieges wäre Oesterreich der wichtigste Bundesgenosse Englands in Deutschland gewesen, da diese Macht aber angefangen hatte, sich dem Französischen Hofe zu nähern, fürchtete König Georg II., daß sie sich einem Angriffe des Letztern auf Hannover nicht widersetzen würde. Er wandte sich daher an Friedrich II., der den geringen Nutzen einer Verbindung mit Frankreich im zweiten Schlesischen Kriege erfahren hatte. Daher ging er auf den Antrag ein, und schloß am 16. Januar 1756 ein Bündniß mit England, in welchem beide Theile sich verpflichteten, nicht zu dulden, daß eine fremde Macht Truppen in Deutschland einrücken lasse. Friedrich hoffte, dadurch auch Rußland, als Bundesgenossen Englands, zu versöhnen. Hierin sah er sich aber völlig getäuscht. Elisabeths Haß gegen ihn war so groß, daß sie vielmehr darüber mit England brach.

Oesterreich dagegen gelangte durch den Vertrag zwischen Preußen und England zu dem ersehnten Ziele einer Verbindung mit Frankreich. Der kaiserliche Minister Graf (nachher Fürst) von Kaunitz setzte seinen ganzen Ehrgeiz darin, diese von den Staatsmännern kaum für möglich gehaltene Vereinigung zu Stande zu bringen, und sparte als Gesandter am Französischen Hofe kein dazu führendes Mittel. Es gelang ihm, die damals allmächtige

Buhlerin des Königs, die Marquise von Pompadour, für seinen Plan zu gewinnen, und selbst die Kaiserin vergaß aus Rachsucht gegen Friedrich ihren Stolz so sehr, daß sie der Pompadour die schmeichelndsten Briefe schrieb. Alle Einwendungen einsichtsvoller Französischer Staatsmänner blieben fruchtlos. Am 1. Mai 1756 wurde zu Versailles das Bündniß zwischen zwei Staaten abgeschlossen, deren gegenseitige Eifersucht seit Jahrhunderten den Mittelpunct der Europäischen Politik ausgemacht hatte. Da es aber keine großartige, aus Friedens= und Gerechtigkeitsliebe hervorgehende Gesinnung war, welche diese Versöhnung zu Stande brachte, so änderte sich nur die Stellung der Staaten zu einander, nicht das alte Triebwerk der Europäischen Politik. Für Frankreich war bei der neuen Verbindung gar kein Vortheil abzusehen. Weil es die Richtung, welche seine Staatskunst durch Franz I., Heinrich IV., Richelieu und Ludwig XIV. gegen Oesterreich genommen hatte, verließ, wurde es nicht gerechter; indem es aber zugleich seine politische Selbständigkeit aufgab, um den Zwecken seines bisherigen Gegners zu dienen, erschien es verächtlich.

Um dieselbe Zeit zogen die Russische Regierung in Livland und die Oesterreichische in Böhmen zahlreiche Truppenmassen zusammen. Friedrich, durch die Nachrichten, die er aus Dresden über die fortgehenden Verabredungen erhielt, aufgeregt, zweifelte nicht, daß das Ungewitter nun nächstens losbrechen werde. In dieser Ueberzeugung glaubte er der drohenden Gefahr nicht nachdrücklicher begegnen zu können, als wenn er selbst den Angriff machte, um die Feinde zu überraschen, ehe sie ihre Rüstungen vollendet haben konnten. Zuerst wollte er sich Sachsens versichern, und es mit Gewalt zu sei=

nem Bundesgenossen machen, dann über Böhmen herfallen. Allein schon auf der Hälfte des Weges hemmten ihn unerwartete Hindernisse.

Der Anfang war des großen Schauspiels würdig, das sich jetzt eröffnen sollte. Siebzig tausend Preußen brachen plötzlich auf, um in Sachsen einzufallen. Am 29. August 1756 hielt der Gesandte des Königs in Dresden um freien Durchzug an, und denselben Tag betraten auch schon die Preußischen Colonnen den Sächsischen Boden. Wittenberg, Torgau, Leipzig und viele andere Städte wurden besetzt, und die Hauptstadt selbst sah am 9. September den Feind in ihren Mauern. Der erschrockene König von Polen flüchtete mit seinem Minister Brühl in das Lager seines Feldmarschalls, des Grafen Rutowsky, der in der Eil 17,000 Krieger zusammengebracht hatte. Brühls Gedanke war, mit dieser Schaar nach Böhmen hinüberzugehen, und daselbst den kaiserlichen Feldmarschall Browne zu verstärken. Aber auf des Französischen Gesandten Broglio umsichtigeren Rath beschloß man, ein festes Lager zwischen Pirna und Königstein zu beziehen, und dadurch den König aufzuhalten und Brownen Zeit zu verschaffen. Dieß geschah am 2. September.

Da es indeß Friedrichs Absicht Anfangs gar nicht war, gegen Sachsen feindlich zu verfahren, sondern vielmehr es auf seine Seite zu bringen, gebot er nicht nur seinen Truppen die größte Mäßigung, sondern trat auch mit August III. in einen Briefwechsel. Aber der König, d. h. Brühl, gelobte nichts als Neutralität, ein wenig genügendes Versprechen, das zu nichts führen konnte. Wie hätte man einem Brühl trauen, und einen Feind im Rücken lassen können, der die Proviantzufuhr auf der

Elbe, ja das Heer selbst so leicht abschneiden konnte! Es blieb also bei der Feindschaft, und so war es auch für Friedrich zuträglicher. Er konnte sich nun der Hülfsquellen dieses reichen Landes bedienen, ohne einem Bundesgenossen von seinen Unternehmungen Rechenschaft ablegen zu dürfen. Die wohlversehenen Zeughäuser zu Dresden, Weißenfels und Zeiz wurden nun ausgeräumt, und die Waffen sammt dem Geschütz nach Magdeburg geschafft. Das ganze Sächsische Conferenzministerium ward außer Thätigkeit gesetzt, und eine Preußische Landesverwaltung in Dresden angeordnet. In Torgau bildete sich ein Kriegscommissariat, welches durch Ausschreiben allen Einnehmern kurfürstlicher Gefälle im ganzen Lande gebot, dieselben nicht mehr an den Landesherrn, sondern an den König von Preußen zu entrichten. Allenthalben wurden die öffentlichen Cassen, desgleichen die Bergwerke, die Münze und die Porcellanfabrik in Beschlag genommen, und die Kanzleien versiegelt. Das Eigenthum der Unterthanen ward dagegen auf alle Weise geschont, und die Sachsen standen bald mit ihren Gästen im besten Vernehmen. Friedrich selbst legte in sein Betragen alle ersinnliche Artigkeit. Er ließ die Königin von Polen in Dresden höflich begrüßen, nahm von allen Standespersonen Besuche an, und hielt offene Tafel vor unzähliger Zuschauer Augen.

Unterdeß liefen schon kaiserliche Mandate, Aufforderungen und Abmahnungen im Deutschen Reiche umher. An Friedrich selbst erging ein solches „Dehortatorium" vom 13. September, worin er von dem Reichsoberhaupte ermahnt ward, von seiner „unerhörten, höchst sträflichen Empörung" abzustehen, dem Könige von Polen alle Kosten zu erstatten und seine Truppen wieder

zurückzuziehen. In einem andern Schreiben ward allen seinen Generalen und Kriegsobersten befohlen, ihren Herrn zu verlassen. Friedrich ließ dagegen eine ausführliche Erzählung aller gegen ihn geschmiedeten Ränke sammt den Urkunden drucken, deren Originale er sich jetzt aus dem Dresdner Archiv, fast mit Gewalt*), verschafft hatte.

Jetzt aber, wo er so gern nach Böhmen geeilt wäre, hemmte ihn die Stellung der Sachsen in ihrem unangreifbaren Lager. Ueber vier Wochen mußte er sie wie in einer Festung belagern, und nur vom Hunger konnte er ihre Uebergabe erwarten, wenn es nicht etwa gar den Oesterreichern glückte, sie noch aus ihrem Kerker zu befreien. Wirklich näherte sich der Feldmarschall Browne in dieser Absicht, und ging schon am 30. September bei Budin über die Eger. Den Plan des Feindes zu vereiteln, verließ Friedrich das Einschließungsheer, und traf, ebenfalls am 30. September bei seinem Beobachtungsheere ein, das in Böhmen eingedrungen war und unter dem Befehle des Feldmarschalls von Keith bei Außig stand. Indem Preußen und Oesterreicher einander entgegenrückten, trafen sie am folgenden Morgen bei dem Städtchen Lowositz zusammen (1. Oct.). Die gebirgige Gegend hinderte den Oesterreichischen Feldherrn von seinem ganzen Heere Gebrauch zu machen. Schon früh um sieben Uhr begann die Kanonade, aber ein dicker Nebel, der sich erst um Mittag ganz verzog, machte beide Feldherren verlegen, und verzögerte den Ausgang

*) Die Königin von Polen deckte die Thür lange mit ihrem Rücken, bis der abgesandte Officier auf seinen Knien sagte, er habe Befehl, im Nothfall Gewalt zu brauchen. Darauf öffnete ein Schlosser die Thür.

der Schlacht bis Nachmittags um drei Uhr. Ein schönes Manöver des Herzogs von Bevern, der die Infanterie des linken Flügels mit gefälltem Bajonett gegen den Feind führte, entschied den Sieg, den ersten in diesem Kriege, für die Preußen. Browne führte sein Heer wieder über die Eger nach Budin zurück.

Des Königs Freude über den errungenen Vortheil war nur mäßig. Browne war nur halb geschlagen, und noch immer mächtiger als er. Auf dem Schlachtfelde lagen mehr Preußische als Oesterreichische Leichen. Der Feind hatte sich so einsichtsvoll und tapfer vertheidigt, daß man wol sah, man habe nicht mehr die Oesterreicher der beiden Schlesischen Kriege vor sich. Aber auch Friedrichs eigene Truppen nöthigten ihm durch ihre Ordnung, Besonnenheit und Tapferkeit eine fast ehrfurchtsvolle Bewunderung ab. „Jetzt habe ich gesehn, was meine Truppen vermögen," schrieb er in einem Berichte; und in einem Schreiben an den Feldmarschall Schwerin sagte er sogar: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren." Ein klug gewählter Ausdruck, um das Ehrgefühl seiner Krieger aufs Feurigste zu entflammen.

Die bedrängten Sachsen hörten mit tiefem Schmerze das stolze Victoriaschießen der Preußen rings auf den Felsenhöhen, die ihr Gefängniß einschlossen. Schon längst hatten sie nur halbe Rationen bekommen, den Pferden blieb nichts als Stroh und Gras, und viele derselben mußten gar niedergestochen werden, weil man sie nicht ernähren konnte. Eine Aussicht blieb noch übrig. Man wollte in einer Nacht über die Elbe gehen, und sich jenseits nach Böhmen durchzuschlagen suchen. General Browne sollte ihnen dabei entgegen kommen. Aber es trat ein entsetzli=

ches Regenwetter mit schauerlichen Stürmen ein; man konnte auch mit der Brücke nicht zur rechten Zeit fertig werden; unterdeß besetzten die Preußen jenen Ausgang mit fürchterlichen Batterien, und Browne, der sich schon bis Schandau vorgewagt hatte, und keine Sachsen kommen sah, auch das Terrain höchst nachtheilig fand, kehrte wieder um. Die Sachsen gingen indeß wirklich über die Elbe, und stellten sich unter dem Lilienstein auf, aber unaufhörlich verfolgt von dem heftigsten Kanonenfeuer der Preußen, kraftlos hinsinkend in dem Schlamm der bergangehenden, ausgeregneten Wege, zitternd vor Frost und Nässe, und fast erschöpft vor Hunger und Mattigkeit, denn seit drei Tagen hatten sie weder gegessen noch geschlafen. Und kein Oesterreicher ließ sich sehen, alle Hohlwege waren von dem Feinde besetzt. In dieser Noth gereichte es den braven Männern nicht zur Schande, die Waffen von sich zu werfen. Am 14. October bot ihr Anführer, Graf Rutowsky, dem Könige eine Capitulation an. Friedrich, jetzt mehr als jemals erzürnt, machte harte Bedingungen. Das ganze Heer, noch vierzehn tausend Mann stark, mußte sich mit Waffen und Vorräthen zu Kriegsgefangenen ergeben. Nur die Fahnen und Standarten erlaubte er, im Zeughause aufzustellen. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, nicht gegen Preußen zu dienen, freigelassen; die Gemeinen, deren unnütze Einkerkerung in den Casematten Millionen gekostet haben würde, wurden gezwungen, Preußische Dienste zu nehmen. Man sah diesen wackeren Leuten den verbissenen Ingrimm an, mit welchem sie den erzwungenen Eid der Treue schwuren, und da Friedrich den Fehler beging, sie nicht einzeln unter seine Truppen zu stecken, sondern ihre Haufen beisammen zu lassen, so entwichen

bei der ersten Gelegenheit ganze Regimenter derselben und zogen, ihrem Könige treu, nach Polen. Dahin ging auch August, mit seinen beiden Söhnen und seinem Minister Brühl, nachdem er dem Könige davon Anzeige gemacht. Dieser traf sogar Anstalten, von seinem Wege durch Schlesien jeden Anblick Preußischer Waffen zu entfernen, eine Höflichkeit, die jenen für den erlittenen Schmerz wenig entschädigen konnte.

Der Feldzug war nun für dieß Jahr zu Ende. Die Oesterreicher zogen sich tief in Böhmen zurück, die Preußen nahmen ihre Winterquartiere in Schlesien und Sachsen. Friedrich blieb in Dresden, besorgte die Landesverwaltung, verlangte von den Landständen Kriegssteuern und zehntausend Rekruten, las, schrieb, dichtete, spielte die Flöte, und besuchte die Oper, die Bildergalerie und Hassens Concerte. Nach einer kurzen Reise zur Besichtigung der Truppen und nach Berlin, kehrte er schon im Januar wieder nach Dresden zurück.

---

9. Die Schlachten bei Prag und Kollin.

(1757.)

Der plötzliche Einfall in Sachsen hatte das größte Aufsehn in ganz Europa erregt. Die Oesterreichische Regierung ergoß ihren Verdruß in Schmähungen, und klagte über Landfriedensbruch, über verletztes Völkerrecht, über unerhörte Gewaltthätigkeit. Von Wien und Regensburg gingen die heftigsten Schriften gegen Preußen aus. Frankreich fand in seiner Gewährleistung des Westphälischen Friedens, den Friedrich gebrochen haben sollte, einen Vorwand seiner Theilnahme am Kriege, brachte durch sein

Geld und seinen Einfluß auch Schweden unter derselben Angabe in die Waffen. In Rußland rüsteten sich hundert tausend Mann zum Beistande Oesterreichs, und selbst in Regensburg bewilligten die Fürsten der Kaiserin eine Reichshülfe von sechzig tausend Mann, von der jedoch nach Deutscher Weise nur ein Drittel zusammen kam, über welches der Prinz Joseph Friedrich von Hildburgshausen den Oberbefehl erhielt. Aus dem Schooße Oesterreichs und Ungerns strömten ganze Schaaren von Kriegern herbei, und Friedrich konnte berechnen, daß in dem nächsten Feldzuge wenigstens 500,000 Mann aus allen Weltgegenden über ihn herfallen würden, denen er doch mit aller Anspannung seiner Kräfte höchstens 200,000 entgegenstellen konnte.

Und was war von der Barbarei der Russen, von der Raubgier der Franzosen und von dem beleidigten Stolze Theresiens zu erwarten, wenn endlich die schwache Kraft des kühnen Angreifers überwältigt ward! Es lag in dem Plane der Gegner, ihn bis zum Range eines Kurfürsten herabzudrücken, und ihm nichts als die Mark Brandenburg zu lassen. Das Königreich sollte an Rußland, Pommern an Schweden, Schlesien an Oesterreich, Magdeburg und Halberstadt an Sachsen, die Westphälischen Länder an Frankreich fallen. So groß war die Erbitterung zu Wien, daß allen Buchdruckern und Buchhändlern im Reiche bei schwerer Strafe verboten ward, Friedrichs Vertheidigungsschriften zu verkaufen, und daß der Oesterreichische General Haddick in einem Mandate alle Sächsischen Dörfer in Asche zu legen drohte, die den Preußen ihre Deserteure ausliefern würden.

Friedrichs einzige Freunde in dieser unübersehbaren Gefahr waren der König von England, der Land=

graf von Hessen=Cassel und die Herzoge von Braunschweig und Gotha. Ihnen allein mußte er vor der Hand die Abhaltung der Franzosen überlassen; Preußen konnte er vor der Wuth der zu erwartenden Russen nur durch vierzehn tausend Mann schützen, die der alte Feldmarschall Lehwald anführte, und gegen die Schweden hatte er nicht mehr als vier tausend Mann übrig. Aber mit seiner Hauptmacht wollte er sich auf den furchtbarsten Feind, die Oesterreicher, werfen, und wo möglich durch eine glückliche Schlacht sich auch in Böhmen festsetzen.

Die Anstalten zu dem neuen Feldzuge wurden daher mit größter Lebhaftigkeit betrieben. Sachsen mußte Geld, Lebensmittel und Rekruten schaffen. Die Einziehung der Gehalte der kurfürstlichen Sänger und Musiker und die Verringerung vieler anderen hohen Besoldungen brachten schon ansehnlichen Gewinn. Doch ward von dem Eigenthum des Landesherrn nichts genommen, noch weniger fiel es dem Könige ein, sich von den Kunstschätzen, welche die Dresdner Sammlungen zur Freude aller Deutschen Kunstfreunde enthalten, etwas zuzueignen. Die Barbarei, Kunstwerke als dem Eroberungsrechte verfallen zusammenzurauben, sollte das Jahrhundert erst ein Menschenalter später von dem Volke geübt sehn, dessen revolutionäre Frechheit jede Schranke durchbrach, welche die gebildeten Völker des neuern Europa sonst auch im Kriege unverletzlich achten.

Im März 1757 ging Friedrich nach Schlesien, und verabredete mit dem Feldmarschall Schwerin in Hainau den Plan des bevorstehenden Feldzuges. Der erste Theil dieses Plans war die Wegnahme Prags. Sie sollte rasch und unerwartet geschehen, und zu dem Ende sollten vier

Colonnen von verschiedenen Seiten in Böhmen einbrechen und am 6. Mai sich sämmtlich vor Prag vereinigen. Es geschah pünctlich. Wie vier Bergströme wallten die Schaaren heran, den sorglosen Feinden zum Schrecken. Ueberall nahmen sie in der Ueberraschung Magazine weg, so viel, daß das ganze Preußische Heer zwei Monathe lang daraus verpflegt werden konnte, und die Colonne, welche der Herzog von Bevern anführte, warf sogar ein feindliches Heer von achtzehn tausend Mann bei Reichenberg über den Haufen. Die Vereinigung geschah dem Entwurfe gemäß am Morgen des 6. Mai. Mit Vergnügen hörte Friedrich, daß nicht der erfahrene Browne, sondern der ihm schon von Sorr und Striegau bekannte Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl habe, und daß beide Befehlshaber in der größten Uneinigkeit waren. Der König und sein Liebling Winterfeld, Beide Freunde rascher Thaten, wollten die Bestürzung des Feindes durch einen raschen Angriff nutzen. Schwerin und Andere riethen dagegen, das Terrain erst besser zu erkunden, den ermüdeten Truppen einen Tag Ruhe zu gönnen, und dem Prinzen Moritz, der noch an dem linken Ufer der Moldau, bei Branik, stand, Zeit zu lassen, eine Schiffbrücke über den Fluß zu schlagen. Aber Friedrich, der sich einmal vorgesetzt hatte, am 6. zu schlagen, rief: „Nichts, nichts! es muß noch heute seyn. Frische Fische, gute Fische." Heftig, und wie von einer bösen Ahnung getrieben, erwiederte der alte Schwerin, den Hut in die Augen drückend: „Nun, soll und muß es denn heute seyn, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!"

Der König entwarf den Plan zur Schlacht, und die Regimenter stellten sich. Aber schon beim Aufmar=

schiren fand man in dem sumpfigen und bergigen Erdreich unberechnete Schwierigkeiten. Erst gegen ein Uhr Nachmittags konnte man zum Angriff kommen. Aber jetzt empfingen die wohlangebrachten feindlichen Batterien die Kommenden mit einem so entsetzlichen Feuer, daß jeder Anlauf der Preußen vereitelt ward, und ganze Rotten, von den furchtbaren Kartätschen getroffen, niederstürzten. Kaum vermochte der wackere Zieten noch seine sonst so beherzten Schaaren heranzubringen. Gegen diese Feuerschlünde schien alle menschliche Tapferkeit vergeblich zu seyn. Die schönsten Regimenter waren schon gefallen, die Nachrückenden stiegen über die zuckenden Körper ihrer Kameraden weg, und bedeckten, wie sie, mit ihren Leichnamen den Boden. Nun wollte Niemand mehr vorwärts. Da war es, wo der dreiundsiebzigjährige Feldmarschall Schwerin einem fliehenden Fähnrich die Fahne aus der Hand riß, sie mit den ermahnenden Worten: „Heran meine Kinder!" dem verderbensprühenden Kanonendonner entgegen trug, und gleich darauf, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, seine Heldenseele aushauchte *). General Manteufel hob die Fahne auf, und führte die begeisterten Krieger weiter durch den blutigen Pfad. General Fouquet übernahm, an Schwerins Stelle, das Commando des linken Flügels, aber auch ihm zerschmetterte eine Kartätschenkugel das Gefäß des Degens in der Hand. Ein Offizier, dem eine Kanonenkugel beide Füße weggenommen hatte, reichte ihm seinen Degen, und bat sich

*) Als sich Kaiser Joseph II. am 7. September 1776 zu einer Herrschau auf diesem Platze einfand, ließ er an der Stelle, wo Schwerin gefallen, fünf Grenadierbataillone eine dreimalige Salve aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen geben, und nahm bei jedem Feuer mit allen seinen Officieren ehrfurchtsvoll den Hut ab.

dafür die Wohlthat aus, durch einen Pistolenschuß sein Leben zu enden. Fouquet ließ ihn verbinden, sich aber den Degen an der verwundeten Hand befestigen. Auch Prinz Heinrich, des Königs Bruder, sprang vom Pferde, führte seine Brigade zu Fuß gegen den Feind, und eroberte eine Batterie. Einen fürchterlichen Anfall that der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen den linken Flügel, und trieb ihn von Berg zu Berg. Lange schien der Sieg unmöglich, doch als endlich auf feindlicher Seite der alte Feldmarschall Browne tödtlich verwundet weggetragen ward, riß Schrecken und Verwirrung bei seinem Heere ein, und beide Flügel schwankten. Da durchbrach in einem glücklichen Augenblick Friedrich selbst den Mittelpunct der Feinde, und entschied dadurch den langen Kampf*). Ein Theil des geschlagenen Heeres warf sich in die Mauern von Prag, ein anderer zog sich südlich nach Kuttenberg, wo der Feldmarschall Daun mit einem Hülfsheere stand. Daß jetzt der Prinz Moritz mit seiner Brücke noch nicht fertig war, rettete die Feinde von der gänzlichen Vernichtung. Friedrich war desto unzufriedener darüber,

---

*) Nur einem Heere, das so von Liebe für seinen Feldherrn beseelt war, als Friedrichs, konnte eine so heldenmüthige Ausdauer zugemuthet werden. Man höre hier den würdigen Prediger Küster, Verfasser der „Lebensrettungen Friedrichs II.," der bei Friedrichs Heere als Feldprediger stand, und der uns manchen schönen Zug von dem Geiste der Preußischen Truppen aufbehalten hat. „Die Officiere, sagt er, sprachen mit Verwunderung von der persönlichen Tapferkeit des Königs. Dem einen war der Arm zerschmettert, und der andere hatte eine eingeklemmte Kugel im Brustknochen. Beide waren dicht neben dem Könige ohnmächtig hingesunken. Sie sagten mir, daß, als sie aus der Betäubung wieder zu sich selbst gekommen, und nur gehört hätten, der König lebe und sey gesund, ihnen alle Schmerzen weniger fühlbar gewesen wären." S. 12.

da sein Sieg, einer der blutigsten des achtzehnten Jahrhunderts, sein Heer nicht viel weniger als das feindliche geschwächt hatte. 16,500 Preußen waren theils todt, theils verwundet! Und nun war noch die mühselige Arbeit übrig, eine große Hauptstadt zu belagern, welche 46,000 Streiter in sich schloß, und einen mächtigen Helfer (Feldmarschall Daun) in der Nähe hatte. Friedrich ließ den Herzog Wilhelm von Bevern mit zwanzigtausend Mann nach Kuttenberg gehen, um daselbst Daun zu beobachten; er selber blieb mit dem Hauptheere vor Prag, und ließ die Stadt fürchterlich beschießen. Der Oberst Maier brach mit zweitausend Mann nach Franken auf, und verbreitete dort unter den sich rüstenden Reichsfürsten Schrekken. Er drang bis in die Oberpfalz vor, jagte überall die sich sammelnden Truppen aus einander, brandschatzte die Reichsstädte und Bisthümer, und kam mit reicher Beute beladen zurück.

Unterdeß liefen aus Westphalen und Preußen beunruhigende Nachrichten ein. Dort waren hundert tausend Franzosen, hier eben so viele Russen im Anzuge, und Friedrich hatte schon fünf lange Wochen umsonst vor Prag verschwendet. Da faßte er den Entschluß, Daun zu schlagen, überzeugt, daß dieß die Uebergabe von Prag zur Folge haben müßte. Er brach deshalb mit zwölftausend Mann auf, und vereinigte sich am 15. Junius bei Kaurzim mit dem Herzog von Bevern. Seine Ungeduld hatte ihn verstimmt, und gegen seine besten Generale zeigte er üble Laune. Bevern, der das größte Lob verdient hatte, wurde mit Tadel überhäuft, Prinz Moritz, der noch von Prag her übel angeschrieben stand, durfte gar nichts sagen. Die Hartnäckigkeit des mißmuthigen Monarchen ging so weit, daß alle Officiere

Unrecht

Unrecht bekamen, die ihm die Stellung des Feindes anders, als er sie wissen wollte, beschrieben. Diese unglückliche Stimmung, wie erklärlich sie auch bei einem Manne von solchen Gemüthsbewegungen, und dem so vielerlei und so wichtige Geschäfte obliegen, erscheint, schlug doch das ganze Heer nieder, und der redliche Zieten, der sonst nicht leicht sein Urtheil laut werden ließ, sagte mit ahnender Seele, er sehe das Unglück des Königs deutlich vorher, da derselbe seinen zuverlässigsten Berichten nicht glauben wolle.

Und leider genugsam bekannt durch sein Unglück ist der Schreckenstag von Kollin (18. Jun.). Wie uns die alten Tragiker die Heroen, denen ein schweres Schicksal bevorsteht, in einer gewissen Verdüsterung des Gemüths vorstellen, so erschien auch, in den ahnungsschweren Tagen vor dieser unheilbringenden Schlacht, des großen Friedrichs Seele. Der Plan zum Angriff wird indessen von allen Augenzeugen als ein Meisterstück gerühmt. Ihm zufolge eröffneten die Generale Hülsen und Zieten den blutigen Auftritt auf dem rechten Flügel, Nachmittags nach ein Uhr. Alles versprach den besten Erfolg, als auf einmal der König selbst, man weiß nicht durch welche irrige Vorstellung verleitet, von seinem eigenen Plane abwich, und den Regimentern, die zur Verstärkung jener beiden Generale anrückten, Halt zurief. Der Prinz Moriz, der die Folgen dieses Zögerns einsah, sprengte zum König, und beschwor ihn, den gefährlichen Befehl aufzuheben, ward aber zornig zurückgewiesen. Der Prinz bat zum zweiten, zum dritten Mal; der König widersprach immer heftiger, und fragte endlich mit seinem drohendsten Blick, und indem er mit gezogenem Degen auf ihn losritt, ob er gehorchen wolle oder nicht. Das war der erste Grundstein des Verderbens, aber nicht der einzige. Auch

einige Generale wichen von ihren Befehlen ab; die männlichste Tapferkeit der Truppen konnte die Fehler ihrer Anführer nicht wieder gut machen. In der Infanterie des linken Flügels waren durch die Wuth des Oesterreichischen Geschützes schon beträchtliche Lücken entstanden. Hier hieb die Sächsische Reiterei ein, und vollendete die schreckliche Niederlage. Zerstreut und mit Hinterlassung alles Geschützes flohen die Trümmer dieses linken Flügels nach dem rechten hin. In halber Verzweiflung führte Friedrich selbst etwa vierzig Mann von diesen Flüchtlingen mit klingendem Spiele gegen eine Batterie; auch diese Wenigen flohen, als die feindlichen Kugeln sie erreichten. Er ward es nicht gewahr, sondern ritt immer weiter fort. Endlich rief ihm der Major le Grand zu: „Sire, wollen sie denn die Batterie allein erobern?" Ohne zu antworten, hielt er sein Pferd an, sah sich um, betrachtete die Batterie durch sein Fernglas, und ritt langsam nach dem rechten Flügel.

Dieser war bisher so siegreich gewesen, daß Daun vor der unglücklichen Wendung auf der andern Seite bereits einen mit Bleistift geschriebenen Laufzettel, mit den Worten: „Die Retraite ist nach Suchdol," hatte umhergehen lassen, den aber der Befehlshaber der in Oesterreichische Dienste übergegangenen Sachsen noch zur rechten Zeit angehalten hatte. Jetzt ordnete Prinz Moritz und Bevern den Rückzug der Preußen nach Nimburg an, wohin der König selbst schon mit verhängtem Zügel vorangesprengt war*). Daun störte sie nicht, vielmehr

*) Auf dem Wege dahin hatte er auf einige Augenblicke absteigen müssen, damit die abgematteten Pferde getränkt werden konnten. Ein alter blutender Cavalerist brachte ihm hierauf selbst auf dem Hute einen erfrischenden Trunk aus dem Pferdeeimer, und sagte:

sandte er ihnen noch die in Planian zurückgelassenen Verwundeten nach. Aber fünf und vierzig Stück Geschütz fielen ihm in die Hände, von welchem die Pferde erschossen waren.

Das also war Friedrichs erste verlorene Schlacht! Zu den sechzehn tausend Kriegern, welche der Sieg bei Prag gekostet hatte, kamen nun noch durch diese Niederlage dreizehn tausend andere, unter denen dreihundert sechsundzwanzig treffliche Officiere und der Kern seiner Infanterie war. Von dem schönen Garderegiment waren nur zweihundertundfunfzig Mann übrig. Andere Regimenter hatten noch mehr gelitten. Woher sollte ein Monarch von so wenigen Hülfsmitteln solche Verluste ersetzen und wie sollte er sich gegen so viele Feinde schützen, von denen dieser eine ihm schon an Zahl so überlegen war? Bei Kollin hatten sechsundsechzig tausend Oesterreicher gegen dreißig tausend Preußen gefochten, und dieß war fast während des ganzen Krieges das Verhältniß beider Heere zu einander. Wie sollte er jetzt Sachsen und Schlesien decken? wie sich gegen Russen und Franzosen schützen? Welche Zukunft stellte sich seinen Blicken dar!

Die spät am Abend zurückkehrenden Officiere fanden den Monarchen, von diesen Betrachtungen niedergebeugt, in Nimburg auf einer Brunnenröhre sitzend, den Blick starr auf den Boden geheftet, und mit seinem Stocke Figuren in den Sand ziehend. Endlich sprang er auf, und gab mit Fassung und erzwungener Heiterkeit die nöthigen Befehle. Bei dem Anblick des kleinen Restes sei-

„Ew. Majestät trinken doch; laß Bataille Bataille seyn, es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben."

ner geliebten Garde traten ihm Thränen in die Augen. „Kinder, sagte er, ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt.“ Leider, antworteten sie; wir sind heute nicht gut angeführt worden. „Nun, habt nur Geduld, fuhr er fort, ich werde Alles wieder gut machen.“ *)

Die erste nothwendige Folge der verlornen Schlacht war die Aufhebung der Belagerung von Prag, und die allmählige Räumung Böhmens. Der Prinz von Preußen, August Wilhelm, erhielt den Auftrag, einen Theil des Heeres langsam nach der Lausitz zurückzuführen. Nur dadurch, daß er des Königs Befehle gegen seine eigene Einsicht pünctlich befolgen mußte, erlitt er bei dem Ausgange aus den Böhmischen Pässen einen beträchtlichen Verlust, und konnte es nicht verhindern, daß der nachrückende Feind um eines in Zittau befindlichen Preußischen Magazins willen, barbarischer Weise diese schöne Stadt verbrannte, und dadurch einen Schaden von zehn

*) Am nächsten Sonntag Morgens, im Lager bei Leutmeritz, erzählt der obengedachte Feldprediger Küster (Lebensrettungen, S 155), früh um sechs Uhr, da ich schon zu Pferde saß, um Predigt und Communion im Lager zu halten, kam der ganz von Treue und Sorge für den König entbrannte Liebling, Oberst Balby, mir eiligst entgegengeritten, und brachte mir den königlichen Befehl, daß ich in der heutigen Predigt alle vernünftigen Gründe der Religion anwenden sollte, den durch die Kolliner Niederlage gesunkenen Muth wieder aufzurichten. Auch erhielt ich die schwere Ordre, ohne Schonung den Officieren und Gemeinen, welche am Schlachttage schlecht gethan hätten, ihre Pflichtvergessenheit vorzuhalten. Es ward mir zugleich eröffnet, daß sich der König einen genauen Rapport von meiner Erfüllung seines Befehls würde abstatten lassen. Noch mehr, ich mußte diese Predigt in dem Zelte des Fürsten Moritz von Dessau halten. Dieser wackere Herr rechtfertigte sich aber unmittelbar nach der Predigt so männlich und laut, daß er schon eine Stunde nachher die ihm bisher entzogene Ehrenwache wiederbekam.“

Millionen Thalern anrichtete (23. Juli). Bei dieser Gelegenheit war es, wo der König seinem würdigen Bruder unverdiente Kränkungen erwies, die den frühen Tod dieses allgemein geschätzten Prinzen zur Folge hatten, und die sich allerdings nicht rechtfertigen, wol aber aus des Königs leidenschaftlichem Gemüth erklären lassen, dem nichts unerträglicher seyn mußte, als nach erlittenem Unglück die Klagen und Vorwürfe kälterer Beurtheiler anzuhören, die ihm freilich nicht so dienstfertig hätten hinterbracht werden sollen, als dieß, wahrscheinlich von seinem Liebling, dem eben so leidenschaftlichen Winterfeldt geschehen seyn mochte.

Aber auch in dieser bangen Periode seines Lebens sehen wir den so tief gebeugten königlichen Feldherrn Fassung behalten, und von der Dichtkunst seine schönste Beruhigung entlehnen. Es that ihm wohl, einigen seiner Vertrauten, besonders seiner ältesten Schwester, in elegischen Episteln das Hoffnungslose seines Zustandes recht rührend zu malen, und nur den Tod als das wahrscheinliche Ende seiner Leiden vorzustellen. Aber es war dieß nur ein Selbstbetrug, denn seinem kräftigen Geiste war die Verzweiflung so nahe noch nicht; ja eben darin bestand seine wahre Größe, daß das Unglück, das kleine Seelen muthlos macht, ihn nur zu größeren Thaten entflammte.

---

10. Die Schlachten bei Roßbach und Leuthen.

(1757.)

Dauns und Lothringens vereinigte Heere waren den Preußen auf dem Fuße gefolgt, ohne etwas gegen sie zu wagen. So furchtbar schien ihnen noch der geschla-

gene Feind. Und sie hatten Recht, wenn es sein Zorn war, den sie fürchteten, denn Friedrich brannte vor Begierde, trotz seiner Erschöpfung durch zwei blutige Treffen, in einem dritten so bald als möglich seine Fehler gut zu machen. Aber der Feind verschanzte sich so fest an der Neiße, daß es Tollkühnheit gewesen seyn würde, ihn dort anzugreifen. Bis zum 25. August hielt Friedrich in der Oberlausitz aus, während aus seinen entfernteren Provinzen traurige Nachrichten einliefen. In Preußen waren die Russen nun wirklich eingebrochen, hatten am 5. Juli Memel erobert, und plünderten und verheerten nach ächt Tatarischer Sitte das Land. Westphalen, Hessen und Niedersachsen waren bereits von Franzosen überschwemmt, die jenen an schlechter Mannszucht nichts nachgaben, und sich allenthalben durch Schandthaten auszeichneten. Ihr Hauptheer unter der Anführung des Marschalls von Etrees, hatte am 26. Juli das sehr schlecht angeführte Heer der Verbündeten bei Hastenbeck unweit Hameln geschlagen, und breitete sich nun in Niedersachsen aus. Friedrich mußte also nicht bloß für seine beiden schönen Länder in diesem Kreise, sondern auch für Sachsen fürchten, aus welchem ihn ein zweiter Französischer Heerführer, der Prinz von Soubise, ein Günstling der Frau von Pompadour, mit Hülfe der Reichstruppen vertreiben sollte. Unter diesen Umständen hielt er seine Gegenwart in Sachsen für nothwendiger als im Lager bei Görlitz. Er überließ das Letztere dem Herzoge von Bevern mit sechsunddreißig tausend Mann, und ging mit zwölf tausend nach Dresden (25. August). Von hier aus vertheilte er durch ganz Sachsen bis nach Halberstadt hin kleinere Schaaren, er selbst aber ging nach Erfurt mit zehn tausend Mann, die er in die

Dörfer vertheilte, um dem nahen Soubise seine Schwäche zu verbergen.

Dieser Französische Held schien recht dazu bestimmt zu seyn, den Deutschen eine Nationalrache zu geben, für so manchen ihrer in Frankreich ausgelachten Brüder. Seine erste Widerwärtigkeit war die, daß er am 19. September, da er Gotha mit acht tausend Mann eingenommen hatte, und eben auf dem herzoglichen Schlosse mit seinen Officieren zu Tische saß, von dem trefflichen General Seidlitz mit funfzehn hundert Preußen überfallen und durch ein äußerst geschicktes Manöver, trotz seiner großen Ueberlegenheit, in die Flucht geschlagen wurde, worauf sich Seidlitz mit seinen Officieren den Rest der für Jene aufgetragenen Speisen wohlschmecken ließ.

Indem Friedrich noch immer in Sachsen stand, wagte es der Oesterreichische General Haddick, mit viertausend Mann, meist Kroaten, von dem großen feindlichen Heere in der Oberlausitz ins Brandenburgische zu streifen, und, da er nirgends Widerstand fand, selbst Berlin zu brandschatzen (16. Oct. Mittags). Die Ungeschicklichkeit des Commandanten brachte die Stadt ganz unnöthiger Weise um die Summe von 215,000 Thaler und um etwa hundert brave Soldaten, denn schon waren Seidlitz und Prinz Moritz in Anmarsch, und Haddick hatte solche Eil, daß er schon am folgenden Morgen, früh um fünf Uhr, den Rückweg über Kottbus antrat.

Das vereinigte Französische und Reichsheer unter den Prinzen von Soubise und von Hildburgshausen machte jetzt in der That Anstalt, die Winterquartiere in Sachsen zu nehmen. Sie hatten sich von der Saale Meister gemacht, die Städte Weißenfels, Merseburg und Halle

besetzt, und an allen drei Orten die Brücken abgebrochen. Jetzt eilte Friedrich, der sich Haddicks wegen nach Torgau gewandt hatte, ihnen wieder entgegen. Er ging auf anderen Brücken über die Saale (3. Nov.), und bezog mit seinen zweiundzwanzig tausend Mann ein festes Lager unweit Weißenfels, zwischen den Dörfern Bedra und Roßbach. Hier schien es den Franzosen, vermöge ihrer dreifachen Ueberlegenheit, leicht, das kleine Häuflein einzuschließen; und sie hatten weiter keine Sorge, als daß der König selbst ihnen entrinnen möchte. Am Morgen des 5. November brachen sie auf, und fingen an, die Preußen zu umgehen. Friedrich blieb ganz ruhig in seinem Zelte, und setzte sich am Mittag noch eben so ruhig zu Tische, während die ganze Gegend von der lustigen Feldmusik der aufmarschirenden Franzosen erklang. Diese erstaunten über die Trägheit der Preußen, weil sie ihre Schnelligkeit noch nicht kannten. Erst um zwei Uhr gab Friedrich den Befehl, die Zelte abzubrechen, und plötzlich stand jeder Soldat an seinem Platze. Durch ein meisterhaftes Manöver wußte Friedrich seine Bewegungen dem Feinde so lange zu verbergen, bis es Zeit zum Angriff war. Auf einmal erdonnerten die Hügel von dem fürchterlichsten Kartätschenfeuer der Preußischen Batterien, Prinz Heinrich griff die Französische Infanterie in ihrer rechten Flanke an, und Seidlitz, der Hauptheld dieses Tages, fiel ihr mit der Reiterei in den Rücken. Die fast unglaubliche Ueberraschung machte die Verwirrung unter den Angegriffenen vollkommen. Das Reichsheer ergriff bei den ersten Kanonenschüssen die Flucht, die Franzosen hielten sich etwa anderthalb Stunden. Das Feuer des Fußvolks dauerte keine halbe Stunde. Die einbrechende Dunkelheit allein rettete die Fliehenden

von ihrem gänzlichen Untergange. Doch setzte man ihnen noch am folgenden Tage bis an die Unstrut nach, und bekam über siebentausend gefangen, unter denen neun Generale und dreihundertundzwanzig Officiere waren. Viele sollen erst am Rheine Halt gemacht haben. Auf dem Schlachtfelde erbeuteten die Sieger dreiundsechzig Kanonen und zweiundzwanzig Fahnen und Standarten. Nur einundneunzig Todte und zweihundert vierundsiebzig Verwundete kostete ihnen diese lustige Schlacht; ein wahres Meisterstück der Kriegskunst, indem eine genial entworfene Disposition pünctlich ausgeführt wurde.

Ganz Deutschland jubelte über diesen Sieg, den auch die Bewohner der mit Friedrich im Kriege begriffenen Reichsstaaten als eine Nationalangelegenheit betrachteten, am meisten aber die Sachsen, denen jene Franzosen hatten zu Hülfe kommen wollen. Die Thüringischen Bauern, erbittert gegen diese Plünderer, brachten den Preußen selbst eine Menge Gefangener, wobei sie bittere Klagen über die Ungezogenheit dieser Gäste führten. Friedrich, sehr erfreut, sie und sich derselben entledigt zu haben, ging mit seinem begeisterten Heere, das ihm trotz der rauhen Jahreszeit willig folgte, nach Leipzig zurück, und beschloß nun, seinem ersten Feinde auf gleiche Weise die Stirn zu bieten.

Und wahrlich, in Schlesien that seine Gegenwart noth. Das Heer bei Görlitz hatte am 7. September, durch den Angriff des Generals Nadasti auf den Holzberg bei Moys, einen harten Verlust erlitten. Zwölfhundert tapfere Krieger waren gefallen, und, was noch weit unersetzlicher war, der treffliche Winterfeldt, Friedrichs Liebling und einziger Vertrauter, war unter ihnen. Der Herzog von Bevern und Zieten hatten darauf das

Heer mit vieler Geschicklichkeit nach Schlesien geführt, um dieß Land gegen den Feind zu decken, aber dieser war ihnen auf dem Fuße gefolgt, in der Absicht, ihr kleines Heer ganz aufzureiben. Entschlossen, den Seinen die schleunigste Hülfe zu leisten, und Schweidnitz, das schon seit einigen Wochen belagert ward, zu entsetzen, brach Friedrich mit seinem siegreichen Heere am 12. November von Leipig auf, um zum Bevernschen Corps zu stoßen. Aber in Görlitz erfuhr er schon, daß sich das wichtige Schweidnitz mit seinen reichen Kriegsvorräthen und seinen 6000 Vertheidigern an den General Nadasti ergeben habe (11. Nov.), und nun sah er auch Beverns Niederlage voraus. Wirklich erhielt er auch von diesem zweiten Unglück schon in Naumburg am Queis den 24. November die erschütternde Nachricht. Ein dreifach überlegenes Heer unter dem Prinzen von Lothringen und dem Feldmarschall Daun hatte ihn am 22. November bei Breslau angegriffen und geschlagen; er selbst hatte sich aus Furcht vor Friedrichs Zorn, so vorwurfsfrei er auch war, freiwillig vom Feinde gefangen nehmen lassen. Zum Uebermaaß des Unglücks hatte ein unentschlossener Befehlshaber ohne alle Noth dem Feinde auch noch die Hauptstadt Breslau mit ihren bis zum Ueberfluß gefüllten Magazinen und Zeughäusern übergeben und so schien nun ganz Schlesien für den König verloren zu seyn. Von dem schönen Bevernschen Corps waren nicht mehr als 16,000 Mann übrig. Diese führte der brave Zieten dem aus Sachsen kommenden Könige den 2. December in Parchwitz zu. Allein da Friedrich nur 12,600 Mann mitbrachte, so schien den Oesterreichern seine Ankunft wenig furchtbar, und sein kleines Häuflein hieß ihnen nur die Berliner Wachtparade.

Friedrich selbst war durch seinen Roßbacher Sieg keinesweges so stolz geworden, daß er das Mißliche seiner Lage nicht tief gefühlt haben sollte. Aber hier hatte er keine Wahl. Wollte er Schlesien nicht auf immer verloren geben, so mußte er noch in diesem Feldzuge die Oesterreicher daraus vertreiben. Darum war er entschlossen, sie anzugreifen auf Leben und Tod, so kühn das Wagstück auch war. Sein Heer kam nur an Zahl etwa dem dritten Theil des feindlichen gleich, und die darin befindlichen Bevernschen Truppen waren entmuthigt. Doch eine große Seele weiß ihre Begeisterung auch in die abgespanntesten Gemüther zu ergießen. Der König rief seine Generale und Staabsofficiere zusammen, und hielt eine feurige Rede an sie, worin er ihnen zuerst für ihre bisherigen Dienste dankte, dann die Lage seiner Angelegenheiten nachdrücklich schilderte, und zuletzt also schloß: „Lassen Sie es sich also gesagt seyn; ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinah dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres Postens; alles das, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und sagen Sie ihm, daß ich mich berechtigt halte, unbedingt Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie

bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich auch jetzt Ihres Namens würdig beweisen; ist aber einer unter Ihnen der sich fürchtet die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heut seinen Abschied erhalten, ohne den geringsten Vorwurf von mir zu leiden."

Auf allen Gesichtern war die Antwort der Helden in glänzenden Zügen zu lesen. Alle Augenzeugen versichern, daß der Ton dieses Königs, wenn er aus dem Herzen kam, selbst Denen unwiderstehlich gewesen sey, die mit ihm unzufrieden zu seyn gegründete Ursach gehabt hätten. Ehe die Begeisterten von ihm gingen, fügte er noch im Tone des Königs hinzu: „das Regiment Cavalerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen, und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Seitengewehre, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

Hat je eine Rede Wunder gethan, so war es diese. Mit Ungeduld erwartete das kleine Heer den Befehl zum Aufbruch. Die, welche der Schlacht bei Roßbach beigewohnt hatten, erzählten den Anderen von ihren Thaten, und Alle fühlten sich durch den bloßen Anblick ihres Führers begeistert, denn ein größeres Vertrauen als Friedrich, hat wol nie ein Feldherr bei seinen Truppen gehabt *). Am 4. December rückte das Heer von Parch-

*) Ein funfzehnjähriger Fahnenjunker, der erst um diese Zeit zum Militär kam, erzählte nachher, er habe beim Aufmarsch in der Schlacht bei Leuthen alle Besinnung dermaaßen verloren gehabt,

witz nach Neumark. Hier erfuhr man, daß der Prinz Karl sein erstes Lager bei Breslau verlassen habe, und den Preußen entgegenkomme. Am folgenden Tage (5. Dec.) ward früh um vier Uhr, noch in der Dunkelheit, aufgebrochen, und wenige Stunden darauf erblickte man in der Gegend des Dorfes Leuthen den Feind, dessen Schlachtordnung beinahe eine Deutsche Meile lang war.

Jetzt entwarf der Held den Plan zu der Schlacht, die sein Schicksal entscheiden sollte. Dieser Plan war ein Meisterstück taktischer Kunst, und wurde trefflich ausgeführt. Schöner hatte sich die Tapferkeit der Preußischen Krieger und das Genie ihres Anführers noch nie bewährt. In drei Stunden (von ein bis vier Uhr) war der glorreichste und vollständigste Sieg über jenes zahlreiche Heer erfochten, das seit der Schlacht bei Kollin dem bedrängten König so manche sorgenvolle Stunde gemacht hatte. Außer den Tausenden, die auf dem Schlachtfelde in ihrem Blute lagen, wurden ganze Bataillone umzingelt und zu Gefangenen gemacht; ja Viele ergaben sich freiwillig, aus Unwillen über ihre schlechten Führer. Daraus allein läßt sich die ungeheure Menge der Gefangenen in dieser Schlacht erklären. Es waren über ein und zwanzig tausend Mann! Beinahe das ganze feindliche Geschütz ward erbeutet, hundert und siebzehn Kanonen. An den folgenden Tagen brachten Zieten und Fouquet, die den Feind bis nach Böhmen verfolgten,

---

daß er am ganzen Leibe gezittert, und kaum Kraft genug gehabt habe, die Fahne zu halten. Als aber der König heraufgesprengt gekommen, bei den Fahnen still gehalten, und gerufen habe: „Nun Kinder, frisch heran! in Gottes Namen!" sey dieß bloße Wort des Helden wie ein elektrischer Funke in ihn gefahren, und er habe die ganze Zeit ohne Furcht im Feuer ausgehalten.

noch drei tausend Packwagen ein. Fahnen und Standarten hatte man neun und funfzig erobert. Um keinen Augenblick unbenutzt zu lassen, brach der König noch an demselben Abend mit einem Trupp Husaren nach Lissa auf, und verhinderte dadurch das Abbrechen der Brücken über das Schweidnitzer Wasser, über welches die Feinde geflohen waren *). Das ermüdete Heer aber ließ er auf dem Schlachtfelde stehen. Hier sanken viele der braven Kriegsmänner, von Hunger, Frost und Mattigkeit überwältigt, auf den feuchten Boden hin. Ringsum stöhnten Verwundete. Bei jedem Schritte stieß man auf Leichen. Die Dunkelheit der Nacht machte die große Scene noch schauerlicher. Auf einmal fing ein Soldat an, laut und langsam zu singen: „Nun danket alle Gott." Von sympathetischen Gefühlen hingerissen, fielen die Spielleute mit den Instrumenten ein, und in einer Minute sang das ganze Heer das kräftige Lied mit. Es war ein kriegerischer Auftritt von der feierlichsten Erhabenheit. Mit neuem Muthe belebt, verließen die frommen Streiter ihre Siegesgefilde, und zogen noch an demselben Abend ihrem Führer nach.

Dieser kam nicht ohne Lebensgefahr in Lissa an, denn der Ort war ganz mit Oesterreichern angefüllt, die theils von der Straße, theils aus den Fenstern auf die Ankommenden feuerten. Er bog links ein über die Zugbrücke, die nach dem Schlosse führt, und sagte zu seinen Begleitern: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid." An der Schloßthür kamen ihm eine

---

*) Die höchst interessante Erzählung von dem Ritt nach Lissa muß man in Nicolai's Anekdoten I. S. 231., oder in Steins Charakteristik III., 40., nachlesen. Ich möchte sie die Krone der Anekdoten von Friedrich nennen. B.

Menge Oesterreichischer Officiere mit Lichtern entgegen. Da er nur wenige Personen bei sich hatte, so war er in der augenscheinlichsten Gefahr, unmittelbar nach dem glorreichsten Siege gefangen oder erschossen zu werden. Allein mit der ruhigsten Miene von der Welt ging er durch sie hindurch, und sagte: „Bon soir, Messieurs, Sie waren mich hier wol nicht vermuthen? Kann man denn noch mit unterkommen?" Ein ehrfurchtsvolles Ah! war alles, was sie erwiedern konnten. Seine bald nachher eintretenden Generale befreiten ihn von aller Besorgniß, und nahmen die Oesterreicher gefangen.

Hatten die Feinde ihren Sieg bei Kollin schlecht benutzt, so benutzte Friedrich den seinen dagegen trefflich. Auf der Stelle ward Breslau belagert, und in vierzehn Tagen ergab es sich mit allen seinen Vorräthen, einer vollen Kriegscasse, und achtzehn tausend Mann. Zieten und Fouquet mußten mit der Reiterei ganz Schlesien reinigen. Einige noch vorhandene eigenhändige Nachschriften an den erstern zeigen, wie eifrig er dieß Werk betrieb. Z. B.

Vom 9. December. „Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Zieten, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen!"

Vom 10. December, nach einer langen, vom Secretär geschriebenen Instruction: „Hierauf kommt wahrhaftig die Wohlfahrt des ganzen Landes an."

Vom 12. December. „Mein lieber Zieten, nur immer dicht an den Feind, und will er sich bei Bogendorf setzen, so muß man Wernern mit zwei Bataillonen ins Gebirge schicken, denn die Armee muß nach Trautenau, und ist kein Rath mehr für ihn, in Schlesien zu

bleiben, und bei dem Rückmarsch durchs Gebirge muß er Kanonen und Bagage verlieren, auch viele Desertion haben. Er kann ihn dann gleich verfolgen und wo möglich den Posten occupiren; dann ist Schweidnitz und Liegnitz abgeschnitten. Adieu."

Vom 17. December zur Antwort auf einen Bericht von Zieten: „Das ist ganz gut. In Freiburg steht Bukow, den muß man wegjagen. In Hirschberg steht ein Unger, der muß auch fort; und etwas Cavalerie muß um Schweidnitz bleiben, um die Garnison in Respect zu halten."

Durch diese eifrigen Anstalten gelang es, das feindliche Heer in Zeit von zwei Wochen so zu zerstreuen, daß von beinahe achtzig tausend Mann nicht mehr als siebenzehn tausend Böhmen erreichten. Ganz Schlesien, bis auf Schweidnitz, war nun vom Feinde gereinigt, und Friedrich konnte nun ruhig die Winterquartiere daselbst beziehen.

So reich an Thaten und Glücksumschlägen dieser Feldzug des Königs auch ist, so umfaßt er doch noch nicht alle Kriegsbegebenheiten dieses merkwürdigen Jahres. Das Französische Heer, welches sich über Hessen, Westphalen und Niedersachsen verbreitet hatte, fand in dem Herzoge von Cumberland keinen Gegner, der ihm Widerstand zu leisten vermocht hätte. Nachdem dieser Feldherr durch seine Ungeschicklichkeit die Schlacht bei Hastenbeck verloren hatte, ließ er sich so in die Enge treiben, daß er am 9. September zu Kloster-Seeven einen schimpflichen Vergleich einging, vermöge dessen er gelobte, alle Truppen seines Heeres bis auf die Hannoveraner aus einander gehen zu lassen, und den Franzosen die bis jetzt besetzten Länder ruhig einzuräumen.

Der

Der Herzog von Richelieu, Estrees Nachfolger, hielt darauf einen pomphaften Einzug in Hannover, und sog das Land mit der Geldgier eines römischen Proconsuls aus. Auch Bremen, Braunschweig und Wolfenbüttel wurden von den Franzosen besetzt. Der Landgraf von Hessen-Kassel zog nach Hamburg, und überließ sein Land den Französischen und Oesterreichischen Kriegscommissarien. Im Magdeburgischen und Halberstädtischen ward gleichfalls unerhört gebrandschatzt.

Preußen ward einige Monate lang von den barbarischen Kosaken- und Kalmückenschwärmen fürchterlich heimgesucht. Der alte Feldmarschall Lehwald war viel zu schwach, ihnen zu widerstehen; in einer Schlacht bei Groß-Jägerndorf, unweit Welau (30. Aug.), verlor er über vier tausend Mann und zwölf Kanonen, und das traurigste Schicksal schien bereits über Preußen und Pommern hereinzubrechen, als auf einmal — der Feldmarschall Apraxin von dem Russischen Premierminister Bestuchef zurückgerufen ward. So war ganz unerwartet schon zu Ende des September das ganze Land vom Feinde rein. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung war eine gefährliche Krankheit der Kaiserin Elisabeth. Bestuchef haßte den Thronfolger, den Großfürsten Peter, und wollte ihn nach dem erwarteten Tode der Kaiserin verdrängen; dazu sollte ihm sein Freund Apraxin mit dem Heere, welches er anführte, behülflich seyn *). Aber Elisabeth genaß, und die Entdeckung des vereitelten Planes führte Bestuchefs Sturz und Verbannung herbei.

In Pommern hauseten um dieselbe Zeit, bis an

*) Biographie Peters III., Bd. I. S. 109.

die Ukermärkische Grenze hin, zweiundzwanzig tausend Schweden. Aber sie bezeigten sehr geringen Eifer, sich Heldenruhm zu erwerben, und als im November der alte Lehwald sich mit seiner Schaar gegen sie kehrte, gingen sie schnell nach Stralsund und der Insel Rügen.

---

11. Friedrich bei Olmütz, Zorndorf, Hochkirch und Neiße.

(1758.)

Ein blutiger Feldzug war nun vorüber. Viele Tausende lagen schon geschlachtet, aber noch dachte keiner der Streitenden an den Frieden. Maria Theresia rüstete sich vielmehr stärker als je, und trieb auch ihre Bundesgenossen zur lebhaften Fortsetzung des Kampfes an. In der That betrat auch das Russische Heer schon im Winter den Preußischen Boden wieder, und Frankreich sandte neue Truppen und einen neuen Feldherrn, den Grafen von Clermont, nach Deutschland, um den König von Preußen, wo möglich, ganz zu unterdrücken. Die Leidenschaftlichkeit des Wiener Hofes ergoß sich in unzähligen bitteren Anklageschriften gegen Friedrich, welche dieser dagegen alle mit Würde beantworten ließ. Was über die große Angelegenheit des Tages in Druck erschien, wurde mit der größten Begierde gelesen; für diesen Streit interessirte sich auch der geringste Bürger, und daher sahen sich die Streitenden selbst gezwungen, die Nation öffentlich zu ihrem Schiedsrichter aufzurufen. Aber welchen Richter hätten Friedrichs Thaten nicht bestochen! Er war der Lobgesang der Kinder auf den Gassen.

Die kurze Winterruhe benutzte er mit der angestrengtesten Thätigkeit, sich neue Hülfsquellen zu eröffnen. Die Münze, mit der er seine Truppen besoldete, ließ er beträchtlich verringern; eine Unredlichkeit, welche die Noth entschuldigte *). Denn er selbst schlägt die Kosten eines einzigen Feldzuges auf fünfundzwanzig Millionen Thaler in schlechtem Gelde an. Und wie wollte er eine so ungeheure Anstrengung auf die Länge aushalten, da sein Schatz schon so ziemlich wieder ausgeleert war? Sein Trost war, daß seine Gegner alle nicht minder erschöpft waren; und deshalb pflegte er oft zu sagen: „Derjenige wird den besten Frieden machen, der den letzten Thaler in der Tasche behält."

Eine Hoffnung ging ihm jetzt in England auf. Dort war er seit der Schlacht bei Roßbach der Abgott des Volks geworden. In allen Straßen verkaufte man sein Bildniß, und jeden Briten verdroß es, daß ein solcher Held nicht besser unterstützt werde. Zum Glück hatte im verwichenen Herbst der berühmte Pitt (nachmals Graf Chatam, und nach Friedrichs eigenem Urtheil der größte Kopf in England) das Ruder des Staats ergriffen. Dieser verwarf sogleich den schimpflichen Vergleich von Kloster-Seeven, brachte das entlassene Heer der Verbündeten wieder zusammen, und bat sich von Friedrich II. einen

*) Unredlichkeit war es, weil jeder Wirth gezwungen wurde, dieß schlechte Geld für den Werth des guten von den Soldaten anzunehmen, wofür er es doch nachher nicht selbst wieder anbringen konnte. Ja nach dem Frieden mußte der König den Umlauf dieses schlechten Geldes ganz und gar verbieten, wodurch viele Menschen zu Bettlern wurden. Die Verringerung der Münze stieg von Jahr zu Jahr, und zuletzt so weit, daß die acht Groschen, die der Soldat alle fünf Tage zur Löhnung erhielt, kaum zwei Groschen nach wahrem Werthe betrugen.

Anführer dazu aus. Das war der wahre Weg, den Sachen wieder aufzuhelfen. Friedrich sandte ihm den trefflichen Herzog Ferdinand von Braunschweig, der auch schon gegen das Ende des November 1757 in Stade ankam, und sogleich die Städte Lüneburg und Harburg besetzte. Dem König selbst bewilligte das Parlament ein jährliches Hülfsgeld von vier Millionen Thalern.

Auf die glänzendste Weise entsprach Herzog Ferdinand von Braunschweig der Empfehlung seines Meisters. Schon früh, im Februar, da noch alle anderen Heere in tiefer Ruhe lagen, erhob er sich von seinem Lager, überfiel die Franzosen in ihren Winterquartieren, und jagte sie aus Hannover und Hessen mit großem Verluste. In wenig Wochen bekam er elf tausend Mann von ihnen gefangen. Im März war das ganze Heer schon über den Rhein zurückgetrieben. Clermont war ein schlechter Feldherr, und sein Heer kannte keine Mannszucht.

Wohin Friedrich dießmal zuerst sich wenden werde, erwartete Alles mit großer Begierde. In Böhmen stand der wieder gestärkte Daun, Schweidnitz war auch noch in Oesterreichischen Händen, und die schlimmste Nachricht lief aus Preußen ein. Der Russische General Fermor hatte sich schon im Januar des ganzen Königreichs bemächtigt, und dasselbe wie eine Provinz behandelt, die man nie wieder herauszugeben Willens sey. Alle Magistratspersonen hatten der Kaiserin Elisabeth schwören müssen, und die bestürzten Einwohner Königsbergs hatten dieß nicht nur willig gethan, sondern auch noch am Tage des Russischen Einzuges (22. Jan.) mit allen Glocken geläutet, und ihre Häuser erleuchtet.*). Zur Vergeltung

*) Diese Bereitwilligkeit kränkte den König so tief, daß er nicht ehe als 1772 wieder nach Preußen kam.

dafür ließ sich Friedrich von den Sächsischen Ständen huldigen; aber an eine Züchtigung der Russen war nicht zu denken, so lange ein weit gefährlicherer Feind noch in der Nähe war. So blieben Preußen und Pommern ihrem Schicksal überlassen.

Zuerst mußte Schweidnitz wiedererobert werden. Es geschah mit Sturm, den 18. April. Jetzt aber, da Jedermann einen Angriff auf Böhmen erwartete, brach Friedrich plötzlich in Mähren ein, und belagerte Olmütz (3. Mai). Unstreitig hatte der Gedanke, die stolze Theresia mit Furcht und Schrecken aus ihrer Hofburg nach Ungern zu jagen, etwas reizendes für ihn; allein der dadurch veranlaßte Entwurf gehörte zu den Uebereilungen dieses großen Mannes, und wurde als solche hart bestraft. Die Festung war für die Preußen unüberwindlich; in dem feindlichen Lande war ihnen Alles entgegen; in den gebirgigen Wegen wurde es dem Oesterreichischen General Laudon (oder Loudon) leicht, dem König eine Zufuhr von drei tausend Wagen wegzunehmen; ja man schmeichelte sich schon, ihm selbst den Rückzug abzuschneiden, der durch diese Gebirgsschluchten nur durch ein Wunder gelingen zu können schien. Doch verzagte Friedrich nicht. In der Nacht vom 1. zum 2. Juli brach das Heer auf. Alle nur ersinnliche List ward aufgeboten, den überall auflauernden Feind durch verstellte Märsche zu täuschen. Man ging durch Böhmen, anstatt durch Oberschlesien, und nährte sich dabei auf feindlichem Boden. Friedrichs Wachsamkeit ward von der Klugheit seiner Generale, Keith, Fouquet, Retzow und Zieten trefflich unterstützt. Stets fechtend mit dem Feinde, kam man doch allmählig immer weiter, bis endlich am 14. Juli das ganze Heer, ohne einen Wagen verloren zu haben, bei Kö=

niglngräz ankam, wo es geborgen war. Kenner rühmen diesen Rückzug als ein Meisterstück.

Bei Landshut ward ein festes Lager bezogen, in welchem Friedrich einige Wochen verweilte, um Dauns Bewegungen abzuwarten. Aber jetzt wurden die Nachrichten von den Russen so beunruhigend, daß man diesem mehr durch seine Barbarei, als durch seine Kriegskunst gefährlichen Feind, durchaus Ernst zeigen mußte. Schon hatte er ganz Pommern und die Neumark überschwemmt, Alles ausgeplündert und verwüstet, und an Weibern, Kindern und Greisen unmenschliche Grausamkeiten verübt. Vergebens hatte Graf Dohna das Lager vor Stralsund, wo er die Schweden eingeschlossen hielt, verlassen, und sich ihm mit zwanzig tausend Mann entgegengestellt; dieser verheerende Strom verlangte stärkere Dämme.

Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit verließ Friedrich am 10. August das Lager bei Landshut, ließ den Feldmarschall Keith zur Deckung Schlesiens zurück, und ging mit vierzehn tausend Mann in Eilmärschen auf die Neumark zu. Mit Schrecken und Abscheu sah er am 21. August sein ihm so werthes Küstrin bis auf drei Häuser in Asche liegen. Die Russen hatten es am 15. beschossen, und alle dorthin geflüchteten Güter der umwohnenden Landbesitzer, sammt denen der Einwohner, waren den Flammen Preis gegeben. Am 22. vereinigte er sich mit Dohna's Heerhaufen *) bei Gorgast, und suchte alsbald den Feind auf; denn da man Daun im

*) Als er diesen sauber gekleideten, aber bei Großjägerndorf geschlagenen Heerhaufen musterte, sagte er zum Grafen Dohna: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt. Ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen."

Rücken hatte, war nicht viele Zeit zu verlieren. Am 25. August fand man die Russen, 70,000 Mann stark, bei dem Dorfe Zorndorf in Schlachtordnung. Der Preußen waren nur siebenunddreißig tausend. Um neun Uhr Vormittags begann die fürchterliche Schlacht, die nicht eher als Abends um zehn aufhörte, da beiden Theilen die Kräfte fehlten, den blutigen Kampf noch länger fortzusetzen. In dieser Schlacht ward Friedrich zuerst inne, daß er nicht mehr jenes erste Geschlecht von Kriegern habe, die bei Prag und Leuthen solche Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten. Das Fußvolk des linken Flügels wich dergestalt, daß ohne die bewundernswürdige Tapferkeit der Reiterei die Schlacht vielleicht verloren gewesen wäre. Der treffliche Seidlitz erwarb sich hier das zweite große Verdienst um Friedrich, der freiherzig genug war, zu gestehen, daß er ihm allein den Sieg verdanke. Es war ein fürchterlicher Tag. Gegen dreißig tausend Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und ein Drittel davon waren Preußen. Friedrichs Befehl, keinem Russen Pardon zu geben, war die Ursach dieses ungeheuren Gemetzels gewesen. Auch hatte er den Feinden, in der Absicht, das ganze Heer aufzureiben, durch Abbrechung der Brücken den Rückzug erschwert, und dadurch ihre Verzweiflung vermehrt. Fermor gab sich indessen noch nicht für überwunden; und hätten die Preußen noch Schießbedarf gehabt, so wäre das Treffen am folgenden Tage wieder erneuert worden. Man hatte übrigens dem Feinde 103 Kanonen und seine Kriegscasse abgenommen, und damit begnügte man sich. Mangel an Lebensmitteln in dem verödeten Pommern bewog Fermor, sich über Landsberg an der Warte nach Polen und Preußen zurückzuziehen. Auch Friedrich hatte nicht einen

Augenblick zu verlieren, denn seine kleinen Heere in Sachsen und Schlesien besorgten jeden Tag, von Dauns überwiegender Macht verschlungen zu werden. Schon brandschatzte General Laudon den Kottbusser Kreis, und plünderte die Einwohner bis auf die Schuhschnallen und Theelöffel.

Prinz Heinrich war in seinem Lager unweit Dresden in der größten Gefahr. Zu ihm eilte also Friedrich von der Neumark her*), und auf das bloße Wort: „er kommt!" zog sich Daun in ein festes Berglager bei Stolpen zurück. Der Plan der Oesterreicher war jetzt, ihn

---

*) Die Verheerungsscenen, von denen er so eben herkam, hatten ihn dergestalt erbittert, daß er auf seinem Durchmarsche durch die Niederlausitz, von Lübben aus, einen Husarenschwarm nach dem Städtchen Pförten schickte, mit dem Befehl, das daselbst befindliche Brühlsche Schloß in Brand zu stecken (5. Sept.). Der menschlichgesinnte Officier ließ zwar den Bewohnern eine Stunde Zeit, das Kostbarste daraus in Sicherheit zu bringen, allein den majestätischen Palast selbst mußte er doch zerstören. Das Jahr vorher hatte Friedrich die Brühlschen Schlösser Belvedere in Dresden, Nischwitz bei Wurzen und Grochwitz bei Herzberg seiner Garde zum „Aufräumen" Preis gegeben; ja an dem letztern Orte soll er eine prächtige Spieluhr in seinem Schlafzimmer mit eigener Hand zertrümmert haben. Man darf bei diesen Handlungen des Königs nicht vergessen, daß über Brühl, als über den Aussauger des ganzen Landes, in Sachsen selbst nur eine Meinung war, und daß also Friedrich die Stimmung der Sächsischen Patrioten für sich zu haben glauben durfte, wenn er diese Behälter des ungerechtesten Raubes zerstörte. Der König selbst erzählt in einem Briefe an Voltaire, die Sachsen hätten 1763 die Preußische, also eine feindliche Verwaltung, dennoch ungern und mit Zittern gegen die wiederkehrende Brühlsche vertauscht. L'excès de son luxe en tous les genres, sagt Rulhière von Brühl, paroîtroit exagéré dans un roman, et la vérité passe ici bien loin la vraisemblance. Eine nach seinem Tode angestellte Untersuchung zeigte, daß in den öffentlichen Cassen durch ihn mehr als fünf Millionen Thaler veruntreut worden waren. S. Dohms Denkwürdigkeiten, Bd. IV. S. 201.

von Schlesien abzuschneiden, und Neiße zu erobern. Der General Harsch sollte die Belagerung übernehmen. Friedrich erfuhr etwas davon, und wollte schnell den Weg über Bauzen und Görlitz gewinnen. Die erstere Stadt erreichte er glücklich, aber jenseits derselben, auf den Höhen von Kitlitz, zwischen Löbau und Glossen, lag Daun lauernd am Wege in einer Verderben drohenden Stellung. Friedrich hätte ihn umgehen können, allein sein bisheriges Glück und ein allzugroßes Vertrauen auf Dauns bekannte Langsamkeit machten ihn so kühn, daß er sich mit seinem ungleich schwächern Heere ausdrücklich vor dessen Augen lagern wollte (10. Oct.) Sein Quartiermeister, der das Gefährliche dieses Postens deutlich einsah, weigerte sich, das Lager abzustecken, aber er kam dafür ins Gefängniß. Die trefflichsten Männer, Keith, Zieten, Seidlitz rc. thaten bescheidene Vorstellungen: vergebens. Der König traute einem Kundschafter mehr als seiner eigenen Klugheit; aber gerade dieser Kundschafter war vom Feinde erkauft, ihn sicher zu machen.

Drei Tage hatte das Preußische Heer im Lager zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotitz ruhig gestanden, und schon war beschlossen, in der Nacht des 14. October den gefährlichen Posten zu verlassen, als der verhöhnte Feind am Morgen dieses Tages seinen längst vorbereiteten Racheplan ausführte. Das ganze Heer der Preußen, und der König selbst, schlief noch im tiefen Frieden, nur Zietens Reiterei hatte, auf den geheimen Befehl ihres wachsamen Führers, wider Willen des Königs, gerüstet bleiben müssen. Der Feind hatte sich während der Nacht heimlich dem Dorfe Hochkirch genähert, und wartete auf den Glockenschlag Fünf, das verabredete Zeichen zum Ueberfall. Das Niederschießen der Vorposten und

das Geräusch im Lager erweckte die überraschten Preußen. Sie traten aus den Zelten, allein noch konnte man nichts erkennen, und hörte nur den einbrechenden Feind. Erst da sich ein schreckliches Kanonenfeuer im Dorfe erhob, ward man inne, daß der Feind sich bereits der großen Preußischen Batterie, die die Hauptgasse desselben bestrich, bemächtigt habe, und mit derselben alle Preußen niederschmetterte, die sich in dieser Gasse zu sammeln eilten. Die Verwirrung war fürchterlich *). Im Dorfe selbst war das Gedränge am größten. In jener Gasse stopften sich die Preußen so sehr, daß die schreckliche Batterie in wenigen Minuten ganze Regimenter niederwarf. Endlich gerieth das Dorf in Flammen. Dieß diente zur Beleuchtung der fürchterlichen Scene. Indessen bemühten sich die Feldherren, Ordnung in die geschreckten Haufen zu bringen. Seidlitz und Zieten schwärmten außerhalb mit ihren Reitern herum, hieben viele Feinde nieder, und machten viele hundert Gefangene, aber in der Dunkelheit der Nacht entrannen ihnen die meisten wieder. Im Dorfe suchten Andere festen Fuß zu gewinnen, aber hier machten die Batterien allen Widerstand vergeblich. Dem tapfern Prinzen Franz von Braunschweig nahm eine Kanonenkugel den Kopf weg; der Feldmarschall Keith fiel, von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt; Prinz Moriz von Dessau ward schwer verwundet aus dem Feuer getragen. Der Major Lange vertheidigte wie ein zweiter Leonidas mit sechshundert Preußen den Dorfkirchhof gegen acht Oesterreichische Grenadier Bataillone mit dem glänzendsten Erfolge. Erst

*) Ein recht lebendiges Gemählde dieser Schreckensnacht findet man in der kleinen, höchst interessanten Schrift des schon genannten Feldpredigers Küster; „Bruchstück aus dem Campagneleben eines Preußischen Feldpredigers. Berlin, 1791."

vierzehn andere Bataillone, die der Feind anrücken ließ, konnten das kleine Häuflein überwältigen. Noch jetzt versuchte Lange, sich durchzuschlagen, fand aber dabei, mit dem größten Theile der Seinen, den Heldentod.

Der Anbruch des Tages verbesserte nichts, denn ein undurchdringlicher Nebel trat an die Stelle der Dunkelheit. Dennoch muß man die Ordnung im Preußischen Heere und die Geistesgegenwart seiner Führer bewundern, denn bei allem Nachtheil, in dem sich dasselbe nothwendig befinden mußte, war doch der feindliche Verlust nicht so sehr viel geringer, als man hätte glauben sollen. Bis gegen neun Uhr suchten die Preußen ihren Platz zu behaupten, dann gab der König die Befehle zum Rückzuge. Lager und Gepäck konnten freilich nicht gerettet werden, auch von dem Geschütz ging das meiste (hundert und eine Kanone) verloren; übrigens aber geschah der Rückzug des geschlagenen Haufens, besonders durch die klugen Anordnungen der Generale Retzow und Seidlitz und des Obersten Saldern, in solcher Ordnung, daß der Feind sich nicht getraute, ihn zu stören. Daun selbst soll das Kunstreiche dieses schönen Manövers bewundert haben. Er zog sich sogar wieder in sein altes Lager zurück, und es schien, als hätte er keinen Sieg gewonnen.

Für Friedrich schien jedoch dieser „glupsche Streich," wie er ihn nannte, von bösen Folgen unzertrennlich. Er hatte dabei, außer dem Geschütz, neun tausend Mann seiner besten Truppen verloren. Wie schien es möglich, daß er jetzt noch nach Schlesien würde durchdringen können? Daun selber war darüber so sicher, daß er dem General Harsch schrieb, er solle nur ganz getrost die Belagerung von Neiße anfangen; jetzt habe er nichts mehr zu befürchten.

Der König stand gegen elf Uhr auf einem Hügel bei Klein-Bauzen, und sah nicht ohne Wehmuth die Reste seiner zusammengeschmolzenen Bataillone vorüberziehen. Aber schon mehr Meister in der Kunst, sich selbst zu bezwingen, als nach der Schlacht bei Kollin, zeigte er seinen Officieren ein völlig heiteres Gesicht. Einigen vorüberziehenden Artilleristen rief er zu: Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt." — „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen, erwiederte er. Nicht wahr, Grenadiere?" — „Ja, sagten diese im Vorbeigehen, das ist recht; sie sollen uns auch noch Interessen dazu geben!"

Man schlug indessen auf den Anhöhen bei Doberschütz ein Lager auf, so gut es ohne Zelte gehen wollte, holte von den Einwohnern von Bauzen und den umliegenden Dörfern Kochgeschirr und Stroh zusammen, und vergaß den erlittenen Verlust, um des unverzagten Königs willen, den das ganze Heer anbetete. Und wirklich war er nach diesem Unglück nicht minder bewunderungswürdig, als nach der mißlungenen Unternehmung auf Olmütz. Durch die künstlichsten Märsche betrog sein Bruder Heinrich den Feind, und stieß mit sieben tausend Mann und frischen Kriegsvorräthen von Dresden aus zu ihm (21. Oct.). Am 24. Abends um zehn Uhr brachen Beide nun in aller Stille auf, umgingen (über Ullersdorf) das Daunische Lager, und erreichten Görlitz glücklich. Daun sah sich hintergangen, und Europa wartete nun auf die Früchte des Hochkircher Sieges vergebens. Jetzt konnte dem Könige Niemand mehr den Eintritt in Schlesien verwehren. Er ließ seinen Bruder bei Landshut stehen, erschien vor Neiße, und

verjagte durch sein bloßes Erscheinen die Belagerer (6. Nov.).

Daun war außer sich über die Verschlagenheit seines Gegners. Zur Vergeltung wollte er Sachsen zu befreien suchen, das jetzt der wachsame Heinrich verlassen hatte. Er zog das Reichsheer ins Land; dieß sollte die Preußen, die an der Elbe verschanzt standen, von vorn angreifen, indeß er selbst ihnen in den Rücken fallen wollte. Aber in Friedrichs Heldenschule hatten sich schon Feldherren genug gebildet, die, in Ermangelung seiner und seines ihm ähnlichen Bruders, einem Feinde die Spitze bieten konnten. Graf Dohna jagte die Reichstruppen von Leipzig fort; General Wedel befreite Torgau von Haddicks Schaaren; General Fink beobachtete Dauns großes Heer, und als dieses Miene machte, Dresden zu erobern, ließ der Commandant dieser Stadt, Graf Schmettau, die schönen Vorstädte derselben abbrennen (10. Nov.), um den Feind abzuhalten, sich darin festzusetzen; ja als er aufgefordert ward, sich zu ergeben, gab er die entschlossene Antwort: er werde sich von Straße zu Straße vertheidigen, und sich im äußersten Falle unter den Trümmern des kurfürstlichen Schlosses begraben. Auf dieses Aeußerste wollte es Daun nicht ankommen lassen; er zog sich zurück, und als bald darauf gar die schreckende Nachricht einlief, Friedrich sey schon wieder von Schlesien her im Anzuge nach Sachsen, ging er schnell nach Böhmen, und überwinterte dort. Der König traf wirklich am 20. November schon wieder in Dresden ein, besorgte alles Erforderliche zur Vertheidigung Sachsens, ließ seinen Bruder wieder daselbst zurück, und nahm seine eigenen Winterquartiere zu Breslau, wo er in der Mitte des December ankam.

So endigte sich dieser thatenreiche Feldzug, troß der Unfälle von Olmüß und Hochkirch noch eben so ehrenvoll, wie der vorige. Zur Erhöhung der Freude liefen auch aus Westphalen und Pommern die besten Nachrichten ein. Herzog Ferdinand hatte den Grafen von Clermont am 23. Juni bei Crefeld völlig geschlagen, ihn seiner Magazine beraubt, ihn über den Rhein verfolgt, und Brabant und Lüttich gebrandschaßt; dann einen meisterhaften Rückzug gemacht, und Niedersachsen trefflich vertheidigt. Nur Hessen hatte er vor der ihm so unendlich überlegenen Macht der Feinde nicht schüßen können, aber er verhinderte doch die Ausführung der Befehle des Französischen Kriegsministers Belleisle, die dahin gingen, daß „ganz Hannover und Westphalen in eine Wüste verwandelt, und darin Alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden müßte."

---

12. Kay, Kunersdorf, Maxen.

(1759.)

Aber bis jeßt hatte der Held nur erst den kleinsten Theil der Unfälle erfahren, die in diesem Kriege über ihn verhängt waren. Auf ganz andere Angriffe mußte er von seinen Feinden bei der nächsten Wiederaufnahme der Waffen gefaßt seyn. Maria Theresia dachte an nichts weniger als an den Frieden; sie reizte vielmehr die Pompadour durch den neuen Französischen Premierminister Choiseul, ehemaligen Gesandten in Wien, zur lebhaftesten Fortseßung des Krieges auf. Elisabeth von Rußland wollte den Flecken, den der Ruhm ihrer Krieger bei Zorndorf erhalten, gleichfalls durch Siege getilgt

wissen, und schickte neue Schaaren und einen neuen Feldherrn, den General Soltikow, nach Preußen. Durch ihn und Daun sollte der zwischen Beiden eingeschlossene Löwe erdrückt werden.

Nur ein vollzählig gemachtes Heer und Vorrath an allen Bedürfnissen des Krieges konnten dem bedrängten Helden einigen Muth geben, so furchtbar drohenden Gefahren mit festem Schritte entgegen zu gehen. Ueber die Wahl der Mittel, Geld und Soldaten aufzubringen, entschied jetzt freilich nur die Noth allein, und die Menschlichkeit mußte verstummen. Aus den eigenen Provinzen und den benachbarten wurden Kriegssteuern und Rekruten mit schonungsloser Härte zusammengebracht. Sachsen und Anhalt mußten liefern, was seine Bevollmächtigten verlangten, und Mecklenburg-Schwerin, dessen Herzog die Unbedachtsamkeit gehabt hatte, sich in Regensburg an die Spitze der Preußenfeinde zu stellen, mußte dafür mit schweren Kriegssteuern und Natural-Lieferungen büßen *).

So zu rechter Zeit gerüstet, wollte Friedrich dießmal, gegen seine Gewohnheit, die Feinde erwarten. Er lag zu dem Ende bis in die Mitte des Jahres in dem festen Lager bei Landshut still; Oberschlesien deckte General Fouquet, Sachsen Prinz Heinrich. Der Letztere gab in diesem Feldzuge die herrlichsten Proben seiner militä-

*) Der Versuch eines kleinen Hauptes sich gegen ihn zu erheben, erbitterte Friedrich bis zur Wuth. Ein Polnischer Edelmann in der Posener Woiwodschaft, Namens Sulkowski, schüttete auf seinen Gütern für die Russen Getraide auf, und wollte ihnen sogar Kanonen zuführen. Dafür ließ ihn der König von Preußen durch den General Wobersnow mitten in Polen überfallen, die Magazine zerstören, und ihn selbst nach Glogau bringen, wo er in die Festung gesperrt ward.

rischen Meisterschaft. Durch die verdecktesten und schnellsten Märsche überlistete er den vorsichtigen Daun in Böhmen, und zerstörte ihm einige Magazine, aus denen funfzig tausend Mann fünf Monathe lang hätten unterhalten werden können, brach dann eben so rasch in Franken ein, jagte viele Haufen des Reichsheeres aus einander, trieb Brandschatzungen ein, machte Gefangene, zerstörte Magazine, und kehrte wieder nach Sachsen zurück, ehe Daun mit seinen achtzig tausend Mann es gewagt hatte, etwas gegen dieses Land zu unternehmen.

Friedrichs Geschäfte im Lager bei Landshut bestanden während dessen in einem fortwährenden Berichtempfangen und Befehlertheilen. Nur Zwischenstunden waren der Musik, dem Lesen, der Dichtkunst, und dem Briefwechsel, besonders mit Fouquet und dem Marquis d'Argens, gewidmet. Endlich erscholl die Nachricht von dem Anmarsche der Russen. Mit ihnen sich zu vereinigen, stand der Oesterreichische General Laudon mit zwanzigtausend Mann bei Lauban bereit. Sogleich erhielt Graf Dohna, der eben die Schweden in Stralsund belagerte, Befehl, sich nach Polen zu wenden, die Vereinigung zu hindern, und wo möglich die Russen in einzelnen Heerhaufen zu schlagen. Er konnte aber nichts weiter ausrichten, als daß er einige kleine Magazine zerstörte, und eine Menge Polen mit Gewalt zum Preußischen Dienste aushob. Unzufrieden mit seinem Zaudern, sandte Friedrich an seine Stelle den General Wedel mit der Vollmacht eines Römischen Dictators hin, und mit dem Befehl, die Russen zu schlagen, wo er sie fände. Kenner zweifelten schon damals, ob dieser Mann dem wichtigen Geschäft gewachsen seyn möchte. In der That war der Erfolg sehr unglücklich. Wedel traf

die

die Russen bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau, griff sie unverzüglich aus einer sehr unvortheilhaften Stellung an (23. Juli), ward völlig geschlagen, und verlor mehr als fünf tausend Mann und den braven General Wobersnow. Soltikow rückte nun sofort nach Krossen vor; der Weg nach Berlin stand ihm offen, und die gefürchtete Vereinigung mit Laudon war gar nicht mehr zu hindern. Sie erfolgte den 3. August.

Friedrich mußte eilen, das Unglück seines Dictators wieder gut zu machen. Einen Theil der Heinrichschen Truppen in Sachsen ließ er unverzüglich in der schrecklichsten Hitze den Eilmarsch nach der Neumark antreten. Prinz Heinrich selbst ward nach Schlesien gerufen, um den König im Lager bei Schmottseifen abzulösen. Er selbst wollte sich nämlich an die Spitze des geschlagenen Wedelschen Heeres stellen, und ging deshalb am 30. Juli mit einem Trupp Husaren nach Sagan ab. Aber als ob ihn sein bevorstehendes Unglück geahnet hätte, machte er vor seiner Abreise sein Testament, und forderte seinem Bruder ein feierliches Versprechen ab, nach seinem Tode in keinen dem Preußischen Hause schimpflichen Frieden zu willigen.

An der Oder fand er vierzig tausend Mann. Er führte sie am 11. August über den Fluß, und sah die vereinigten Feinde, über sechzig tausend Mann stark, auf den Anhöhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf verschanzt, und durch eine sehr große Zahl Kanonen gedeckt. Trotz ihrer sichtbaren Ueberlegenheit beschloß er, sie am folgenden Tage anzugreifen. Es geschah und am 12. August Mittags nach elf Uhr begann die unglückselige Schlacht. Das höchst unbequeme Terrain, das man vorher nicht sorgfältig genug untersucht hatte, und die

drückende Hitze dieses Tages erschwerten den Angriff über alle Erwartung. Die zahllosen Feuerschlünde, mit denen die zu ersteigenden Anhöhen besetzt waren, sprühten Tod und Verderben auf die Angreifenden. Ganze Rotten stürzten auf einmal nieder. Dennoch siegte zuletzt die Preußische Tapferkeit, und um sechs Uhr war der ganze linke Flügel der Russen geworfen, und alle ihre Batterien erobert. Siebzig Kanonen waren in Preußischen Händen. Der König fertigte einen Courier nach Berlin ab, um die vorläufige Siegesbotschaft zu überbringen.

Nie aber hat sich wol in kürzerer Zeit ein Glück schrecklicher gewendet. Noch stand der rechte Flügel der Russen unerschüttert, und die Oesterreicher waren noch gar nicht zum Angriff gekommen. Auch die Flüchtigen vom linken Flügel sammelten sich wieder, da ihnen Friedrich, der sie durchaus vernichtet wissen wollte, die Flucht durch Frankfurt versperrt hatte. Mehrere treffliche Generale, besonders Fink und Seidlitz, riethen dem Könige, jetzt den Kampf abzubrechen, da das Volk ermattet sey, und von den geschlagenen Russen zu erwarten stehe, daß sie sich in der Nacht wol von selbst zurückziehen würden. Aber Friedrich, der seine Sache mit diesem verhaßten Feinde ein für allemal entschieden wissen wollte, und nichts halb thun mochte, bestand auf der Fortsetzung der Schlacht.

Und jetzt begann ein furchtbarer Glücksumsturz. Die ermatteten Preußen sollten die von Laudon unterdeß mit Oesterreichischen Grenadieren wieder besetzten Anhöhen erstürmen, von denen aus Hunderten von Kanonen ein wahrer Todesregen sich auf sie ergoß. Sie sollten es mit den frischen Oesterreichischen Truppen aufnehmen, die alle Vortheile der Stellung vor ihnen vor-

aus hatten. Nicht einmal ihr Geschütz konnten sie nachziehen. Die sonst so festen Linien brachen, die Unordnung ward allgemein, und nun vollendete die Oesterreichische Reiterei die schreckliche Niederlage. Vergebens suchte Seidlitz noch etwas zu retten; von den mörderischen Kartätschenkugeln der Feinde stürzten Mann und Roß zu Boden; selbst der tapfere Anführer ward schwer verwundet zurückgetragen.

Jetzt ward die Flucht im Preußischen Heere allgemein. Kein Rückzug, wie bei Kollin oder Hochkirch, ward geordnet. Jeder eilte, sich selbst zu retten. Ein panisches Schrecken betäubte alle Gemüther, obgleich der Feind — von aller Verfolgung abstand. Umsonst suchte der König, den der Anblick dieser Flucht aus aller Fassung brachte, einige Bataillone zum Stehen zu bringen. Er setzte sich selbst dem größten Feuer aus. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und als er das dritte besteigen wollte, zerschmetterte ihm eine Musketenkugel sein goldnes Etui in der Westentasche. Zuletzt von allen seinen Truppen verlassen, rief er verzweifelnd aus: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?" Er sah, wie nicht bloß alles eroberte Geschütz, sondern auch noch fast alles Preußische dazu stehen blieb, denn jeder suchte nur sein Leben zu retten. Indem kam ein Trupp Oesterreichischer Reiter daher gesprengt, und der König wäre sicher getödtet oder gefangen worden, hätte ihn nicht der Rittmeister Prittwitz mit einem Trupp Husaren umringt, und in Sicherheit gebracht. Mehrmals rief er auf diesem Schreckenswege aus: „Prittwitz, ich bin verloren!" und auf dem Rücken dieses treuen Gefährten schrieb er mit Bleistift die bekannten Worte an seinen Minister Finkenstein in Berlin: „Alles ist ver-

loren, retten Sie die königliche Familie; Adieu für immer!"*)

Er kam spät am Abend in dem Dorfe Oetscher an, wo die Schiffbrücken waren. Hier fanden sich etwa fünf tausend Mann bei ihm ein, die übrigen hatten sich aufgelös't, oder lagen in ihrem Blute. Unter den letzteren war auch der liebenswürdige Dichter Kleist, der, von Kartätschenschüssen verwundet, dann von Kosaken rein ausgezogen und in einen Sumpf geworfen worden war, und wenige Tage nachher den Geist aufgab. Hundertfünf und sechzig Kanonen waren verloren. Der unglückliche Monarch warf sich in seinen Kleidern auf ein Strohlager in einer halb zerstörten Bauernhütte hin; rings um ihn schliefen seine Adjutanten auf bloßer Erde. Die schrecklichen Bilder der Zukunft ließen ihn nicht schlummern. Einem Officier, der ihm am folgenden Morgen berichtete, daß man noch einiges Geschütz gerettet habe, rief

*) Einige Stunden später schrieb er Ebendemselben, von Oetscher aus, auf einem noch vorhandenen schlechten Stück Papier folgenden ausführlichern Bericht: „Ce 12. Août 1759. J'ai attaqué ce matin à 11 heures l'ennemi. Nous l'avons poussé au cimetière des juifs auprès de Frankfort; toutes mes troupes ont donné, et ont fait des prodiges, mais ce cimetière nous a fait perdre un prodigieux monde. Nos gens se sont mis en confusion, je les ai ralliés trois fois; à la fin j'ai pensé être pris moi-même, et j'ai été obligé de céder le champ de bataille. Mon habit est criblé de coups, j'ai deux chevaux tués. Mon malheur est de vivre encore. Notre perte est très-considérable. D'une armée de 48,000 hommes je n'ai pas 3000 dans le moment que je parle tout fait; et je ne suis plus maître de mes gens. On fera bien à Berlin, de penser à sa sûreté. C'est un cruel revers, je n'y survivrai pas. Les suites de l'affaire seront pires que l'affaire même. Je n'ai plus de ressources, et à ne point mentir, je crois tout perdu. Je ne survivrai point à la perte de ma patrie. Adieu pour jamais! Fréderic."

er entgegen: „Herr, er lügt! ich habe keine Kanonen mehr!" Jeder fürchtete sich, ihm nahe zu kommen. Der alte Artillerie-Oberst Moller war in diesen bangen Stunden seine kräftigste Stütze. Ihm näherte er sich so vertraulich, wie er sonst keinem zu thun pflegte. Unter anderm fragte er ihn, wie es doch zugehen möge, daß seine Truppen nicht mehr das leisteten, was sie ehemals gethan hätten. Der fromme Moller erwiederte schüchtern, es sey vielleicht die Sündenschuld des Heeres, bei welchem schon seit einiger Zeit die Betstunden ganz eingegangen wären. Und von dem Tage an ward der ehemalige Feldgottesdienst bei den Regimentern wieder eingeführt.

Am 13. August Nachmittags um vier Uhr ging das geschlagene Häuflein über die Oder nach Reitwein. Hier sammelte der König noch viele Flüchtlinge, zog einige in der Nähe stehende Truppenabtheilungen an sich, ließ Geschütz aus Berlin und Küstrin herbeischaffen, und ging nach Fürstenwalde zurück. An diesem Orte war Friedrich entschlossen, mit seiner kleinen Schaar die Feinde zu erwarten und für die Rettung seiner Hauptstadt sein Leben aufzuopfern. Denn auch gefangen wollte er seinen Ruhm nicht überleben, und für diesen Fall führte er während des ganzen Krieges ein Giftpulver bei sich, das man noch nach seinem Tode gefunden hat. *).

---

*) Sehr merkwürdig ist, was der obengenannte Feldprediger in den „Lebensrettungen" S. 151. über diesen Umstand erzählt: „Im Lager bei Leutmeritz, auf dem gefährlichen Rückmarsch von der Kolliner Schlacht, im Juni 1757, ward mir zuerst unter dem Siegel der höchsten Verschwiegenheit dieß schreckliche Geheimniß durch einen hohen Vertrauten des Königs eröffnet. Meine Seele bebte. Mit Ehrerbietung, aber auch mit pflichtmäßigem Muthe, sagte ich das, wovon ich wünschte, daß es dem Monarchen schnell

Aber es war nicht im Rathe der Vorsehung beschlossen, daß er seinem Unglück erliegen sollte. Was Jedermann, und er selbst, erwartete, daß die Russen und Oesterreicher ungesäumt nach Berlin gehen, die ganze Mark in Besitz nehmen, und so den Krieg in acht Tagen endigen würden, das geschah nicht. Die Russen nämlich, die schon Preußen inne hatten, waren nicht Willens, für Oesterreich Eroberungen zu machen. Daun, der dieß verlangte, erhielt von Soltikow die Antwort: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte nur noch, um weitere Bewegung zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen, denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein handeln sollen."

In diesem gefährlichen Zeitpuncte zeigte sich das Genie des königlichen Bruders Heinrich, der eigentlich zu der unscheinbaren Rolle eines Hüters und Vertheidigers verurtheilt war, in dem glänzendsten Lichte. Während nämlich Daun nach Triebel gerückt war, fiel er ihm durch listig angelegte Manöver so rasch in den Rücken, daß es ihm gelang, die beträchtlichen Oesterreichischen

---

möchte wieder gesagt werden. Und dieß war geschehen; denn ich bekam durch den seligen Oberst Balby Befehl, den Nachmittag vor dem Könige zu erscheinen. Furcht und Muth kämpften bei mir mächtig, und nur nach und nach konnte ich es dahin bringen, daß ich mir ruhig und deutlich das dachte, was ich ihm über diesen Gegenstand zu sagen hätte. Aber es fand diese erhebliche Audienz den Sonnabend nicht Statt, denn ein unvermutheter Ueberfall, den ein heraneilendes Oesterreichisches Corps auf unsere Vortruppen that, nöthigte den König, sich eilend zu Pferde zu setzen, und durch seine Gegenwart den Feinden Furcht und unseren Truppen Muth zu geben. Er begegnete mir unweit dem Schlosse, grüßte mich sehr freundlich, und nun ward meine ganze Seele Wonne, denn ich sah ihn durch diesen Zufall der Schwermuth entrissen."

Magazine in Böhmen zu zerstören, wodurch derselbe in Kurzem zum Rückzug gezwungen und die Mark für dießmal gerettet ward.

Auch Friedrichs Muth kehrte bald wieder zurück, da er das Betragen seiner Feinde wahrnahm. Er schämte sich seines Kleinmuths, und ließ die wackeren Männer, die ihn in seiner Schwäche gesehen hatten, jetzt desto empfindlicher den König wieder fühlen. Da Daun sich nach Böhmen zurückzog, ließ sich auch Soltikow nicht länger halten, und anstatt nach Berlin zu gehen, kehrte er durch Niederschlesien nach Polen zurück. Friedrich folgte ihm bis Glogau, und ließ ihn ruhig über die Oder ziehen.

Thätiger als diese zwei mächtigen Feinde, betrug sich in diesen Umständen das kleine Reichsheer unter dem Herzog von Zweibrücken. Es brach in das ganz von Feldtruppen entblößte Sachsen ein, eroberte Leipzig, Torgau und Wittenberg, und belagerte Dresden. Der Commandant der letztern Stadt, der tapfere Graf Schmettau, hatte gleich nach der Niederlage bei Kunersdorf vom Könige Befehl erhalten, es nicht aufs äußerste kommen zu lassen, da man ihm doch keinen Beistand schicken könne, sondern nur die königlichen Cassen zu retten, die fünf, nach Anderen sieben Millionen Thaler enthielten. Späterhin aber fand der König Gelegenheit den General Wunsch nach Sachsen zu schicken, der Torgau und Wittenberg glücklich wieder eroberte, und auch Dresden entsetzt haben würde, wenn nicht Schmettau, der von seiner Ankunft nichts wußte, unglücklicher Weise den Tag vorher die Capitulation abgeschlossen hätte (4. Sept.). So ging Friedrichs Hauptniederlage in Sachsen verloren, und obgleich das Geld gerettet ward, so fielen doch dem Feinde so

reich gefüllte Magazine und Kriegsvorräthe in die Hände daß Daun dießmal nicht nöthig hatte, seine Winterquartiere in Böhmen zu suchen.

Dieser neue Verlust, der einzige unersetzliche im ganzen Feldzuge, brachte Friedrich außer sich. Sobald er in Schlesien der Russen und seines Podagra's los war, eilte er selbst nach Sachsen, um wo möglich den Schaden wieder gutzumachen, und auch diesen unglücklichen Feldzug mit einem kühnen und glücklichen Streich, wie die beiden vorigen, zu enden. Schon hatte Prinz Heinrich den ängstlichen Daun durch geschickte Wendungen nach Wilsdruf zurückmanövrirt, als der König im Lager bei Hirschstein ankam (13. Nov.). Vergebens suchte der besonnenere Bruder seine Hitze zu mäßigen. Er jagte dem weichenden Feinde selber nach, und richtete noch eine Niederlage in dessen Nachzuge an. Den General Fink ließ er mit funfzehntausend Mann über Dippoldiswalde nach Maxen ziehen, um dem Feinde, der im Plauenschen Grunde lag, in den Rücken zu kommen. Dieser einsichtsvolle General fühlte selbst das Gefährliche seines Auftrages. Er machte Vorstellungen, doch Friedrich ließ sich nicht von jedem rathen. So war ein neues Unglück unabwendbar. Fink ward von allen Seiten angegriffen und eingeschlossen (20. Nov.), und nachdem er vier tausend Mann eingebüßt hatte, mußte er sich mit den übrigen elftausend, gerade so wie vor drei Jahren die Sachsen bei Pirna, auf Capitulation ergeben. Einige Tage nachher hatten vierzehnhundert Preußen unter dem Generale Diercke bei Meißen das nämliche Schicksal. Friedrich war hier ganz in dem Falle eines unglücklichen Spielers. Je mehr er verlor, desto mehr wagte er, und desto verhaßter wurden ihm alle kälteren

Spieler. Der geweihten Creatur *) zum Trotze lagerte er sechs Wochen lang bei Wilsdruf in der fürchterlichsten Kälte unter eisigen Zelten, in denen die Soldaten sich auf einander drückten, um sich zu erwärmen, aber dennoch zu Tausenden erkrankten und starben. Seine Freude war, daß Daun dadurch gezwungen wurde, das nämliche zu thun, und mithin auch den nämlichen Schaden zu leiden. Endlich da die Kälte immer heftiger ward, ließ er am 10. Januar 1760 die Winterquartiere beziehen, wobei er das Hauptquartier nach Freiberg verlegte.

Es sind noch einige poetische Episteln aus dieser Zeit, an die Prinzessin Amalie und den Marquis d'Argens, vorhanden, in welchen Friedrich mitten in diesen Drangsalen seine damalige Gemüthsstimmung verewigt hat. Der Gedanke an eine eherne Nothwendigkeit, der sich der Weise zuletzt, wenn alles Gegenstreben fruchtlos sey, blindlings unterwerfen müsse, ist darin der herrschende, und der, daß ja zuletzt der Tod der Befreier von allen Uebeln sey, seine Beruhigung. Seine prosaischen Briefe aus dieser und der folgenden Periode verrathen die höchste Gleichgültigkeit gegen das Leben. Nur sein natürlicher Frohsinn und sein immer reges Ehrgefühl schützten ihn vor Muthlosigkeit. So wie er entschlossen war, zu sterben, so war auch das sein Vorsatz, bis zum letzten Augenblicke seiner Ehre und seiner Pflicht genug zu thun.

---

*) So (oder auch den Mann mit der geweihten Mütze) pflegte er Daun zu nennen, weil derselbe nach der Schlacht bei Hochkirch vom Papste ein geweihtes Baret und einen Degen erhalten hatte.

13. Friedrich vor Dresden, bei Liegnitz und bei Torgau.

(1760.)

Aber mit welchen Hoffnungen konnte er jetzt wol in die Zukunft blicken? Der nächste Feldzug drohte noch unglücklicher als der vorige zu werden. Der Muth seiner Feinde stieg mit ihrem Glücke; Russen und Oesterreicher verstärkten sich, und hatten den Plan, Schlesien und die Mark zu erobern. Friedrich hatte im vorigen Feldzuge ganze Heere eingebüßt, welche die Kaiserin schlechterdings nicht auswechseln wollte, und obgleich seine Werber das ganze Reich in Anspruch nahmen, so konnten doch die zusammengebrachten Rekruten die alte trefflich geübte und disciplinirte Preußische Infanterie nicht ersetzen. Um Geld zu erhalten, mußte Sachsen fortwährend gebrandschatzt werden. Sogar die Wälder des Landes wurden umgehauen, und das Holz zu Gelde gemacht. Die Münze ward von Jahr zu Jahr mehr verringert, und da die Holländer und Engländer diesen Kunstgriff nachahmten, so ward sogar aus der Fremde noch die Masse des schlechten Geldes vermehrt. Nur der Ruf von Friedrichs Thaten, und die Zauberkraft, mit der er alle Herzen an sich zu fesseln wußte, bewirkten es, daß die Tausende von Menschen, die durch List und Gewalt täglich zu seinen Fahnen geschleppt wurden, so gehorsam aushielten, und sich so willig in die Preußische Disciplin fügten, welches um so mehr zu bewundern ist, da an Officieren schon ein auffallender Mangel war, und man selbst Knaben aus den Cadettenhäusern bei dem Heere anstellen mußte.

Schmerzlicher konnte wol nichts für Friedrichs thätigen Geist seyn, als sich nun schon zum zweiten Male auf den bloßen Vertheidigungskrieg zurückgeführt zu sehen. Dießmal wollte er Sachsen beschützen, Schlesien und die Mark sollten Fouquet und der Prinz Heinrich decken. Er lag deshalb ruhig bis zur Mitte des Junius in seinem festen Lager bei Schlettau im Meißnischen Kreise, bewacht von Dauns großem Heere, das bei Dresden stand. Der kleine Krieg ging unaufhörlich fort, und im Lager wurden die täglich ankommenden Rekruten geübt. Unterdessen lauteten die Nachrichten aus Schlesien sehr beunruhigend. Glatz, der Schlüssel zu diesem Lande, ward vom General Harsch eingeschlossen, und Fouquet verzweifelte daran, mit seinen achttausend Preußen sein Lager bei Landshut gegen Laudons dreißigtausend Mann zu behaupten. Er zog sich zurück, allein nun riefen die Gebirgsstädte um Hülfe, und so mußte er auf des Königs ausdrücklichen Befehl wieder in jenes unrettbare Lager zurückgehen. Er that es mit der Ergebung eines Leonidas, indem er sein Schicksal deutlich vor Augen sah.

Friedrich brach indeß plötzlich aus seinem Lager bei Schlettau auf, überließ Sachsen der Vertheidigung seines Generals Hülsen, und ging in der Nacht vom 15. Juni bei Zehren über die Elbe. Sein Marsch ging auf die Lausitz zu. Ihm zur Seite ging Dauns großes Heer, mit dem die Scharmützel kein Ende nahmen. Am 6. Juli ging das Heer bei Bauzen über die Spree. Die Hitze war so außerordentlich, daß an diesem einen Tage hundert und fünf Mann in ihren Gliedern mitten im Marsche todt niederfielen. Erst jetzt erhielt er die traurige Nachricht von Fouquets Niederlage. Er unterdrückte seine Bestürzung darüber, und sagte in einem festen Tone zu

seinen Officieren: „Fouquet ist gefangen, aber seine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat sich wie ein Held gewehrt."

Laudon hatte diesen trefflichen General mit vierfach überlegener Macht am 23. Juni früh um zwei Uhr angegriffen. Bis Mittag hatte der verzweiflungsvolle Kampf gedauert. Die Preußische Infanterie war theils niedergemacht, theils gefangen, die Reiterei schlug sich durch. Fouquet fiel unter sein erschossenes Pferd, und die feindlichen Dragoner hieben auf ihn ein. Sein treuer Reitknecht Trautschke warf sich über ihn, fing mit seinem Leibe die Hiebe auf, und schrie unaufhörlich: „Wollt ihr denn den commandirenden General umbringen?" bis ein feindlicher Oberst ihn rettete. Die Oesterreichische Disciplin zeigte sich bei dieser Gelegenheit gegen die Preußische in einem schlechten Lichte. Die Kroaten hieben nicht nur viele wehrlose Preußen, die bereits das Gewehr gestreckt hatten, nieder, sondern Laudon ließ auch nach dem Siege die Stadt Landshut plündern, und alle Fabriken derselben zerstören.

Friedrich kehrte plötzlich um, und eilte wieder nach Sachsen. Am 14. Juli erschien er vor Dresden, das er durch die Ueberraschung wegzunehmen hoffte. Aber das gelang nicht. Daun erhielt volle Zeit, ihm wieder nachzukommen, und sich ihm gegenüber zu legen. Es ward darauf eine Belagerung angefangen, und die schöne Stadt durch unaufhörliches Bombenwerfen verwüstet. Umsonst stampfte Friedrich vor Ungeduld den Boden, umsonst ließ er einem Regimente, das er der Feigheit beschuldigte, die Seitengewehre, und den Officieren die Huttressen abnehmen: der Oesterreichische Commandant ergab sich nicht. Vielmehr wurden funfzehn hundert Preußen erschossen,

acht von Magdeburg kommende Kornschiffe auf der Elbe weggenommen, und Daun rückte immer näher. Am 26. Juli machten die Feinde ein großes Freudenfeuer, und ein gefangener Officier, den man um die Ursach davon befragte, sagte aus, General Laudon habe die Festung Glatz erobert. Diese Nachricht war ein neuer Donnerschlag für Friedrich. Doch unterdrückte er auch hier seine Bestürzung, und sagte: „Sey's! Im Frieden werden sie es uns ja wol wiedergeben. Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir nicht Alles verlieren."

In der Nacht vom 30. Juli brach er von Dresden auf, und trat seinen vorigen Marsch durch die Lausitz wieder an. Vor ihm her ging Daun, hinter ihm Lasey; die drei Heere schienen einem Herrn zu gehören. Der Scharmützel war kein Ende. Nach tausend Gefahren kamen die Preußen glücklich in Schlesien an, und lagerten sich in der Gegend von Liegnitz. Aber ihnen gegenüber, jenseits der Katzbach, stand das nun vereinigte Daunsche und Laudonsche Heer, und verlegte ihnen die Wege nach Breslau und Schweidnitz. Und gerade dahin mußte man gehen, weil dort die großen Magazine waren, und man nur noch auf wenige Tage Lebensmittel hatte. In einer mißlichern Lage war Friedrich noch nie gewesen. Er mußte hier, wenn Alles geschah, was geschehen konnte, das Schicksal Finks bei Maxen erwarten. Denn außer jenen ihm dreifach überlegenen Oesterreichern, stand auch noch jenseits der Oder, unweit Breslau, der Feldmarschall Soltikow mit sechzig tausend Russen, den nur die Eifersucht auf Daun noch etwas zurückhielt. Der König, der jeden Tag angegriffen und umzingelt zu werden befürchtete, mußte wie ein Parteigänger fast alle Nächte seine Stellung ändern, um den zögernden Daun irre zu ma=

chen. Gerade so that er es auch in der Nacht vom 14. auf den 15. August. Er ließ ganz in der Stille sein Lager bei Jeschkendorf abbrechen, welches die Oesterreichischen Generale den Tag vorher sorgfältig erspäht hatten, und zog sich weit von den täuschenden Wachtfeuern auf die Anhöhen von Pfaffendorf. Hier legte sich die Mannschaft ruhig nieder, jeder behielt sein Gewehr im Arm, und da sie nicht singen durften, plauderten sie. Die heitere, milde Nacht machte Alle guter Dinge. Auch der Feind war diese Nacht nicht müßig. Er hatte dem König eine Scene wie die bei Hochkirch zugedacht, und zu dem Ende brach Laudon mit seinem ganzen Heere um Mitternacht auf, um die nämlichen Höhen bei Pfaffendorf zu besetzen, die, ihm unbewußt, so eben von den Preußen eingenommen waren. Etwa um zwei Uhr entdeckte ihn eine Preußische Husarenpatrouille. „Wo ist der König?" rief der zurücksprengende Major Hund. „Was giebts?" fragte der erwachende Friedrich. — „Ew. Majestät, der Feind ist da, und schon ganz nahe!" — „Pferd her!" rief Friedrich, und jeder General flog an seinen Platz. — „Wie wird's gehen, mein lieber Schenkendorf?" fragte er denjenigen von ihnen, der den Angriff machen sollte. „Ich will einmal die Burschen fragen," antwortete dieser. „Nun Grenadiere, was meint ihr, werdet ihr als ehrliche Kerle fechten?" — „O ja, wenn sie uns anführen!" war der allgemeine Ausruf. Schenkendorf war einer der ersten unter den Verwundeten. Aber seine Grenadiere rächten ihn hundertfältig. Laudon, erstaunt sich so empfangen zu sehen, und unvermögend, in dem Dämmerlicht des Morgens den wahren Stand des Feindes zu erkennen, hatte hier das Schicksal Friedrichs bei Hochkirch, nur daß er noch in weit kürzerer

Zeit geschlagen ward. Früh um fünf Uhr war alles vorüber; der Feind hatte zehn tausend Mann an Todten und Verwundeten, sechs tausend Gefangene und zweiundachtzig Kanonen eingebüßt. Daun war zu entfernt zur Hülfe gewesen, auch hatte ein widriger Wind den Donner des Geschützes von seinen Ohren abgehalten.

Für den Geist der Ehre, der auch die Gemeinen in Friedrichs Heer beseelte, ist der Zug bezeichnend, daß einige alte Grenadiere aus jenem Regimente, dem bei Dresden die Seitengewehre abgenommen worden, jetzt hervortraten, und auf ihre bewiesene Tapferkeit sich berufend, ihre Ehrenzeichen bittend zurückforderten. „Ihr sollt sie wieder haben, Kinder!" war Friedrichs gütige Antwort, und das ganze Heer nahm Theil an der diesem würdigen Regimente widerfahrnen Gerechtigkeit.

Die Schlacht bei Liegnitz war für den König der erste heitere Sonnenblick nach einem Jahre voller Trübsal. Als der wackere Zieten herantrat, ihm Glück zu wünschen, fielen Beide, von ihren Gefühlen überwältigt, einander in die Arme, und der treue Gehülfe ward noch auf dem Schlachtfelde zum General der Cavalerie ernannt. Aber der große König war weit entfernt, sich an jenem Sonnenblick unthätig zu wärmen. Nur einen kleinen Theil der ihm drohenden Gewitterwolke hatte sein Sieg zerstreut. Erst von der geschickten Benutzung desselben hing seine völlige Rettung ab.

Mit einer Schnelligkeit, die dem Feinde Bewunderung einflößte, war das ganze Heer schon um neun Uhr Vormittags wieder im Marsch, nach Parchwitz zu. Man erreichte Neumark glücklich, und nun war man vor dem Hunger geborgen. Bei Breslau hatte man noch die Russen zu treffen gefürchtet; allein sie hatten sich, auf-

gebracht, über Dauns Zaudern, bereits über die Oder zurückgezogen. In Breslau fand man die Vorstädte abgebrannt, und viele Häuser in der Stadt verwüstet. Dieß rührte von einer Belagerung Laudons her, die der tapfere Preußische Befehlshaber, General Tauenzien, während Friedrichs Aufenthalt in Sachsen, glücklich abgeschlagen hatte.

Daun zog sich nun ins Gebirge, und machte Miene, den König von Schweidnitz abzuschneiden. Dieser mußte ihm dahin folgen, und lagerte sich bei Dittmannsdorf. Die beiden Lager berührten hier einander fast, und alle Tage gab es Scharmützel. Friedrichs Lage ward immer ungewisser, er sah kein Ende dieses Treibens ab. In diesen trüben Tagen waren d'Argens Briefe ein Labsal für sein trostbedürftiges Herz. „Die Krisis (schrieb er diesem Freunde unterm 18. Sept.) hat eine andere Gestalt gewonnen, aber noch ist nichts entschieden. Ich verzehre mich langsam; ich bin wie ein Körper, dem täglich einige seiner Glieder abgenommen werden. Der Himmel stehe uns bei, es ist uns sehr nöthig. Sie erinnern mich immer an meine Person. Sie sollen wissen, daß es nicht nöthig ist, daß ich lebe, wol aber, daß ich meine Schuldigkeit thue, und für mein Vaterland streite, um es zu retten, wenn es noch möglich ist. Sie können sich keinen Begriff von unseren entsetzlichen Mühseligkeiten machen; dieser Feldzug übertrifft alle vorigen; bisweilen weiß ich nicht, wohin ich mich wenden soll. Meine Fröhlichkeit ist mit den lieben und würdigen Personen begraben, an denen mein Herz so fest hing. Schmerzhaft und traurig ist das Ende meines Lebens. Vergessen sie ihren alten Freund nicht, lieber Marquis!"

Während Friedrichs Aufenthalt in Schlesien war

Sachsen

Sachsen den Reichstruppen gänzlich Preis gegeben. Sie eroberten Leipzig mit leichter Mühe, und drängten zuletzt auch Hülsens kleinen Heerhaufen aus Torgau und Wittenberg fort. Zu diesem Verluste kam noch eine weit größere Gefahr. Man hatte es endlich von dem Feldmarschall Soltikow erlangt, daß dieser eine Schaar von zwanzig tausend Russen in Verbindung mit funfzehn tausend Oesterreichern nach Berlin schicken wollte. Am 4. October kam dieser gefürchtete Feind vor den Thoren von Friedrichs Hauptstadt an. Zitternd ließ man ihn ein, und bewilligte seine Forderungen. Preußens guter Genius wollte, daß der Anführer dieser Horden, der General Tottleben, ein Mann von edler Gesinnung und feiner Bildung war, der durch seine Mannszucht und Ordnung den nach ihm erschienenen Oesterreichischen General Lascy ungemein beschämte. Die Russen waren hier die ehrliebenden Feinde, die Oesterreicher die Barbaren, den einzigen General Esterhazy ausgenommen, der in Potsdam befehligte, und das dortige Schloß, so wie Sanssouci, ohne die geringste Verletzung zurückgab, dagegen in Schönhausen, und besonders in Charlottenburg, wo die Sachsen hauseten, Alles verwüstet, und unersetzliche Gemählde und Antiken bis zur Vernichtung verstümmelt wurden. Friedrich vergaß den Sachsen diesen Frevel nicht, und er, der außer den Brühlschen Schlössern bisher nichts Schönes ohne Noth verderbt hatte, ließ dafür, sobald er wieder nach Sachsen kam, das Jagdschloß Hubertsburg rein ausplündern.

Wie viel in bedrängten Umständen der gute Wille und die Klugheit eines Mannes vermag, das zeigte während der Einnahme Berlins der patriotische Kaufmann Gotzkowsky, der, mit edler Aufopferung seines eigenen

Vermögens, durch seine klugen Vorstellungen unendliches Uebel abgewandt hat, das dieser Stadt noch zugedacht war, und dessen Name um so mehr in der dankbaren Erinnerung der Nachwelt fortzuleben verdient, da es seinem Könige nicht gefallen hat, ihn für seine Treue zu belohnen. Man konnte Friedrichen nicht mehr mißfallen, als durch gewisse, selbst edle, Anmaaßungen, die er sich — vermöge seiner Eifersucht — gern allein vorbehalten hätte. Auch der Holländische Gesandte Verelst legte bei dem wilden Lascy ein wirksames Fürwort ein, als schon vom Plündern der Stadt die Rede war.

Acht Tage hatte man die gefürchteten Gäste geherbergt, als das Geschrei: Friedrich kommt! sie eiligst verjagte (12. Oct.). Lascy ging nach Sachsen, Tottleben über die Oder zurück. Von Beiden ward das platte Land Hunnisch verwüstet; die Oesterreicher plünderten selbst die Leichname in den Begräbnißgewölben. Friedrich stand bei Guben, als er von ihrem Abzuge hörte. Jetzt wollte er sich sogleich nach Sachsen wenden. Er ging daher über Lübben nach Dessau, wo er das Heer mit Lebensmitteln aus Magdeburg versorgte. Sachsen sollte nun von Neuem erobert werden. Aber bei Torgau lag Daun verschanzt, der dem Könige aus Schlesien gefolgt war. Auch das Reichsheer hatte noch einen großen Theil von Sachsen inne, und an der Oder standen die Russen, die, wenn dem Könige jetzt ein Unglück begegnete, bereit waren, sammt den Oesterreichern ihre Winterquartiere in der Mark zu nehmen. Er selber sah für diesen Fall keine andere Aussicht, als den Tod. Und wahrlich, Dauns furchtbare Stellung auf den Weinbergen bei Torgau drohte, einen Auftritt wie den bei Kunersdorf zu geben. „Nie, schreibt der König am 28. Oct.

an d'Argens, werde ich den Augenblick sehen, der mich nöthigen wird, einen nachtheiligen Frieden zu schließen; kein Bewegungsgrund wird im Stande seyn, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterschreibe. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dem Geschick, was mich verfolgt, dieser Trost noch zu süß seyn sollte, so werde ich mein Unglück zu endigen wissen, wenn es nicht mehr möglich seyn wird, es zu tragen. Stets handelte ich einer innern Ueberzeugung und den Gefühlen der Ehre gemäß, und auch meine letzten Schritte werden mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine männlichen Jahre dem Vaterlande aufgeopfert habe, glaube ich berechtigt zu seyn, über mein Alter zu gebieten. Es giebt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind, das ist nicht meine Sache. Habe ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben, unbekümmert, was man davon sagen wird; ja ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich es nie erfahren werde. Wie? ich sollte ein kraftloses Alter vorziehen, voller Verdruß und Schmach, voller Betrübniß über vergangenes Glück, und voller Beleidigungen? Nein, Marquis:

Wenn Alles uns verläßt, die Hoffnung selbst zerbricht,
Dann ist das Leben Schimpf, und Sterben wird uns Pflicht *)."

Am 26. October ging das Heer bei Dessau über die Elbe, und rückte auf Düben vor, um dort ein Magazin zu errichten. Hülsen ging mit seiner Schaar nach Leipzig, welches nun wieder von Preußischen Bataillonen besetzt ward (31. Oct.), und trieb die Reichstruppen

---

*) Verse aus Voltaire's Merope:
Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre, et la mort un devoir.

zurück. Dem Könige selbst blieb nichts übrig, als Daun in seinen Verschanzungen anzugreifen. Er nahm am 2. November das Lager bei Langen=Reichenbach, zwischen Schilda und Torgau. Daun hielt es für unmöglich, angegriffen zu werden; er wollte daher den König hinhalten, und ihn, da der Winter vor der Thür war, durch sein bloßes Zaudern zwingen, Sachsen zu verlassen.

Friedrich schwankte einige Augenblicke, ob er Leben oder Tod dem Schicksal einer Schlacht überlassen sollte. Er berief seine Generale zusammen, und wollte ihre Meinung hören. Alle schwiegen; endlich sagte der alte Zieten fest und laut: „Alle Dinge sind möglich, nur eins ist schwerer als das andere." Jetzt ward die Schlacht beschlossen, und der Befehl zum Aufbruch bekannt gemacht.

Der 3. November war der große, entscheidende Tag. Das Preußische Heer theilte sich, nach Friedrichs Plan, in zwei Hälften; mit der einen wollte der König selbst, von vorn über Neiden und Elsnig, das Oesterreichische Lager stürmen, mit der andern sollte Zieten durch einen Umweg demselben bei Siptitz und Groswig in den Rükken fallen. Die langen Märsche verzögerten den Angriff bis nach zwei Uhr Nachmittags. Ein unseliges Mißverständniß drohte gleich zu Anfang dem Heere des Königs Verderben. Man hörte nämlich ein starkes Schießen auf der andern Seite, und dieß verleitete zu glauben, Zieten sey schon an seinem Platze. Ihn rasch zu unterstützen, wartete Friedrich nicht die ordentliche Stellung des ganzen Treffens ab, sondern führte einzelne Bataillone gegen den Feind. Aber dieser empfing ihn mit einem Donner aus mehr als zweihundert Kanonen, der mehrere Personen auf der Stelle des Gehörs beraubte,

und desgleichen der König selbst nie gehört zu haben betheuerte. Die Bataillone stürzten Mann vor Mann nieder, frische wurden herangeführt, aber sie hatten dasselbe Schicksal. Weder Reiterei noch Fußvolk konnten sich gegen diese Kartätschen sprühenden Feuerschlünde halten. Rechts und links neben dem Könige schlugen die feindlichen Kugeln in die Erde, so daß sein Pferd in beständiger Bewegung blieb. Auch traf ein Streifschuß seine Brust, aber ein Pelz und ein Sammtrock schwächte die Wirkung der Kugel. Es war ein blutiger Tag, und mit jeder Viertelstunde sank Friedrichs Hoffnung mehr. Die Nacht brach ein, und man hatte sich der feindlichen Verschanzungen nicht bemeistert, vielmehr lag der Kern der Preußischen Infanterie auf dem Blutfelde hingeschlachtet, und schon war ein Oesterreichischer Courier auf dem Wege nach Wien, der Kaiserin die Siegesbotschaft zu bringen.

Die Verwirrung nach dem Eintritt der Dunkelheit war fürchterlich. Preußen schossen auf Preußen, und Oesterreicher auf Oesterreicher, und der König selbst war oft in Gefahr einem feindlichen Haufen in die Hände zu gerathen. Gegen die Schauder einer langen und feuchtkalten Novembernacht wurden unzählige Feuer in der Torgauer Heide angezündet, um die sich Oesterreicher und Preußen lagerten, entschlossen, sich am Morgen Denen zu ergeben, für die sich der Sieg erklären würde. Zehntausend Verwundete mußten diese lange kalte Nacht auf feuchter Erde in ihrem Blute liegend verseufzen.

Man hörte indessen noch bis halb zehn Uhr auf der andern Seite kanoniren. Hier hatten Zieten*), Sal-

*) Beiläufig einige Spartanische Charakterzüge von diesem

dern und der Oberstlieutenant Möllendorf, die Anhöhen von Siptitz glücklich erstiegen und den Feind in so große Verwirrung gebracht, daß Daun, der selber am Schenkel verwundet worden war, sein Heer um Mitternacht still durch Torgau über die Elbe zurückgehen ließ. Friedrich brachte unterdessen die bängste aller Nächte in der kleinen Kirche des Dorfes Elsnig zu, weil alle Bauernhäuser voll Verwundeter waren, und setzte hier, auf der untersten Stufe des Altars sitzend, bei dem Schimmer eines schwachen Lichts, Befehle und den Entwurf zur morgenden Erneuerung des Angriffs auf. Er schickte einmal über das andere hinaus, um zu erfahren, ob es denn nicht bald tagen würde; endlich warf er sich aufs Pferd, und ritt im grauen Duft der ersten Dämmerung zum Dorfe hinaus. Da sah er von fern Reiter in weißen Mänteln. Es war Zieten, der im Tone eines Bericht erstattenden Officiers zum Könige sagte: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück." Jetzt stürzten Beide zugleich von ihren Pferden, Friedrich lag in Zietens Armen, und dieser, von seinen Gefühlen überwältigt, weinte laut auf, ohne weiter ein Wort hervorbringen zu können. Dann sprengte er zu seinen Kriegern zurück, und rief: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen, und der Feind ist völ-

Helden. Ehe noch sein Corps zum Angriff kommen konnte, ward es von den Batterien des Feindes schon erreicht. Gleich der erste Schuß kostete einem Officier das Leben. Ein Cornet, der noch nie einer Schlacht beigewohnt hatte, meldete es erschrocken dem General, erhielt aber den kaltblütigen Bescheid, es würden wol noch Mehrere erschossen werden. Bald darauf nahm eine Kanonenkugel einem Cürassier den Kopf weg. Um diesem Anblick, bei dem die Anderen zu verweilen Muße hatten, das Abschreckende zu benehmen, sagte Zieten in seinem zutraulichen Tone: „Kinder, der da hatte einen sanften Tod."

lig geschlagen. Es lebe unser großer König!" Alle antworteten einstimmig: „Ja ja! unser König Fritz soll leben! Aber unser Vater Zieten auch, unser Husarenkönig auch! *)"

Friedrich vergaß nicht, seinen braven Truppen für ihre Treue zu danken, und sie nach seinen Kräften zu belohnen. Sie waren vergnügt, trotz aller Mühseligkeiten, und scherzten mit ihm; eine Freiheit, die er ihnen jetzt gern gestattete. Er hieß ihnen nicht anders als Fritz, und ward oft mit Du angeredet. Er selbst sah mit Recht diesen Sieg — den er mit vierzehntausend Mann erkaufen müssen — nur als eine Hülfe für den Augenblick an. Glück genug, daß Daun nach Dresden zurückgetrieben, und Soltikow von der Mark abgehalten war, und daß man noch einmal das Winterquartier in Sachsen nehmen konnte. Friedrich wählte dießmal Leipzig zu seinem Aufenthalte, und weihte hier, mitten im Gewühle der schwierigsten Geschäfte und der bangsten Sorgen, manche Stunde den Musen und der litterarischen Unterhaltung **), unter andern auch mit den

*) Auch unser oft genannte Feldprediger hat uns aus dieser Schlacht einige Züge von gemeinen Soldaten aufbehalten, welche die allgemeine Liebe zum Könige rührend bezeugen. „Als derselbe, erzählt er, am folgenden Morgen über das Wahlfeld ritt, und den Verwundeten sein Mitleid bezeugte, riefen schwer verwundete Officiere und Gemeine ihm zu: Ach! wir freuen uns nur und danken Gott, daß Ew. Majestät leben! — Ein durch den Leib geschossener, seinem Tode naher Grenadier eines Magdeburgischen Regiments sagte: nun will ich gerne sterben, da ich nur weiß, daß wir gesiegt haben, und der König lebt."

**) Er ließ unter andern seine Kammermusik und den Marquis d'Argens zu sich kommen. Dieser fand ihn eines Abends auf plattem Boden sitzend, und mit einem Stöckchen seine Hunde regierend, die ein Fricassee aus einer großen Schüssel fraßen.

Leipziger Gelehrten, von denen ihm jedoch nur der bescheidne Gellert gefiel.

---

14. Schweidnitz und Kolberg verloren.

(1761.)

Jetzt machte der erschöpfte Held einige Friedensversuche. Aber eben nun glaubten seine beiden Feindinnen ihn am wenigsten loslassen zu müssen, da sie ihn in dem nächsten Feldzuge ganz gewiß aufzureiben hoffen durften. Und wahrlich, diese Hoffnungen schienen sehr gegründet: denn schon hatten die Oesterreicher durch Glatz und Dresden festen Fuß in Schlesien und Sachsen; Friedrichs zuverlässigste Krieger lagen auf den Schlachtfeldern verscharrt, oder schmachteten gefangen in den Ungerischen Festungen, aus denen man keine Auslösung gestattete; König Georg II. von England war gestorben (Oct. 1760.), und der Günstling seines Nachfolgers, Lord Bute, bewilligte keine Hülfsgelder mehr; nur aus einem kleinen Theile seiner Staaten konnte Friedrich noch Einkünfte beziehen, und auch von Sachsen stand ihm nur noch die Hälfte zu Gebote. Aus dieser, und namentlich aus der Stadt Leipzig, mußten die erforderlichen Kriegssteuern — so wollte es die unerbittliche Nothwendigkeit — mit einer dem so menschlichen Friedrich sonst nicht gewöhnlichen Strenge eingetrieben werden.

Der Feind wollte dießmal schlechterdings Schlesien erobern, und dann etwa nach Berlin gehen. Dieß sollte Laudon in Vereinigung mit dem Russischen Feldmarschall Butturlin vollbringen. Damit aber das Preußische Heer in Sachsen dem in Schlesien nicht beispringen könne,

sollte Daun dasselbe bei Dresden beschäftigen. Gegen den Herzog Ferdinand von Braunschweig — der die Flanke des Königs trefflich deckte, 1759 (1. Aug.) über die Franzosen bei Minden einen herrlichen Sieg errungen, und auch 1760 Westphalen und Hannover gegen die weit zahlreicheren Feinde geschützt hatte — zogen dießmal zwei Französische Heere unter Broglio und Soubise, zusammen hundert sechzig tausend Mann stark!

Friedrich überließ Sachsen dessen altem Hüter, dem vorsichtigen und gewandten Prinzen Heinrich, um in eigener Person die Vertheidigung Schlesiens zu übernehmen. Am 10. Mai kam er bei dem Heere in Löwenberg an. Die Russen standen an der Polnischen Grenze, und eilten nicht sehr, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Drei Monathe vergingen jetzt unter künstlichen Märschen und Manövern, durch welche Laudon und der König wetteiferten, jener, die Russen an sich zu ziehen, dieser, sie abzuhalten. Endlich, am 12. Aug., geschah doch die Vereinigung in der Gegend von Striegau. Friedrich stand jetzt mit funfzig tausend Mann hundert dreißig tausend gegenüber, die ihn erdrückt haben würden, wenn Laudon allein über sie zu gebieten gehabt hätte. Daß dieß nicht der Fall war, rettete ihn. Butturlin war kein Marlborough; er fühlte seinen alten Adel und daß er Feldmarschall, und Laudon nur Feldzeugmeister sey, und hatte keine Lust, dem Genie des Letztern, das sich auszuzeichnen brannte, mit seinen Russen zur Erringung eines Heldenruhms behülflich zu seyn, von dem vielleicht nur wenig auf ihn selbst gefallen seyn würde: mit einem Worte, Friedrichen ward nicht ein Haar gekrümmt.

Der bedrängte Held stellte sich indessen die Gefahr, in der er schwebte, doch nicht so klein vor, denn allenfalls

war schon der einzige Laudon mit seinen zweiundsiebzigtausend Oesterreichern hinreichend, ihn zu Grunde zu richten. Er that in dieser Noth, was er noch nie gethan; er verschanzte sich bei Bunzelwitz vor Schweidnitz so fest, daß sein Lager einer Festung glich. Des Nachts mußten die Soldaten in Schlachtordnung stehen, und am Tage schliefen sie. Friedrich selbst, der wenig Nachrichten vom Feinde erhalten konnte, machte sich die finstersten Vorstellungen von der Zukunft. Sein Kummer war so groß, daß er, wie öfters in solchen Fällen, den König vergaß, und sich zur Freundschaft herabließ. Oft suchte er bei Zieten in dessen nächtlicher Hütte Trost. Der wackere Krieger setzte dann immer dem verzweiflungsvollen: „Es wird nicht gehen, es kann nicht gehen," die männliche Versicherung entgegen, daß gewiß einst noch Alles ein gutes Ende nehmen werde. Friedrich, der zu dieser Hoffnung gar keinen Grund mehr vor sich sah, fragte darauf einst spöttisch, ob er sich etwa einen neuen Alliirten verschafft habe. „Nein, antwortete Zieten, nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht." — „Ach, seufzte der König, der thut keine Wunder mehr!" — „Deren brauchts auch nicht, versetzte der fromme Zieten, er streitet dennoch für uns, und läßt uns nicht sinken."

Zwanzig Tage lang hielt der vereinigte Feind das kleine Preußische Heer in dem Lager bei Bunzelwitz eingeschlossen, ohne es anzugreifen, denn Butturlin wollte nun einmal durchaus nichts thun, was Laudon wünschte, und was den Oesterreichern mehr als den Russen gefrommt hätte. Man hatte ja, was man haben wollte, nämlich das Königreich Preußen; daß Oesterreich Schlesien bekäme, hielt man für so nöthig nicht. So blieben

also die hundert dreißig tausend Mann unthätig stehen, und endlich sah Butturlin sich aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt, sich wieder von Laudon zu trennen, und über die Oder zurück zu gehen (13. Sept.). Bloß zwanzig tausend Mann ließ er unter Anführung des Generals Czernischef bei Laudon zurück. Friedrich sah diese seine Befreiung für ein Werk des Himmels an, und sagte zu Zieten, jenes Gesprächs sich erinnernd: „Er hat damals doch Recht gehabt, und Sein Alliirter hat Wort gehalten."

Noch war von Butturlin zu besorgen, daß er mit seinem Heere nach der Kurmark gehen werde. Dieß zu verhindern, erhielt der Preußische General Platen den Auftrag, mit acht tausend Mann plötzlich in Polen einzubrechen, und die Magazine im Rücken des Feindes zu verbrennen; ein kühnes Unternehmen, das aber mit unerwartetem Glück ausgeführt ward. Butturlin war nun für dieß Jahr außer Stande, etwas zu unternehmen, und die Mark war noch einmal gerettet.

Aber leider ließ sich Friedrich von seiner Freude über zwei Unfälle, denen er glücklich entronnen war, zur Sorglosigkeit gegen einen dritten verleiten, der ihm noch bevorstand. Er verließ sein festes Lager, und zog sich gegen Neiße hin, vermuthlich um die Oesterreicher in die Ebene zu locken, und sie dann zu überfallen und zu einer Schlacht zu zwingen. Laudon verließ auch wirklich die Gebirge, aber nicht um ihm nachzugehen, sondern um die Festung Schweidnitz plötzlich zu überrumpeln. Er führte diese Unternehmung in der Nacht auf den 1. October so geschickt aus, daß die Werke von allen Seiten glücklich erstiegen wurden, und innerhalb einer Stunde Alles geschehen war. Oesterreichische Kriegsgefangne, die

ihre Kerker erbrachen, trugen zum Gelingen des Unternehmens bei. Der Commandant Zastrow wurde mit der schlechten Besatzung von drei tausend Mann ohne alle Capitulation gefangen genommen, und ein reicher Vorrath von allen möglichen Kriegsbedürfnissen fiel dem Sieger in die Hände, der sich aber damit nicht begnügte, sondern auch noch die Häuser plündern ließ; eine Kroatensitte, an der die Russen — zu ihrer Ehre sey es gesagt — dießmal nicht Theil nahmen.

Friedrichs Schrecken über die Nachricht von diesem Unglück war um so größer, da er diesen Streich gar nicht für möglich gehalten hatte. Eine Belagerung hatte er erwartet, wol gar gewünscht, aber an eine Ueberrumpelung in einer Nacht, war ihm kein Gedanke gekommen. Daß er indessen die Schuld an dem Unglück dießmal, wie nicht immer, sich selbst zuschrieb, bewies sein gelindes Verfahren gegen den Commandanten. Gewiß ist, daß dieser Unfall alle seine Entwürfe zerrüttete. Er konnte jetzt gar nicht mehr darauf denken, die Oesterreicher aus Schlesien zu vertreiben, sondern mußte nur auf die Rettung der Hauptstadt und der übrigen Festungen bedacht seyn. Zu dem Ende ließ er seine Truppen in den Dörfern bei Strehlen lagern, und nahm in dem Dorfe Woiselwitz, nahe an der letztgenannten Stadt, sein Hauptquartier.

Hier war es, wo ein Elender, der Baron Warkotsch, dessen Güter in jener Gegend lagen, sich mit dem hinterlistigen Verrath des Königs einen Herostratenruhm erwerben wollte. Ein hinter dem Garten der schlecht bewachten königlichen Wohnung fortgehender Wald, in welchem er alle Stege kannte, erleichterte die Unternehmung, den König zu entführen; schon war deshalb mit

einem Oesterreichischen Officier und einem katholischen Priester das Nöthige verabredet, und die Nacht vom 30. November zur Ausführung des Bubenstücks festgesetzt. Zum Glück schlug Tags vorher dem Jäger des Barons das Gewissen, daß er den letzten Brief nicht zu dem Priester, sondern zu einem rechtschaffenen Lutherischen Prediger, Namens Gerlach, trug, der ihn damit unverzüglich an den König schickte. Warkotsch entsprang, und endete spät, nach langem Umherirren, in Verachtung und Dürftigkeit, sein unwürdiges Leben in Ungern.

Am 10. December legte Friedrich sein Heer längs der Oder zwischen Brieg und Glogau in die Winterquartiere. Er selbst nahm seine Wohnung in Breslau. Hier hörte er bald sehr unangenehme Nachrichten aus Pommern. Ein Russischer Heerhaufe unter dem Grafen Romanzow hatte schon seit dem Sommer diese Provinz überschwemmt und ausgezehrt, und seit dem 20. August Kolberg mit Hülfe einer Russisch-Schwedischen Flotte belagert. Der Befehlshaber der Festung, der alte Oberst Heyden, zeigte große Entschlossenheit: auch der Prinz von Würtemberg that mit seinem Hülfsheer das Seine, allein er beging den Fehler, daß er die Stadt nicht zeitig genug mit Nahrungsmitteln versorgte. So mußte sie sich nach zehnmaliger Aufforderung endlich den 13. December ergeben, welches vielleicht nicht geschehen wäre, wenn die Besatzung nur noch auf vierzehn Tage Brot gehabt hätte.

Die Schweden waren in diesem Jahre durch den General Belling in Zaum gehalten worden. In Sachsen hatte sich Prinz Heinrich gegen Daun trefflich gehalten, und der wieder genesene Seidlitz hatte die Reichsvölker glücklich nach Franken zurückgetrieben. Die Franzo-

sen, verzweifelnd, dem aufmerksamen und kühnen Ferdinand etwas abzugewinnen, rächten sich lieber durch boshafte Verwüstung wehrloser Gegenden. An Mannszucht stand dieß Volk den Russen weit nach. Kein Officier hatte Ansehen, da der Nachdruck von oben her fehlte. Ob sie gleich den Reichsvölkern zur Hülfe gekommen zu seyn vorgaben, so brandschatzten und plünderten sie doch im Fränkischen Kreise dergestalt, daß der Herzog von Sachsen-Meiningen es nöthig fand, diese Gräuel öffentlich und amtlich zur Sprache zu bringen. Aber die Fränkische Kreisversammlung in Nürnberg erhielt den Befehl Ludwigs XV., bei Strafe der härtesten Ahndung die Beschwerden des Herzogs über die Französischen Truppen in ihren Protocollen auszustreichen.

So war denn wieder ein Feldzug beendigt, der nichts entschieden, aber doch die Angelegenheiten des Königs beträchtlich verschlimmert hatte. Der Verlust von Schweidnitz zog den Verlust der Hälfte Schlesiens, so wie der von Kolberg den der Hälfte von Pommern nach sich. In beiden Ländern hatten nun die Feinde zum erstenmale ihre Winterquartiere aufschlagen können. Halb Sachsen hatte Daun inne. Nichts hinderte die Russen, mit Anfang des Frühlings Stettin zu belagern, oder sich wol gar Berlins und des ganzen Kurfürstenthums zu bemächtigen. In Schlesien hatte der König nur noch dreißig tausend Mann, Prinz Heinrich hatte nicht viel mehr. Der größte Theil der Provinzen war erobert oder verheert, man sah nicht mehr ab, woher man Rekruten, Pferde, Geschirre, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse nehmen, noch wie man sie mit Sicherheit zum Heere schaffen sollte.

Oft mag der erschütterte Held in diesen Tagen der

Hoffnungslosigkeit sich mit dem Gedanken, durch Selbstmord der Erniedrigung zu entgehen, wieder sehr ernsthaft beschäftigt haben. Das verrathen nicht nur seine poetischen Briefe aus dieser Zeit, sondern auch Abschiedsreden im Namen Cato's und des Kaisers Otho (vom 1. und 8. Oct.), jener Männer, die in ähnlichen Lagen denselben Ausweg aus dem Gedränge eines feindseligen Geschicks gesucht hatten. Aber daß er seine Gedanken noch poetisch ordnen konnte, beweiset schon für seine Fassung, und die Dichtkunst selbst leitete den Schwermuthsstoff aus seiner Seele ab, indem sie seinen Kummer selbst zum Gegenstande süßer Beschäftigungen machte. Dem Heere zeigte er übrigens nie ein trübes Gesicht; selbst seinen Freunden, Zieten ausgenommen, entdeckte er sich wenig. „Sie sind nicht genug von den Umständen unterrichtet, schreibt er dem Marquis d'Argens, um sich einen richtigen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen; ich kenne sie, und muß sie verschweigen: alle Besorgnisse behalte ich für mich, und theile dem Publicum bloß die Hoffnungen und die wenigen guten Nachrichten mit, die ich ihm geben kann."

Es ist übrigens gewiß, daß das männliche Verhalten seiner wackeren Officiere und Gemeinen, ja seines ganzen Volks zusammengenommen, eben so mächtig auf ihn eingewirkt habe, als sein Geist auf sie alle zurückwirkte. „Seitdem man sich einander ins Ohr sagte, erzählt der würdige Feldprediger Küster, daß vom König die Besorgniß der Vergiftung obwalte, so zeigten einige edle Männer klugen und gutherzigen Muth, indem sie laut vom Selbstmorde als von einer ehrlosen That sprachen, welche nur aus Wahnsinn oder aus Feigheit hervorgehen könne. Und der König achtete sehr auf solche Stimmen. Wenn

die neu aus dem Lande ausgehobenen Rekruten bei dem Heere ankamen, so ließ er sich durch die Flügeladjutanten oder Befehlshaber gern erzählen, was der Bürger und Bauer von dem Kriege spräche, ob sie noch guten Muth und Hoffnung hätten, daß endlich Alles gut gehen würde. Und da hörte er denn oft mit Vergnügen, daß die Stadt- und Landprediger den Gemeinsinn noch immer muthig zum Vertrauen auf Gott und zur Liebe für den König stimmten. Als man einst deutlich bemerkt hatte, daß diese Aeußerungen ihm Freude machten, so sagte ein verständiger Kriegsmann laut: „der König und wir können so lange muthig bleiben, als der Gemeinsinn der Prediger, Bürger und Bauern noch für uns spricht. Ist das Land nicht verzagt, so kann das Heer leicht tapfer bleiben." — Und da haben sich denn wahrlich die damaligen Preußischen Stadt- und Landprediger ein nie genug erkanntes, ein ewig denkwürdiges Verdienst erworben. Ihre Krieges- und Siegespredigten athmeten unerschütterliche Vaterlands- und Königsliebe, und Alles um sich her befeuerten sie mit Vertrauen auf Gott, um so mit dem Könige und seinem braven Heere vereint den Preußischen Nationalgeist zu einer nie vorhergesehenen Höhe hinaufzuschwingen." *)

15. Friede mit Rußland und Schweden.

(1762.)

Maria Theresia betrachtete unterdeß Schlesien als ihr Eigenthum. Den Theil des Landes, den ihre Truppen noch

*) Lebensrettungen ꝛc. S. 170.

noch nicht besetzt hatten, zu erobern, hielt sie für das unfehlbare Werk des nächsten Feldzuges, und in Erwägung des Russischen Beistandes und des schwachen Zustandes der Preußischen Truppen, wagte sie es sogar, zwanzig tausend Mann von den ihrigen abzudanken, um die Unterhaltungskosten zu ersparen. Friedrich, in seiner höchsten Noth, wandte sich dagegen an den Tartar-Chan und den Türkischen Sultan, und suchte sie zu einem Einfalle in die Russischen und Ungerischen Provinzen zu bewegen. Er rief England noch einmal um die Fortsetzung der sonst bezahlten Hülfsgelder an, aber der ungünstige Lord Bute verweigerte sie zum Verdrusse des ganzen Englischen Volks.

Von keiner Seite her zeigte sich eine Aussicht zum Frieden. Vielmehr griff die Flamme des Krieges immer weiter um sich. Choiseul und die Pompadour bewogen Spanien, England unter einem leeren Vorwande den Krieg anzukündigen, und Portugal anzugreifen, welches Land schon seit dem Anfange des Jahrhunderts ganz von den Engländern abhing. Mit der gespanntesten Erwartung harrte Europa der Begebenheiten des neuen Jahres, deren Keime auf etwas Außerordentliches hindeuteten.

Aber so wie funfzig Jahre früher die Ungunst einer Fürstin (der Königin Anna von England) die Lage von Europa plötzlich geändert hatte, so that dieß jetzt der Tod einer andern, der Russischen Kaiserin Elisabeth (5. Jan. 1762). Die Nachricht von diesem Todesfalle war ein Donnerschlag für Theresien, und ein Strahl der Morgenröthe für Friedrich. Jetzt bestieg Elisabeths Neffe, Peter III., den Russischen Thron, ein Enthusiast für Friedrich und seine Thaten, der fast täglich die Preußische Ge-

nerals-Uniform und den schwarzen Adlerorden trug, Friedrichs Bildniß vor allen Russen küßte, und voller Freude war, daß er mit seinem angebeteten Vorbilde sofort auf die uneigennützigste Weise Friede und Freundschaft schließen könnte. Das Erste war, daß er alle Preußischen Gefangenen ohne Lösegeld frei ließ, das fernere Aushauen der Preußischen Wälder verbot, ja den verarmten Pommerschen Ständen Geldsummen schenkte, und ihnen sein Magazin in Stargard einräumte. Friedrich erwiederte diese Freundschaftsbezeigungen auf alle Weise. Er gab die Russischen Gefangenen gleichfalls los, und zahlte dem Fürstenthum Anhalt-Zerbst, dem Geburtslande der neuen Kaiserin Katharina, alle Brandschatzungen und Lieferungen zurück. Am 16. März ward hierauf zu Stargard ein Waffenstillstand, und am 5. Mai zu Petersburg ein völliger Friede geschlossen, in welchem alle Eroberungen zurückgegeben wurden. Ja Peter III. ging in seinem freundschaftlichen Eifer so weit, daß er ein Bündniß mit Friedrich schloß, und seinem General Czernischef in Polen Befehl gab, mit zwanzig tausend Mann zu dem Preußischen Heere zu stoßen.

Die nächste Folge dieser glücklichen Begebenheit war die, daß die Schwedische Regierung, jetzt ihrer größten Stütze beraubt, und des unrühmlichen Krieges müde, trotz aller Französischen Ränke gleichfalls Frieden begehrte, der auch, da beide Theile sich aller Entschädigungen begaben, (zu Hamburg am 22. Mai) mit leichter Mühe zu Stande kam.

Jetzt konnte Friedrich alle seine Kräfte gegen Oesterreich kehren, und aus Allem, was er von der Geldnoth der Kaiserin erfuhr, hoffen, daß nach seinem oben erwähnten Ausspruch, er wol Derjenige seyn möchte,

der den letzten Thaler in der Tasche behalten werde. Der General Belling aus Pommern verstärkte mit seinem gegen die Schweden gebrauchten Heerhaufen den Prinzen Heinrich in Sachsen zu dem sich auch Seidlitz begab; Werner und der Prinz von Würtemberg wurden nach Schlesien gerufen, und auch der ausgelösete Herzog von Bevern ward jetzt wieder in Thätigkeit gesetzt.

Die vielen Unterhandlungen verzögerten dießmal die Eröffnung des Feldzuges ungewöhnlich lange. Friedrich benutzte seine Muße in Breslau zum Studium der Fleuryschen Kirchengeschichte, des Geschichtschreibers de Thou, des Philosophen Gassendi, und zur Wiederholung seiner Lieblingslectüre, des dritten Buchs des Lucrez, und unterhielt sich darüber in freundschaftlichen Briefen mit dem Marquis d'Argens, in einem Tone, als ob er sonst kein anderes Geschäft mehr hätte. Aber vom Juni an, nachdem Czernischef mit seinem Heerhaufen zu ihm gestoßen war, richtete er sich plötzlich auf, und hoffte nun, mit raschen Schlägen und verdoppelter Kraft den letzten Feind aus Schlesien und Sachsen zu verjagen. Seine erste That sollte die Wiedereroberung von Schweidnitz seyn. Daun, der jetzt wieder an Laudons Stelle in Schlesien den Befehl führte, rückte herbei, diese Festung zu decken. Um ihm die Gemeinschaft mit derselben abzuschneiden, mußte der Theil seines Heeres, welcher die Höhen bei Burkersdorf besetzt hielt, geschlagen werden. Voll der schönsten Hoffnungen rückte Friedrich mit seinen neuen Verbündeten heran, als auf einmal eine zweite Nachricht aus Rußland der Lage der Dinge wiederum eine neue, ganz unerwartete Wendung gab.

Peter III. nämlich, sein treuer Freund, war nicht

mehr. Derselbe Ungestüm, mit dem er alle Plane seiner Vorgängerin gegen Friedrich umgestürzt, hatte ihn auch zu anderen Neuerungen verleitet, welche die Nation in den ersten Tagen seiner Regierung gegen ihn aufgebracht, und ihm, wie im folgenden Bande ausführlicher erzählt werden wird, nach sechs Monaten Thron und Leben gekostet hatten. Seine Gemahlin Katharina II. die ihm den erstern geraubt hatte, und eine Beherrscherin Rußlands war, stand in dem Glauben, daß Friedrich dem abgesetzten und ermordeten Kaiser die verhaßten Neuerungen und ein hartes Verfahren wider sie selbst angerathen habe. Es ging demnach von der neuen Regierung sogleich ein Manifest aus, in welchem Preußen der Hauptfeind Rußlands genannt, und Alles, was wegen der Einräumung des Königreichs Preußen kund gemacht worden, widerrufen und vernichtet wurde. Allein wie erstaunte man, als man bald darauf unter Peters Papieren die Briefe Friedrichs fand, in denen dieser seinen unbedachtsamen Freund auf das dringendste zu einem vorsichtigern Betragen ermahnt und ihm besonders eine edlere Behandlung seiner Gemahlin empfohlen hatte. Diese Entdeckung besänftigte die Kaiserin, und das kaum abgesandte Manifest ward zurückgenommen. Es blieb bei dem Frieden, nur daß Czernischef von dem Preußischen Heere abgerufen ward.

Es war am 19. Juli als dieser General den Befehl dazu erhielt. Er zeigte ihn dem Könige. Friedrich ward bestürzt, faßte sich jedoch schnell, und bat ihn, die Sache nur noch drei Tage verschwiegen zu halten, bis der Angriff auf den Posten von Burkersdorf und Leutmannsdorf geschehen sey. Czernischef verletzte aus Liebe zu Friedrich seine Pflicht gegen seine Monarchin, und

war noch, wenn auch nicht Theilnehmer, doch Zuschauer des kühnen Unternehmens, das auch unter dem Namen des Treffens bei Reichenbach bekannt ist (21. Jul.), und bei dem er durch die bloße Gegenwart seines Haufens einen Flügel des Daunschen Heeres in Unthätigkeit erhielt. Der Sieg ward glücklich gewonnen, und den Tag darauf trennte sich Czernischef mit schwerem Herzen vom Könige, der ihn reich beschenkte, und führte seine Truppen nach Rußland zurück.

Jetzt schritt Friedrich zur Belagerung von Schweidnitz (8. Aug.). Sie kostete unglaublich viel Arbeit, Geld, Menschenblut und Zeit: denn erst am 9. October also nach neun Wochen, ergab sich der tapfere Commandant mit seiner Besatzung. Und da sich Daun mit Bedacht nur vertheidigungsweise in den Gebirgen verhielt, so war hiermit der diesjährige Schlesische Feldzug beendigt, mit einem weit geringern Erfolge, als man es zu Anfange des Jahres erwartet hatte.

In Sachsen hatte sich die Preußische Tapferkeit dagegen in vielen kleinen, mit Kühnheit und Glück ausgeführten Unternehmungen gezeigt. Seidlitz, Belling und Kleist hatten manchen starken feindlichen Posten mit weit schwächerer Mannschaft geworfen: ja sie waren sogar oft tief in Böhmen eingedrungen, und hatten dort manches Magazin zerstört. Die Hauptheere unter dem Prinzen Heinrich und dem Grafen Serbelloni (nachmals unter Haddik) drängten einander in der Gegend von Dresden, welches zu belagern der Erstere nicht stark genug war. Am 31. September bezogen die Preußen ein Lager bei Freiberg. Hier wurde ihre Lage bedenklich, da das Reichsheer unter dem Prinzen von Stolberg, mit Oesterreichischen Regimentern verstärkt, ihnen

in den Rücken zu fallen drohte. Nur durch eine glückliche Schlacht konnte man sich aus dieser unangenehmen Lage retten. Prinz Heinrich entschloß sich rasch dazu, griff den Feind am 29. October in der Nähe von Freiberg an und schlug ihn mit Hülfe des tapfern Seidlitz völlig in die Flucht.

Bald nach dieser schönen That langte sein königlicher Bruder aus Schlesien in Sachsen an, schloß einen Waffenstillstand mit Oesterreich (24. Nov.) und vertheilte seine gesammten Kriegsschaaren dergestalt in die Winterquartiere, daß sie eine Kette von Thüringen an durch Sachsen und die Lausitz bis nach Schlesien bildeten. Er selbst hielt sich anfänglich einige Wochen in Meißen auf, dann aber nahm er sein Hauptquartier zu Leipzig.

In den Waffenstillstand waren die Reichstruppen nicht mit eingeschlossen worden. Vielmehr benutzte man denselben eben dazu, auf sie loszugehen. Der treffliche Oberst Kleist brach, schon im rauhesten Winter, mit zehntausend Preußen in Franken ein, und suchte durch fürchterliche Drohungen die Reichsstände zur Neutralität zu bringen. Bamberg, Nürnberg und viele andere Städte wurden hart gebrandschatzt. Die Preußischen Husaren streiften bis an die Thore von Regensburg. Ganz Baiern und Franken zitterten, und der Herzog von Würtemberg, der am wenigsten eine schonende Behandlung zu hoffen hatte, dachte auf Flucht. Die nächste Folge dieses Streifzuges war die, daß sich mehrere Reichsfürsten von dem Bunde gegen Friedrich lossagten, und ihre Contingente abriefen. Dieß thaten namentlich die Kurfürsten von der Pfalz, von Baiern und von Mainz, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, und die Herzoge von Meklenburg.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, der auch in diesem Jahr rühmlich gegen die Franzosen gefochten hatte, endigte am 1. November mit der Eroberung von Kassel den Feldzug und seine damalige kriegerische Laufbahn, denn am 3. desselben Monats wurden die Friedens-Präliminarien zwischen England und Frankreich unterzeichnet. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit hatte der Herzog während des Krieges die Anführer der verschiedenen Truppen, aus welchen sein Heer bestand, für sich zu gewinnen gewußt. Dieß gelang ihm vorzüglich dadurch, daß er selbst sich ihnen einzig von dem Interesse für die allgemeine Sache, ohne allen Eigennutz, durchglüht zeigte, und jedes Verdienst mit neidloser und unparteiischer Gerechtigkeit anerkannte. Oft theilte er nach einer gewonnenen Schlacht unter seine Officiere zur Ermunterung, aus seinem eigenen Vermögen, wahrhaft königliche Geschenke aus. Die Triebfeder der Ehre wußte er eben so meisterhaft als Friedrich zu benutzen, und auch in der leutseligen Behandlung der Gefangenen stellte er sich ihm gleich. Als er einige Tage nach dem Treffen bei Wilhelmsthal (24. Jan. 1762) die gefangenen Französischen Officiere, welche sämmtlich ihr Gepäck verloren hatten, an seiner Tafel speisete, öffnete er zum Nachtisch einen großen verdeckten Aufsatz, und ermunterte sie, zuzugreifen. Sie fanden darin zu ihrem Erstaunen eine Menge goldner Uhren, Dosen, Ringe, Börsen, und anderer Kostbarkeiten.

So waren denn also alle Feinde Friedrichs, nach siebenjährigem Streite, endlich vom Kampfsplatz abgetreten, und Maria Theresia stand, von ihren mächtigen Bundesgenossen verlassen, noch allein da. Friedrich preßte jetzt Sachsen zum letzten Male aus, um sich Kräfte zu ei-

nem achten Feldzuge zu verschaffen, in dem er den Frieden auf kaiserlichem Grund und Boden zu erkämpfen hoffte. Aber glücklicher Weise war dieser Kampf nicht mehr vonnöthen.

---

16. Der Hubertsburger Friede.

Maria Theresia erwog die geringe Wahrscheinlichkeit, ohne Bundesgenossen zu einem Zwecke zu kommen, den sie mit so vielen nicht hatte erreichen können; sie erwog die kränkliche Leibesbeschaffenheit ihres Gemahls, und die Nothwendigkeit, ihrem Sohne Joseph so bald als möglich die Römische Königswürde zu verschaffen; vor allen Dingen aber den ungeheuren Anwuchs ihrer Staatsschuld, die durch diesen Krieg bereits um hundert Millionen vermehrt worden war: ihr stolzes Herz beugte sich unter die Nothwendigkeit, und sie hielt es nicht mehr unter ihrer Würde, die ersten Schritte zur Versöhnung zu thun. Durch den Kurprinzen von Sachsen (Friedrich Christian Leopold) geschahen die ersten Eröffnungen. Friedrich hegte Anfangs noch einiges Mißtrauen über die wahren Absichten des Wiener Hofes, da er aber wegen des Zustandes seiner so hart mitgenommenen Provinzen das Ende des Krieges nicht minder sehnlich wünschte, gab er bei einer Wiederholung des Antrages sogleich seine Einwilligung zur Eröffnung eines Congresses. Man bestimmte hierauf das Jagdschloß Hubertsburg, zwischen Meißen und Wurzen, zum Zusammenkunftsorte, und noch im December 1762 fanden sich der Preußische Legationsrath Herzberg, der kaiserliche Hofrath Kollenbach und der Sächsische Geheimerath Fritsch als Bevollmächtigte da=

selbst ein. Am letzten Tage des Jahres wurden die Unterhandlungen eröffnet. Es gab hier keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden und hätte nicht der Oesterreichische Hof einige Versuche gemacht, Glatz zu behalten, so wäre man in wenigen Tagen am Ziele gewesen. Aber Friedrich ging nicht davon ab, daß Alles auf den Stand vor dem Frieden zurückgeführt werden müsse, und dieß ward zuletzt so vollkommen genehmigt, daß Kollenbach sogar versprach, nichts von den neu hinzugefügten Festungswerken von Glatz einzureißen; eine Großmuth, die er noch durch die Erklärung erhöhte, daß sein Hof sich kein Verdienst daraus zu machen gedenke. Am 15. Februar ward die Friedensurkunde unterzeichnet, und drei Wochen nachher war Sachsen von den Preußischen, und Schlesien von den kaiserlichen Truppen geräumt. Friedrich gab seine Stimme zur Römischen Königswahl Josephs II; August III. kehrte aus Polen in sein Kurfürstenthum zurück, und die hocherfreuten Berliner rüsteten sich, ihren sieggekrönten König nach siebenjähriger Abwesenheit recht festlich zu empfangen. Er aber, ihres gutgemeinten Prunks nicht achtend, traf geflissentlich erst spät am Abend ein (30. März), und entschlüpfte durch einen Umweg allen ihm mit so vieler Liebe und Sorgfalt zubereiteten Freudensbezeugungen.

Die zerrüttenden Folgen des ungeheuren Kampfes waren in mehr als einem Lande Europa's sichtbar. Spanien, Frankreich und Schweden waren dem Bankerotte nahe, die Englische Nationalschuld war außerordentlich vergrößert worden; Sachsen, von Feinden und Freunden ausgesogen, berechnete seine Kriegsschäden auf siebzig bis achtzig Millionen Thaler. Aber das meiste hatten doch diejenigen Länder gelitten, in denen die Franzosen und

Kosacken gewesen waren. In Hessen und Westphalen standen ganze Dörfer leer, in Pommern und der Neumark waren viele in Aschenhaufen verwandelt. Die Felder lagen brach, weil es an Saatkorn, an Vieh und an Händen fehlte, sie zu bebauen. In den Preußischen Staaten rechnete man gegen dreißig tausend Menschen, die wehrlos von den wilden Schwärmen, welche die Russischen Heere begleiteten, niedergemacht worden waren. Die blühendsten Gegenden waren Einöden geworden. Hie und da waren nur noch Weiber zur Bestreitung der Feldarbeiten übrig.

Allein der Gedanke, es ist Friede, und Friedrich lebt! erfüllte das Herz jedes wackern Preußen mit neuem Muth und neuen Hoffnungen. Werther als er, ist wol nie ein bewunderter König seinem Volke gewesen. Der Muth, sich gegen einen halben Welttheil zu vertheidigen, die Gefahren, denen er so wunderbar entronnen, die Heiterkeit, die er auch in den trübsten Stunden gezeigt, und sein unbefangenes Wesen gegen Jedermann, hatten ihm alle Herzen gewonnen. Auch die als Krüppel nach Hause kamen, bereueten es doch nicht, ihm gefolgt zu seyn, und erzählten mit Thränen des Entzückens von ihren Thaten, von dem allgemeinen Geist des Frohsinns, der in den Lägern geherrscht, und wie der alte Fritz mit ihnen gescherzt oder ihnen gutmüthig zugeredet, und was der Vater Zieten, der kühne Seidlitz, Kleist, Werner, Belling und hundert andere Officiere für herrliche Streiche ausgesonnen. Selbst die Schreckenstage von Kollin, Hochkirch, Kunersdorf erfreuten jetzt, überstanden, zehnfach in der Erinnerung. Und was den Ruhm dieses Krieges krönte, war, daß er nicht aus Eigennutz eröffnet, auch nicht mit einem Erwerb beschlossen, sondern

bloß zur Rettung der Nationalehre geführt worden war. Wo der Unterthan solche Zwecke sieht, kämpft er mit ganzer Kraft und ganzem Willen, und giebt freudig Gut und Blut für seinen König hin. So war die Gesinnung der Preußen für Friedrich. Was auch jeder gelitten hatte, es war doch Alles vergessen, sobald man Ihn gerettet sah. Noch wird fast in jeder Bauernhütte bei uns sein Holzschnitt gefunden, und die älteren Zeitgenossen, die ihn noch gesehen, erzählen Kindern und Enkeln von ihm mit Freude und Erhebung.

So der Stolz und die Liebe seines Volkes, erhöhte er in diesem, durch den so glorreich beendigten Krieg, das Gefühl für den Nationalruhm, und flößte ihm die Begierde ein, auch in den Werken und Künsten des Friedens zu glänzen. Aus den Fußtapfen des verheerenden Krieges blühten der Handel, die Fabriken, die Künste und Wissenschaften auf; ein neuer Geist schien den langsamen Ernst der Niederdeutschen zu beflügeln. Das Nähere über Friedrichs segensreiche Wirksamkeit nach dem Frieden behalten wir einem der folgenden Hauptstücke vor.

---

17. Der gleichzeitige Kampf auf dem Meere und in den Colonien.

(1756 — 1762.)

Die ersten Keime zu diesem Kampfe zwischen Frankreich und England, der in die Verhältnisse des in Deutschland von halb Europa gegen Preußen geführten, mannichfaltig hineinspielt, sind in der durch den Aachner Frieden nur unvollkommen geschehenen Lösung einiger unter jenen beiden Mächten streitigen Puncte zu suchen. Die Thei=

lung der sogenannten neutralen Inseln und die Abgrenzung von Acadien waren nicht geschehen. Das letztere Land war im Utrechter Frieden ohne genaue Grenzbestimmung an England überlassen worden. Die Franzosen behaupteten, sie hätten nur die Halbinsel Neu-Schottland abgetreten, die Engländer machten auf alles Land bis an den Lorenzstrom Anspruch.

Hierzu kam ein anderer, noch wichtigerer Gegenstand des Zwistes. Die Franzosen, als Entdecker des Missisippi, eigneten sich das ganze Land zu, dessen Flüsse sich in diesen Strom ergießen, und trafen Anstalt, ihre Niederlassungen, die am Missisippi hinauf bis zu den großen Seen reichten, durch eine Reihe von Befestigungen mit Canada in Verbindung zu setzen. Erst dadurch wurden ihnen beide Besitzungen nützlich, da der Missisippi einen schwer zu beschiffenden Eingang hat, und der Lorenzstrom während des Winters unfahrbar ist.

Aber diese Anstalten erregten bei den Englischen Ansiedlern große Unruhe, und sie hielten durch dieselben sowol ihre Sicherheit als ihren Vortheil bedroht. Canada mit Louisiana vereinigt umzog die Englischen Niederlassungen; es machte, im Fall eines Krieges, die Vertheidigung wegen der weiten Ausdehnung kostspielig, und wegen der Indianer, die nun dem Einflusse Frankreichs offen standen, gefährlich. Zugleich wurde England mit dem Verlust des einträglichen Pelzhandels bedroht. Auch sein Recht ward, seiner Meinung nach, verletzt. Die Engländer machten als Entdecker der Küste Anspruch auf alles im Westen liegende Land jenseits des Apalachischen oder Alleghany-Gebirges und die Regierung schenkte um diese Zeit einer Gesellschaft, die den Namen Ohio-Compagnie führte, 600,000 Morgen, gerade in

den Gegenden, welche zwischen England und Frankreich streitig waren. Die Franzosen widersetzten sich diesen neuen Ansiedlungen, nahmen die Englischen Kaufleute gefangen und befestigten und verstärkten sich in ihren Niederlassungen.

Der Major Washington, der bald auf einem höhern Schauplatze glänzen sollte, ward von Virginien aus an den Französischen Befehlshaber geschickt, erst, um Vorstellungen zu machen, dann, um an der Spitze eines Regiments einen wichtigen Punct am Zusammenflusse des Monongahela und Ohio zu besetzen. Die Franzosen waren aber schon zuvorgekommen, und hatten hier die Festung du Quesne angelegt. Washington mußte weichen. Von Europa aus erging hierauf an die Englischen Provinzen Befehl, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Mittel zu ihrer Sicherheit zu berathen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo auf einer Versammlung zu Albany Franklin einen Gedanken entwickelte, der erst in der Zukunft reifte. Er that den Vorschlag zu einer Gemeinversammlung aller Englischen Ansiedlungen; sie sollte bestehen aus den Abgeordneten der verschiedenen Landschaften, und aus einem, mit einer bloß verneinenden Stimme versehenen, von dem Könige zu setzenden Obervorsteher. Dieser Rath sollte allgemein verbindende Anordnungen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung treffen. Der Vorschlag ward aber verworfen, weil die einzelnen Provinzen für ihre Freiheit, die Krone für ihre Herrschaft Gefahr sah. Statt dieser Vereinigung ward von der Regierung beschlossen, den Krieg mit Europäischen Truppen zu führen, und diese durch Zuzüge, welche die Provinzen freiwillig stellen sollten, zu verstärken.

Mit dem Anfang des Jahres 1755 schiffte sich General Braddock mit einem ansehnlichen Heerhaufen in Cork ein, und Admiral Boscawen segelte mit vier und zwanzig Kriegsschiffen nach den Küsten von Nordamerica, um dem Französischen Geschwader aufzulauern, welches von Brest aus Verstärkungen nach dem Lorenzstrome bringen sollte. Bei Neufundland griff er es an, erreichte aber seinen Zweck nicht. Noch weniger glücklich für die Engländer liefen die Unternehmungen zu Lande ab. Braddock, zu wenig bekannt mit der Kriegsweise in diesen Ländern, ward, als er du Quesne angriff, mit großem Verlust geschlagen und selber getödtet. Die Niederlage verbreitete Schrecken bis an die Küste. Das Mißglücken zweier anderer Unternehmungen, gegen Crown-Point und Niagara, vermehrte jene Besorgnisse. Nur die Vertreibung der Franzosen aus Neu-Schottland war gelungen. Auch hatte man ihnen auf dem Meere einen schweren Schlag beigebracht, indem England, noch ehe die förmliche Kriegserklärung am 15. Mai 1756 erschienen war, durch seine Kaper 250 Französische Kauffahrteischiffe wegnehmen ließ.

Die Franzosen beklagten sich über diese Widerrechtlichkeit, und trafen Anstalten, sie zu rächen. Eine Flotte lief von Toulon aus, die 12,000 Mann unter des Marschalls Richelieu Oberbefehl schnell und unerwartet nach der Insel Minorca führte. Admiral Byng, Sohn desjenigen, welcher 1718 bei Messina gesiegt hatte, eilte herbei, diesen für die Herrschaft im Mittelländischen Meere so wichtigen Punct zu retten. Allein er ward von der Französischen, von Galissonniere befehligten Flotte geschlagen (20. Mai), und Port Mahon ergab sich nach einem Sturme am 28. Juni 1756.

Dieser Verlust, verbunden mit den fortdauernden Nachtheilen in America, wo die Franzosen Oswego genommen hatten, und mit den Anstalten, die Französischer Seits zu einer Landung in England getroffen wurden, erregten in dem Englischen Volke eben so viel Furcht als Unwillen. Um es zu beruhigen, ward die Schuld des Unglücks auf den Admiral Byng geschoben und diesem der Proceß gemacht. Wiewol Richelieu eine Rechtfertigung für ihn einschickte, ward er durch ein Kriegsgericht verurtheilt, und am Maste seines Schiffes erschossen.

Um die Furcht vor einer Landung zu heben, wurden Hannöversche und Hessische Truppen herbeigeholt. Allein die Gegenwart dieser fremden Soldaten wurde um so mißfälliger, als die Regierung sich zugleich mit Hartnäckigkeit einem im Unterhause gethanen Gesetzesvorschlage zur Erneuerung und bessern Anordnung der einheimischen Miliz widersetzte. Der durch den bisherigen schlechten Gang des Krieges erregte Unmuth des Volkes ward aufs Höchste gesteigert, und sprach sich laut gegen das Ministerium aus. Der König mußte es daher auflösen und ein neues bilden, in welchem jedoch William Pitt abermals eine Stelle erhielt (4. December 1756).

Aber dieß Ministerium war von kurzer Dauer. Des Königs persönliche Abneigung gegen Pitt ward erhöhet durch den Widerspruch desselben gegen seine und des Herzogs von Cumberland Ansicht über den Krieg auf dem festen Lande. Pitt legte (am 5. April 1757) seine Stelle wieder nieder. Das Volk, welches die Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe und Beredsamkeit dieses Mannes als das einzige Rettungsmittel aus der gegen-

wärtigen Noth ansah, gerieth dadurch in Bewegung. Während ihm die Städte und Körperschaften des Königreichs zum Zeichen ihrer Verehrung ihre Bürger- und Gesellschaftsrechte in goldenen Büchsen überreichten, bestürmten sie den König durch Bittschriften um die Wiederanstellung desselben. Noch bedenklicher war die Stimmung des Parlaments, und Georg II. mußte endlich dem allgemeinen Wunsche Erfüllung gewähren. Ein neues Ministerium ward gebildet, in welches, durch eine Vereinigung aller Parteien, der Herzog von Newcastle, Fox und Pitt aufgenommen wurden. Der Letztere ward die eigentliche Seele des Ganzen, und es begann ein glänzender Zeitraum, mit Recht Pitts Verwaltung genannt, in welcher der Genius Englands, neu belebt, über die Macht des vereinigten Bourbonischen Hauses triumphirte.

Wie von jetzt an Englands Theilnahme an dem Kriege in Deutschland und die Verbindung mit Friedrich II. durch Aufhebung der Uebereinkunft zu Kloster-Seven erneuert ward, ist oben erzählt worden. Nicht minder glänzend war (1758) der Umschwung des Glücks auf den übrigen Schauplätzen des Krieges, besonders in Nordamerica. Während die Englischen Geschwader die Küsten Frankreichs durch Landungen beunruhigten, die Werke von Cherbourg zerstörten, und die für Canada bestimmten Verstärkungen nicht aus den Französischen Häfen ließen, führte der Admiral Boscawen ein Britisches Heer von zwölftausend Mann unter dem General Amherst nach Halifax. Mit dieser ansehnlichen Landmacht, die durch die Americanischen Landwehren verstärkt wurde, nahm er das feste Frontignac an der nördlichen Seite des Ontariosees ein, und bemächtigte sich

der

der Festungen du Quesne und Louisbourg, wodurch er sich den Weg zu weiteren Unternehmungen auf Canada selbst bahnte.

Diese begannen im folgenden Jahre (1759). Von drei Puncten aus sollte eingedrungen werden, Quebec das gemeinsame Ziel seyn. Allein die beiden Abtheilungen, die vom Ontario und vom Champlainsee herbeiziehen sollten, rückten, nachdem sie Ticonderoga und Niagara erobert hatten, nicht weiter. Für den General Wolf, der den dritten Heerhaufen, am Lorenzstrom hinauf, unmittelbar gegen Quebec geführt hatte, wurde nun die Ausführung seines Auftrags sehr schwer; sie gelang dennoch durch den Geist und den Muth dieses Anführers. Er überwand alle Schwierigkeiten, womit Natur und Kunst den Ort umgeben hatten, und brachte das Französische Heer, das eine vortheilhafte Stellung vor der Stadt behauptete, zum Treffen (13. Sept.). Als er mitten in demselben durch eine dritte Verwundung genöthigt ward, sich hinter das Heer tragen zu lassen, empfand er keinen Schmerz, als über die Ungewißheit des Sieges, starb aber mit der größten Zufriedenheit, als er hörte, der Feind sey im Fliehen. Die Eroberung der Stadt erfolgte nun unter Mithülfe der Flotte. Einen Versuch der Franzosen, Quebec wieder einzunehmen, vereitelte General Murray. Amherst vollendete durch Eroberung von Montreal die gänzliche Vertreibung der Franzosen aus Canada (8. September 1760) und die Vernichtung der Macht, welche den Englischen Niederlassungen einst den Untergang gedroht hatte.

Während England Frankreichs Americanische Besitzungen eroberte, vernichtete es in Europa dessen Hoffnungen. Der lang gehegte Plan, eine Landung in Eng=

land oder Irland zu machen, sollte endlich zur Ausführung gebracht werden. Ein Heerhaufe versammelte sich zu Dünkirchen, die Hauptmacht in Bretagne; die Flotte von Toulon sollte sich mit der zu Brest vereinigen. Allein das groß angelegte Unternehmen schlug fehl. Die Toulonner Flotte unter dem Admiral de la Clue ward den 18. August 1759 von Boscawen bei Cap Lagos geschlagen; noch vollständiger schlug Hawke am 20. November den Admiral Conflans in der Quiberonsbay. Nur Thurot, der als Kaper sich furchtbar gemacht, und deshalb den Oberbefehl über die zu Dünkirchen ausgerüsteten Landungstruppen erhalten hatte, lief ungehindert aus, und kam mit seinem kleinen Geschwader wirklich an die Küste von Irland, wo das Volk wegen der Furcht vor einer Vereinigung mit England schwierig war, fiel aber ohne etwas ausgerichtet zu haben, am 28. Februar 1760 in die Hände der Engländer.

Diese Unfälle machten die Französische Regierung zum Frieden geneigt. Sie ließ Unterhandlungen mit England anknüpfen. Allein zu gleicher Zeit, wohl voraussehend, daß sie bei der Lage ihrer Angelegenheiten, besonders in America, auf hohe Forderungen Englands sich gefaßt halten müsse, ward mit Spanien eine Verbindung angeknüpft, um im Fall das Friedensgeschäft mißglücken sollte, mit verstärkter Macht auf dem Kriegsschauplatz auftreten zu können. Spanien war, so lange Ferdinand VI. unter dem Einflusse seiner Gemahlin regiert hatte, in dem Kriege parteilos geblieben. Aber sein Bruder Karl III. (welcher ihm 1759 gefolgt war) war den Franzosen persönlich ergeben, und empfänglicher für die Vorstellung, daß Spanien durch Bande des Bluts und der Staatskunst zur Theilnahme am Kriege gegen England verpflichtet sey.

Die Unterhandlung zwischen Frankreich und England hatte indeß ihren Fortgang. Die erstere Macht stellte, mit scheinbar großer Mäßigung, als erste Bedingung auf, daß beide Kronen im Besitze dessen bleiben sollten, was sie eine von der andern erobert hätten, mit Vorbehalt eines gegenseitigen Austausches. Man war nur noch uneinig über die Zeitpuncte, von denen an die Gültigkeit der Eroberungen gerechnet werden sollte. Frankreich brachte den 1. September 1761 für Ostindien, den 1. Julius für Westindien und Africa, und den 1. Mai 1762 für Europa in Vorschlag. Die Englischen Gesandten machten dagegen Schwierigkeiten; denn Pitt, der nach Georgs II. Tode (25. Oct. 1760) durch die Kraft seines Geistes den Einfluß des Lord Bute, der den jungen König Georg III. leitete, noch niederhielt, und im geheimen Rathe seine Stelle behauptete, wünschte den Abschluß zu verzögern, um durch Eroberung der Insel Belle-Isle an der Französischen Küste ein Ausgleichungsmittel für das verlorne Minorca in die Hand zu bekommen. In der That wurde diese Insel durch den Admiral Keppel erobert. Inzwischen war es dem Französischen Minister Choiseul gelungen, den Bourbonischen Familienpact mit Spanien zu Stande zu bringen (15. Aug. 1761), der eine so enge Verbindung beider Reiche bezweckte, daß sie fortan dem Auslande gegenüber nur Eine und dieselbe Macht bilden sollten. Beide leisteten sich Gewähr für ihre gegenseitigen Besitzungen, und die Macht jedes Theils sollte dieser Gewährleistung Nachdruck geben, im Fall der eine oder der andre einen feindlichen Angriff erleiden würde. Der achte Artikel setzte fest, daß Spanien, wenn Frankreich in Deutschland oder im Norden in Krieg verwickelt würde, ihm nur dann

beistehen sollte, wenn irgend eine Seemacht an diesem Kriege Theil nähme — was augenscheinlich allein gegen England gerichtet war. In einem besondern Vertrage hatte sich auch Spanien verpflichtet, am 1. Mai 1762 den Krieg gegen England zu erklären, wofern zu dieser Zeit der Friede zwischen Frankreich und England noch nicht zu Stande gekommen seyn sollte. Dagegen versprach Frankreich, in seiner jetzigen Unterhandlung zu London Spaniens Beschwerden mit zur Sprache zu bringen. Dem gemäß trat nun der Französische Gesandte, ohne jedoch dieses Vertrages zu gedenken, alsbald mit der Forderung auf, es sey zur Befestigung des Friedens nöthig, zu gleicher Zeit die zwischen England und Spanien streitigen Puncte auszugleichen. England verwarf diesen Vorschlag aufs entschiedenste, und damit wurden alle weiteren Unterhandlungen abgebrochen.

Pitt verlangte, daß man an Spanien, das so viele Zeichen seiner zweideutigen Gesinnung habe blicken lassen, lieber sogleich den Krieg erklären, als abwarten solle, bis es, nach geschehener Vorbereitung, ihn an England erkläre. Er behauptete, wenn irgend ein Krieg sich seine eigenen Hülfsquellen schaffe, so sey es ein Krieg mit Spanien, so lange dessen Silberflotte noch nicht angekommen sey und weggenommen werden könne. Jetzt sey eine Gelegenheit, das ganze Haus Bourbon zu demüthigen, wie sie nie wieder kommen würde; versage man in diesem Falle seinen Vorschlägen Gehör, so sey er entschlossen, nicht ferner dem geheimen Rathe beizuwohnen. Er sey durch die Stimme des Volks ins Ministerium berufen; er glaube also, daß er demselben Rechenschaft wegen seines Verhaltens schuldig sey, und könne daher nicht länger in einem Amte bleiben, das

ihn wegen Maaßregeln verantwortlich mache, die man ihm nicht länger zu leiten erlaube.

Dieser letztere Zusatz war dem Lord Bute, dem Haupte des geheimen Raths, besonders mißfällig. Dieser beschränkte Staatsmann, der Pitt's große Ansichten nicht zu würdigen verstand, bewog daher den König, die Abdankung desselben anzunehmen. Aber nur zu bald bewährte sich die Richtigkeit dessen, was Pitt vorausgesagt hatte. Nachdem die beiderseitigen Gesandten noch einige Zeit hindurch Noten gewechselt, und die Spanische Silberflotte unterdeß mit einer reichen Ladung eingelaufen war, trat Spanien mit seinen feindlichen Gesinnungen unverhohlen hervor. Es erklärte im December 1761 den Krieg nicht allein an England, sondern, in Verbindung mit Frankreich, auch an Portugal, als dieses sich weigerte, den Engländern seine Häfen zu schließen.

Wie Portugal diesen Kampf bestand, wird im folgenden Bande erzählt werden. England richtete seine Aufmerksamkeit nun doppelt nach Westindien. Hier konnte man den Französischen Handel vollends zu Grunde richten, und auch Spanien an seiner verwundbarsten Stelle treffen. Die gänzliche Eroberung Nordamerica's ließ den Engländern ein freieres Spiel, und gab ihnen die dazu nöthigen Mittel. Bei dem Feldzuge selbst lag Pitts Plan zum Grunde. Man eroberte Martinique (14. Februar 1762), Ste. Lucie, Grenada und St. Vincent. Guadeloupe war schon 1759, Dominique am 6. Juni 1761 genommen; so war England nun im Besitz dieser ganzen Inselgruppe. Um Spanien gleich beim ersten Angriff einen bedeutenden Schlag zu versetzen, ward der Angriff auf die Havannah, den Mittelpunct

des Spanisch-Westindischen Handels, gerichtet. Die Unternehmung war schwierig, wegen des ungesunden Klima's, der Festigkeit des Orts und der guten Vertheidigung der Spanier; aber am 11. August 1762 ergab sich die Stadt mit einer ganzen Flotte, die sich im Hafen befand. Zwei Monate später, am 6. October, eroberten die Engländer Manilla, die Hauptstadt der Philippinen. Die Beute, die an beiden Orten gemacht ward, belief sich auf fünf Millionen Pfund Sterling. Dennoch überstiegen die Kosten des Krieges die jährlichen Einnahmen um vieles, und die Nationalschuld wuchs von achtzig Millionen auf hundert und vierzig.

Frankreich, vom Waffenglück in seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte zu Friedenswünschen zurück, denen die Verhältnisse des Englischen Ministeriums sehr günstig waren. Das Spiel, welches den Utrechter Frieden herbeigeführt hatte, wiederholte sich; England, siegreich auf allen Meeren, ließ über den Parteienkampf im Cabinet die errungenen Vortheile fahren, und gab, zu seiner höchsten Unehre, seinen Bundesgenossen Preis, um sich auf das schnellste mit einem entwaffneten Feinde zu vertragen. Lord Newcastle, der als ein Haupt der Whigs und als Beförderer der protestantischen Erbfolge unter dem vorigen Könige alles gegolten hatte, und als erster Lord der Schatzkammer allein vom alten Ministerium übrig geblieben war, hatte dem Lord Bute seinen Einfluß bei dem neuen Könige am längsten streitig gemacht. Da er zuletzt aber doch sein Amt niederlegen mußte, beabsichtigte er, sich mit den übrigen Whigs zu vereinigen, und das Ministerium bei Fortsetzung des Krieges und bei Aufbringung der dazu nöthigen Ausgaben in große Verlegenheit zu setzen. Dieser auszu-

weichen, schien der Friede das beste Mittel. Das Ministerium weigerte sich deshalb, denjenigen Artikel des jährlichen Vertrags mit Preußen zu erneuern, wodurch England sich verbindlich machte, ohne Theilnahme des Königs von Preußen keinen Frieden zu schließen. Da Friedrich mit edlem Unwillen die ihm noch angebotenen Hülfsgelder zurückwies, wenn dieser Artikel nicht erneuert würde, so war die Englische Regierung, nicht eben rühmlich, von dieser Seite aller Hindernisse des Friedens mit Frankreich entledigt. Derselbe wurde am 3. November 1762 zu Fontainebleau zwischen England einer, und Frankreich und Spanien anderer Seits geschlossen, und am 10. Februar 1763 in einen Definitiv-Frieden verwandelt. England behielt ganz Canada und die Insel Cap Breton, in Westindien trat ihm Frankreich die Insel Grenada ab, und die vormals neutralen Inseln St. Vincent, Dominique und Tabago blieben ihm. Auch Florida erhielt es von Spanien, welches dafür von Frankreich durch Louisiana entschädigt wurde. Durch diese Abtretungen war Englands Macht in Nordamerica ungemein verstärkt worden. In der Benutzung des einträglichen Fischfangs an der Küste von Neu-Fundland wurden die Franzosen sehr beschränkt, und auf den Inseln St. Pierre und Miquelon, welche ihnen abgetreten wurden, durften sie keine Festungswerke anlegen.

Mit diesen Vortheilen war indeß die Oppositionspartei in England nicht zufrieden. Pitt, der nach seinem Austritt aus dem Ministerium Mitglied des Unterhauses geblieben war, bewies dem Parlament in einer dreistündigen Rede, daß die Bedingungen weder den gemachten Eroberungen noch den gehegten Erwartungen angemessen seyen. Er war zu Anfange dieser Rede so

schwach, daß ihn zwei seiner Freunde halten mußten. Da während der Fortsetzung derselben seine Schmerzen zunahmen, erhielt er die beispiellose Erlaubniß, sitzend sprechen zu dürfen. Er erklärte, obgleich er in dem Augenblicke unter den größten Martern leide, und sogar sein Leben aufs Spiel setze, habe er sich doch entschlossen, an diesem Tage zu erscheinen, um seine Stimme, seine Hand und seinen Arm gegen die Bedingungen eines Friedens zu erheben, der allen Ruhm des Krieges verdunkele. Aber das Ministerium hatte sich so viele Anhänger verschafft, daß die Opposition unter Pitt und Newcastle nichts ausrichten konnte. Zwar legte bald darauf Lord Bute seine Stelle nieder, weil er sich theils der durch das Anleihewesen sehr verwickelten Staatsverwaltung, theils dem öffentlichen Hasse nicht gewachsen fühlte, der ihn als den Gegner des von der Nation vergötterten Pitt traf, und sich sogar in einem Anfalle auf seine Person äußerte; aber die Meinung blieb vorherrschend, Lord Bute habe der Regierung nur seinen Namen, nicht seinen Einfluß entzogen. Daher sagte Pitt öffentlich noch im Jahre 1769: „es sey Etwas hinter dem Throne, was größer sey als der Thron selbst.“ Georg III. aber verlor durch seine Neigung zu Bute gleich Anfangs die Volksbeliebtheit, welche ihm sonst, um vieler trefflichen Eigenschaften willen unfehlbar zu Theil geworden seyn würde.

Berlin, gedruckt bei A. Petsch.